ALLGEMEINE SOZIOLOGIE

ALS

LEHRE VON DEN BEZIEHUNGEN
UND BEZIEHUNGSGEBILDEN
DER MENSCHEN

VON

LEOPOLD VON WIESE

TEIL I

BEZIEHUNGSLEHRE



MÜNCHEN UND LEIPZIG
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT
1924


EX LIBRIS
OTTO UND LIANE ZIMBLER

LEOPOLD VON WIESE

ALLGEMEINE SOZIOLOGIE

I

ALLGEMEINE SOZIOLOGIE

ALS

LEHRE VON DEN BEZIEHUNGEN
UND BEZIEHUNGSGEBILDEN
DER MENSCHEN

VON

LEOPOLD VON WIESE

TEIL I

BEZIEHUNGSLEHRE



MÜNCHEN UND LEIPZIG
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT
1924



Altenburg, Thür.,
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

MOTTO:

«Warum ist alles so rätselhaft?
Hier ist das Wollen, hier ist die Kraft;
Das Wollen will, die Kraft ist bereit,
Und daneben die schöne, lange Zeit!»
— So seht doch hin, wo die gute Welt
Zusammenhält!
Seht hin, wo sie auseinanderfällt!

(Goethe: «Problem».)

Vorwort.

Es ist jetzt gerade zwanzig Jahre her, daß ich, nach meiner Promotion in das Studium Spencers vertieft, über den Versuchen, sein System kritisch darzustellen, im bewußten Gegensatze zu seinem auf den Kosmos gerichteten Universalismus die Grundzüge dieser Schrift konzipierte. Mein Ziel war schon damals, die Verknüpfungen des gesellschaftlichen Lebens systematisch aufzuweisen und zu zeigen, in welcher Abhängigkeit voneinander die Menschen stehen, und wie die einen das Schicksal der anderen werden.

Seit dieser Zeit habe ich beständig an dem allmählichen Aufbau dieses Gedankengebäudes gearbeitet, wenn ich auch immer nur recht knapp bemessene Mußestunden schriftlichen Aufzeichnungen widmen konnte; denn die äußeren Umstände meiner Berufstätigkeit waren diesem Vorhaben wenig günstig. In den ersten zehn Jahren wurde ich vor häufig wechselnde Aufgaben verschieden gearteter Lehrämter und praktischer Obliegenheiten gestellt, bei denen ich nur selten Gelegenheit hatte, Zeugnis von den Studien zu geben, die mir am meisten am Herzen lagen. Künftige Generationen von Forschern der Gesellschaftslehre werden sich kaum vorstellen können, mit welchen äußeren Schwierigkeiten wir Heutigen an den Fundamenten der Soziologie mitarbeiten durften.

Mit der Errichtung des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften in Köln im Jahre 1919 und dem Ausbau der hiesigen Handelshochschule zur Universität konnte ich neben der Sozialökonomik auch die Soziologie mehr pflegen. Aber die Anforderungen des Hauptamtes durften nicht darunter leiden. In der Tat habe ich mich, ohne mich in den letzten Jahren darin literarisch zu betätigen, mindestens im gleichen Maße mit der Wirtschaftstheorie befaßt, die ich streng nicht nur von der allgemeinen Soziologie, sondern auch von der Wirtschaftssoziologie scheide.

Aber vielleicht ist die nur mit Ungeduld ertragene, allmähliche Ausreifung meiner soziologischen Studien dieser Arbeit zugute gekommen. Dadurch, daß ich dieselben Grundfragen immer wieder in zeitlichen Abständen durchdenken und mit den Ergebnissen der reicher anschwellenden Literatur vergleichen konnte, ver-

einigte sich mir unter beständiger Ausschaltung des nicht notwendig zur Sache Gehörigen der Gedankenkreis zum geschlossenen System.

Wesentliche Förderung erfuhr ich dabei in erster Linie durch die Werke dreier Forscher: Simmels, Waxweilers und E. A. Ross'. Simmels scharfsinnige und geschmackvolle Analysen einzelner menschlicher Beziehungen hinterließen einen nachhaltigen Eindruck. Waxweilers enge Abgrenzung der Soziologie auf die Lehre von der Anpassung an Menschen und zuletzt Ross' klare und lebensnahe Beschreibung einer großen Reihe von soziologischen Prozessen haben mir, wie die folgenden Seiten zeigen werden, und wie ich dankbar anerkenne, zu mancher Klärung verholfen. Aber zugleich wurde mir auch das, was ich für die mir gesteckte Aufgabe ansehen durfte, aus diesen Studien immer deutlicher bewußt. Simmels Analysen bedurften der Ergänzung und Vollendung durch Synthese und Systematisierung; Waxweilers Versuche mußten aus der ihnen nicht vorteilhaften Verbindung mit der Naturwissenschaft befreit werden, und Ross' wertvolle und gewichtige Bausteine für eine Beziehungslehre mußten zu einem Bau, der auf Deduktion beruht, zusammengefügt werden.

Mein Ziel war, Soziologie zu einer deutlich von anderen Disziplinen abgegrenzten, fest gefügten und folgerichtig systematisierten Einzelwissenschaft zu gestalten. Ich hoffe, daß es gelungen ist, sie von Psychologie, Wirtschaftswissenschaft — auch von der Wirtschaftssoziologie — und den anderen Sozialwissenschaften, ferner von den artes (Kunstlehren) und besonders von der Philosophie, also auch der Sozialphilosophie zu sondern.

Das, was ich im folgenden zu geben versuche, ist freilich nur ein Grund- und Aufriß. Mein Streben ging dahin, das Gerüst des Gedankenbaus lückenlos zu fügen, aber die Ausgestaltung der Einzelheiten späterer Arbeit (eigener oder fremder) zu überlassen. So reizvoll und ergebnisreich die Analysen der „Einzelprozesse" mit den Mitteln der Induktion sind, so war es doch unmöglich, über sie bei dem absichtlich knapp bemessenen Umfange dieses Grundrisses mehr als bloße Andeutungen zu geben. Aber ich suche zu zeigen, welche Fragen bei solchen Induktionen zu stellen und zu beantworten sind, und wie sich die Einzelprozesse im Gesamtbau des deduktiv geordneten Systems einordnen. Ich wünschte, damit allen denen, die bereit sind, mir auf der eingeschlagenen Gedankenbahn zu folgen, so viel Handhaben und Hilfsmittel der Forschung wie möglich zu geben, ohne ihnen die Lust an fruchtbarer Weiterarbeit zu nehmen. Oft habe ich mir die lockende Ausspinnung

eines fesselnden Einzelproblems versagt, damit die Aufmerksamkeit des Lesers nicht von den Grundlinien des Ganzen auf die zwar durch ihre Konkretheit und Lebensnähe reizvollen, aber im gegenwärtigen Zeitpunkte unserer wissenschaftlichen Entwicklung minder wichtigen Details zu lenken.

Allen denen, die vorziehen, im Namen der Soziologie Geschichtsphilosophie, Wesens- und Sinndeutungen, Spekulationen über Geist und Kultur zu geben, will ich nicht widersprechen. Ich beanspruche nicht, daß die Beziehungslehre ältere oder neuere Lehren, die den Rahmen der Disziplin anders ziehen, verdränge, jedoch, daß sie neben sie trete mit gleichem Daseinsrecht auf Wahrheitsuche.

Man darf auch nicht die Verschiedenheit der Aufgaben, die die einzelnen Richtungen der Soziologie stellen, verkennen und ihre Problematik vermengen. Die Forderung, den „Positivismus" zu überwinden, hat einen Sinn in der Sozialphilosophie, ist aber der Spezialwissenschaft Soziologie gegenüber, die wie jede Wissenschaft nach dem größten Maß von Exaktheit, das ihr Gegenstand erlaubt, zu streben hat, völlig unangebracht.

Scheler hat mit Recht von Troeltsch gesagt, daß er zum Soziologen „par résignation" geworden wäre, und „Resignationssoziologie könnte man alles nennen, was er uns in dieser Richtung gegeben hat". Das ist begreiflich und richtig für alle Denker, die (wie Scheler selbst) eben als Philosophen die Erscheinungsformen und Geschichte des Geistes in der Welt zum eigentlichen Gegenstande ihrer Forschung machen. Sie stoßen dabei auf die Beobachtung, daß die Manifestationen des Geistes durch soziale Kräfte gehemmt, aufgehalten und herabgedrückt werden. Durch diese Wahrnehmung werden sie genötigt, sich auch, um den Weg des Geistes auf Erden zu verstehen, mit den sozialen Kräften und ihren Auswirkungen auf das Geistige zu befassen. Die Resignation ergibt sich aus der Wahrheit, daß der Geist in der Welt nie seine ganzen Kräfte entfalten kann. Der eigentliche Fachsoziologe, der als solcher kein Philosoph ist und sein will, kann nicht mit Resignation Soziologie treiben; denn nicht der Weg des Geistes ist ihm Forschungsgegenstand, sondern das Verhältnis des Menschen zum Menschen als solches.

Andererseits muß die allgemeine Soziologie streng von Wirtschafts-, Rechts-, Religions- usw. Soziologie getrennt werden. Max Weber, dem wir für die Klärung von Problemen dieser Sondergebiete so viel verdanken, hat diese Scheidung nicht für seine Aufgabe gehalten.

Es war meine Absicht, wie auch die hinfällig gewordene Fuß-

note auf S. 137 zeigt, den acht Kapiteln der Beziehungslehre ein neuntes (Schluß-) Kapitel: „Der Mensch und die Beziehungsgebilde“, hinzuzufügen. Es war als Überleitung zur Gebildelehre gedacht. Im letzten Augenblick habe ich mich aber entschlossen, es aus diesem Bande herauszunehmen und lieber als Einleitung der zukünftigen Gebildelehre voranzustellen, obwohl ich mich gern zu den Problemen der Individualität geäußert hätte. Aber die Geschlossenheit der möglichst harmonisch geformten, engeren Beziehungslehre schien mir durch diese in andere Zusammenhänge hinüberweisende Darlegungen gefährdet.

Othmar Spann hat in dem ihm eigenen Propheteneifer von der Beziehungslehre und den ihr verwandten Schulen erklärt, sie würden „ihre Sprüchlein bald ausgestammelt haben“. War das nicht etwa voreilig? Ich bin bereit, zu erproben, wer den längeren Atem hat (siehe Hesekiel, 13. Kapitel, Vers 8).

Zu danken habe ich meinem Assistenten Herrn Privatdozenten Dr. Vleugels dafür, daß er das Namen- und Sachregister zusammenzustellen die Freundlichkeit hatte. Ebenso danke ich der Sekretärin unseres Instituts, Stadtsekretärin Fräulein Sophie Baum, daß sie gut leserliche Druckvorlagen mit großer Gewandtheit hergestellt hat. Hätten mir die beiden bereitwilligen Helfer diese Arbeit nicht abgenommen, so wären in den letzten Monaten meine physischen Kräfte dem Übermaße mannigfacher Arbeitsanforderungen wohl erlegen.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Grundzüge der Beziehungslehre. Verhältnis von Beziehung und Gebilde.

§ 1. Die beiden Beziehungskomplexe des Menschen: der natürliche und der zwischenmenschliche (soziale).

Unsere Aufmerksamkeit richtet sich auf das Verhalten von Menschen. Offenbar ist dieses Verhalten in Zeit und Raum sehr verschieden. Es muß verschieden sein, weil die Eigenschaften der Menschen und die Lebenslagen (Situationen), in denen sie sich befinden, verschieden sind.

Mannigfach sind ferner die Kräfte, die das Verhalten von Menschen beeinflussen. Wir ordnen sie in zwei großen Komplexen: den menschlichen und den außermenschlichen. Die außermenschlichen Kräfte werden in der Regel als natürliche (im engeren Sinne) bezeichnet. Wenn wir in bezug auf sie sagen, daß der einzelne Mensch in den Naturzusammenhang gestellt und von der Natur abhängig ist, soll damit keineswegs behauptet sein, daß der Komplex der „menschlichen" Zusammenhänge außerhalb der Natur stehe; er ist ebenso Natur wie der außermenschliche. Indessen hat der Sprachgebrauch dazu geführt, einen engeren Begriff „Natur" als Gesamtheit alles nicht von Menschen Geschaffenen in der sinnlich wahrnehmbaren Welt der Gesamtheit des auf menschliche Handlungen und Zielsetzungen Zurückführbaren gegenüberzustellen.

Für unsere Zwecke ist es erforderlich, begrifflich die Einordnung des Menschen in dem (eben eingeschränkten) Naturzusammenhang von dem Zusammenhange des Menschen mit anderen Menschen zu sondern. Nur dieser zweite ist Gegenstand unserer Untersuchungen; uns beschäftigt das Verhalten des Menschen gegen Menschen; ferner sein Verhalten gegen die „Natur", soweit es von anderen Menschen beeinflußt ist.

Darüber dürfen wir freilich die Zugehörigkeit des Menschen zur Natur nicht vergessen. Die Isolierung des Menschlichen vom Natürlichen, die wir vornehmen, darf nicht vollständig sein; der im Hintergrunde verharrende Naturzusammenhang tritt sogar auch in unseren Untersuchungen in den Vordergrund der Studien, sobald sich die

Abhängigkeit des Geschehens in der Menschensphäre von jenem Komplex als wesentlich ergibt.

Das Handeln von Menschen vollzieht sich teilweise in der Natur-, teilweise in der Menschensphäre; vorwiegend aber in beiden zugleich. Es läßt sich zeigen, daß ein bestimmter Mensch der Natur anders als ein anderer Mensch gegenübersteht, weil er in einem anderen Verhältnisse zu seinen Mitmenschen steht; anderseits wird sein Verhalten zu anderen Exemplaren der Gattung homo sapiens oft wesentlich bestimmt durch geographische, klimatische und andere Umstände; auch wird die Art, wie sich die Natur in seinem Bewußtsein spiegelt, sein Verhalten in der Menschensphäre mitbestimmen.

Eine Rangordnung der beiden Sphären vorzunehmen wäre unangebracht. Uns ist der Mensch zugleich ein Naturgeschöpf und — im obigen Sinne — ein soziales Wesen. Auch die rein zahlenmäßig vergleichende Messung der beiden Zugehörigkeiten ist undurchführbar. Nicht in der Wirklichkeit, sondern nur für unsere besonderen Erkenntniszwecke überwiegt die soziale Sphäre.

§ 2. Der beziehungswissenschaftliche Typus Mensch.

Demnach befassen wir uns im folgenden mit dem Verhalten von Menschen, soweit es durch das Zusammenleben mit anderen Menschen und durch die Abstammung von Menschen beeinflußt wird. Nicht der biologische Typus homo sapiens wird von uns als e i n Lebewesen gedacht, dessen Substanz zu analysieren wäre; wir gelangen also nicht im Laufe unserer Untersuchungen zu menschlichen Eigenschaften und Organen schlechtweg, die wieder auf ihre Zusammensetzung, auf ihre Funktion und ihr Wachstum zu erforschen wären (wie es die Biologie tut).

Vielmehr nehmen wir zwar auch einen Typus Mensch, aber nicht den naturwissenschaftlich-biologischen Typus, sondern den aus der Erfahrung des menschlichen Verkehrs und täglichen Augenscheins konkreter Personen abstrahierten Menschen und suchen ihn in seinen Beziehungen zu anderen Menschen zu erfassen. Bei diesem Verfahren wandelt sich die anfängliche Wahrnehmung von Wirkungen scheinbarer Eigenschaften des Menschen in die Erkenntnis solcher Beziehungen. Jedoch erreicht dieser Vorgang eine Grenze, wo sich Eigenschaften nicht mehr in Beziehungen auflösen, sondern sich gerade infolge der — oben erwähnten — Zugehörigkeit des Menschen zur Natur ein nicht-„sozialer" Zusammenhang auftut, dem mit den Mitteln unserer Wissenschaft nicht beizukommen ist.

§ 3. Der Begriff der Beziehung.

Dies bedarf einer besonderen Darlegung. Die Frage ist: Wie verhalten sich die Eigenschaften von Menschen zu den zwischen

Menschen bestehenden Beziehungen? Die Beziehung ist neben dem — gleich zu betrachtenden — sozialen Prozesse und dem Gebilde die eine der drei Grundkategorien unserer Wissenschaft.

Wir untersuchen nicht den (möglicherweise vorhandenen) metaphysischen Gehalt dieses Begriffs; wir fragen nicht, ob er apriorischer Natur oder ein Ergebnis unserer Erfahrung ist (das überlassen wir der Philosophie). Wir vergegenwärtigen uns nur, daß eine Beziehung ein Vorgang ist, bei dem zwei oder mehrere Größen so miteinander in Verbindung kommen, daß jede als selbständige Größe bestehen bleibt, daß aber jede Veränderungen erfährt und eine teilweise Übereinstimmung und Gemeinschaft in Einzelheiten hervorgerufen wird. Beziehungen können schließlich so häufig und so stark werden, daß als ihre letzte Wirkung die Vereinigung der Größen eintritt. Hier in unserer Lehre von den menschlichen Beziehungen handelt es sich nicht bloß um logische, sondern um gelebte, eben „soziale" Beziehungen. Die Größen, die hier in Beziehung treten, sind Menschen oder aus Beziehungen zwischen Menschen ableitbare Kollektivgebilde, die tätig aufeinander wirken. Solche Beziehungen durch Handlungen nennen wir soziale Prozesse.

§ 4. Beziehung, Gegenstand und Eigenschaft.

Der Begriff der Beziehung ist gegen die Begriffe des Gegenstandes und der Eigenschaften abzugrenzen. Ein Gegenstand erscheint uns als etwas fest Gegebenes, Substanzielles, mit bestimmten, als unveränderlich gedachten Eigenschaften. In diesem Sinne ist der naiven, nur an der Wahrnehmung orientierten Vorstellung der einzelne Mensch ein Gegenstand, den er sieht, hört, riecht; dieser Mensch scheint fest gegebene, ein für allemal bestimmbare Eigenschaften zu besitzen. Auch die (sinnlich nicht wahrnehmbaren) seelischen Eigenschaften erscheinen zunächst als feste Größen; jemand ist für diese Betrachtungsweise klug, mutig, geduldig, töricht, feige, unverträglich oder dergleichen. Die Eigenschaften scheinen dauernd mit dem Menschen verbunden zu sein.

Für eine beziehungswissenschaftliche Betrachtung lösen sich diese Eigenschaften der seelischen Sphäre (in sehr viel geringerem Grade auch körperliche Eigenschaften) teilweise in (soziale) Beziehungen auf. Damit läßt sich der Gegenstand — in unserem Falle der Mensch — auch nicht mehr bloß aus Eigenschaften bestimmen; vielmehr erklären wir uns sein Wesen in ausgedehntem Maße aus seinen Beziehungen, die, an der vermeintlichen Festigkeit der Eigenschaften gemessen, einen hohen Grad von Wechsel, Mannigfaltigkeit und Unbestimmtheit aufweisen.

§ 5. Das Kräftespiel der Beziehungshandlungen (sozialen Prozesse).

Die Beziehungen beruhen auf einer mehr oder minder lebhaften Bewegung zwischen Größen. Sie entnehmen diesen etwas und fügen es an anderer Stelle hinzu. Stellen wir uns, um eine deutliche Anschauung von diesen Bewegungsvorgängen und ihren Wirkungen zu bekommen, die Größen (Gegenstände) als Moleküle vor, die aus Atomen bestehen. Zwischen diesen Molekülen kreist ein Kräftestrom (soziale Prozesse). Er schafft ,,Beziehungen". Manches Molekül muß Atome abgeben, ohne dadurch ganz aufgelöst zu werden. Der Kräftestrom trägt die losgelösten Atome zu anderen Molekülen, die sich durch Mischung der neuen mit ihren alten Atomen verändern und anwachsen. An manchen Stellen wächst ein Molekülklumpen, entsteht ein ,,Gebilde". Andere bisher isoliert gebliebene Restmoleküle sind so geschwächt, daß sie sich schließlich gegen den starken Kräftestrom nicht mehr wehren können, sondern von ihm zu anderen Gebilden tragen lassen.

Jedoch ergibt sich, daß die Molekülklumpen, wenn sie nicht durch eine bestimmte Atommischung sehr widerstandsfähig geworden sind, der auflösenden Kraft der Prozesse durchaus nicht immer standhalten können, häufig wieder zerfallen und ihre Bestandteile in neu gemischter Form wieder frei geben. Dabei erscheint aber auch jedes isoliert schwingende Molekül kaum irgendwo noch in der alten Atomzusammensetzung. Das Spiel der Prozesse ist unaufhörlich, schafft bald große, bald kleine, größte und kleinste Gebilde; vereinigt und zerlegt beständig.

Unbildlich gesprochen: Beziehungen durch Handlungen (soziale Prozesse) führen zu Lösungen und Bindungen; sie bewirken eine beständige Veränderung der von uns als ursprünglich angenommenen Eigenschaften der einzelnen Menschen, bringen diese Einzelmenschen in zahlreiche Verbindungen mit anderen Menschen oder bereits vorhandenen Menschenkomplexen. Neue ,,Eigenschaften" entstehen durch Mischung.

§ 6. Beziehungsgebilde und Beziehungsmoleküle.

Besonders wichtig ist uns dabei die Entstehung von Beziehungsgebilden aus dem Wechselspiel der durch soziale Prozesse verursachten Bewegung. Diese Gebilde sind Kristallen vergleichbar; die ,,Kristallisationen" werden durch die sozialen Prozesse bewirkt.

Nur muß zu unserem Bilde von den Molekülen, Atomen und Kristallen gleich noch etwas ergänzend gesagt werden: Der Einfachheit halber gingen wir von einem angenommenen Zustande aus, wo zunächst nur Moleküle schwingen und noch keine Gebilde vorhanden sind. Auch blieb es unerörtert, in welchem Verhältnisse der Kräftestrom, der zwischen den Molekülen kreist, zu unserem Universum (der Gesamtheit: Moleküle + Raum zwischen den

Molekülen + Kräftestrom oder einer dieser Gesamtheit beherrschenden, ihr übergeordneten Kraft) steht.

Über den zweiten Punkt, das Verhältnis des Kräftestroms zum Universum, vermögen wir in der Tat aus der bloßen Beobachtung nichts auszusagen; es ist ein metaphysisches Problem.

Zum ersten Punkt aber wäre zu sagen: Wir hätten unsere Beobachtung des Bewegungsspiels auch an einem anderen Zeitpunkte beginnen lassen können, wo etwa die angenommenen anfänglichen Moleküle bereits in teilweise neu verbundener, und in ihrer eigenen Struktur veränderter Zusammensetzung erscheinen. Auch würde in diesem Falle die große Zahl der Gebilde auffallen.

In einem noch späteren Zeitpunkte würde eine genauere Betrachtung die seltsame Wahrnehmung gewähren, daß die Moleküle nicht nur durch Anteile an zahlreich schwingenden Gebilden seltsam mannigfach zusammengesetzt sind, sondern daß sie in einem sehr schnellen Wechsel Teilchen von sich an alle möglichen Gebilde und Moleküle abgeben, alsbald aber wieder Atome von anderswo an sich ziehen, ja, daß überhaupt die deutlich sichtbare Scheidung von Gebilde und Molekül nicht durchführbar ist.

Mit unserem Ausgangspunkte soll in der Tat nicht ein historischer, zeitlich fixierbarer Anfang gegeben werden; vielmehr gewahren wir, wann immer wir das Bild des Menschenzusammenhangs studieren, Gebilde und Moleküle nebeneinander, genauer noch: bald erscheinen die Gebilde, bald die Moleküle vorherrschend; jedes Gebilde selbst erscheint bei einer bestimmten Einstellung des „Mikroskops" als Molekül, bei einer anderen Optik jedes Molekül als Gebilde. Auch läßt sich nicht erkennen, ob Lösung oder Bindung, Differenzierung oder Integrierung überwiegen.

§ 7. Gebilde und Moleküle sind für unsere Erfahrung gleichzeitig.

Historisch läßt sich darüber, ob Gebilde oder Moleküle früher sind, nichts aussagen; wir gewahren stets ihre G l e i c h z e i t i g k e i t. Die Genesis des illustrierten Vorgangs hätten wir auch umgekehrt darstellen können, dergestalt, daß wir zunächst ein Universum mit einem Kraftstrom angenommen hätten; im Innern dieses Universums beständen große und mannigfach zusammengesetzte Gebilde, die sich gegenseitig beeinflussen, wobei Molekülabsplitterungen stattfinden.

Indessen haben wir mit Absicht den anderen Weg der Veranschaulichung (nur um eine solche handelt es sich dabei) gewählt; denn wir gewahren zwar in jedem Zeitpunkte der Menschheitsgeschichte Gebilde und Einzelmenschen nebeneinander und in gegenseitiger Abhängigkeit; jedoch erscheinen in dem Zeitraum unserer planetarischen Geschichte, über den wir begründete Vermutungen

äußern können, die früheren sozialen Gebilde und die früheren Einzelmenschen zumeist einfacher zusammengesetzt als die späteren.

§ 8. Manche Eigenschaften von Menschen sind metasozial oder natürlich, also nicht auf soziale Beziehungen zurückführbar.

Auch lehrt die Erfahrung der Menschenseele und des Menschenleibes, daß wir, wie bereits angedeutet, nicht alle Eigenschaften des Einzelmenschen auf soziale Beziehungen und Einwirkungen von Gebilden auf ihn zurückführen können. Offenbar bestehen zwischen dem Universum (dem Göttlichen) und dem Molekül (Mensch) noch andere Kraftverbindungen, die nicht ihren Weg über die Gebilde oder die anderen Moleküle in Form der *sozialen* Prozesse nehmen; auch haben die im Anfange dieses Kapitels erwähnten „natürlichen" Kräfte vielfach — wenn auch nicht allein — einen direkten Zugang zum Einzelmenschen. Freilich strahlt nunmehr der Einzelmensch (im stärkeren oder geringeren Grade) die von Gott oder der Natur — in welchem Verhältnisse diese beiden Kraftquellen zueinander stehen, ist nicht Gegenstand der Soziologie — direkt empfangenen, metasozialen (der Quelle nach: außermenschlichen) Kräfte teilweise wieder auf die sozialen Gebilde und die anderen Einzelmenschen aus, so daß durch das Medium des Menschengeistes auch diese Gebilde in den Strahlenbereich von Gott und Natur gestellt sind. Um deswillen wird auch das Metasoziale soziologisch; freilich eben nur im Rahmen dieses indirekten, vom Menschen vermittelten Zusammenhangs.

Ferner ergibt sich, daß wir gerade in der Soziologie bei allen Menschen wesen- und kernhafte persönliche Eigenschaften anzunehmen haben, die durch das Spiel der sozialen Prozesse nicht zu erklären sind und in der Tat nur aus dem Zusammenhange Gott-Mensch oder Natur-Mensch herrühren. Wir können uns das Bild des Menschen unserer Erfahrung am einfachsten im Bilde eines Gegenstandes vorstellen, bei dem ein persönlicher Kern mit einer großen Anzahl von den Kern einhüllenden Eigenschaften zweiten Grades umgeben ist, die durch das Spiel der sozialen Prozesse auf dem Wege der *sozialen* Beziehungen entstanden sind. Freilich kann sich in manchen Fällen beim Entblättern dieser Menschenzwiebel die minimale Kleinheit des metasozialen Kerns ergeben; was kernhaft erschien, wird bei fortschreitender soziologischer Untersuchung als sozial, hüllenhaft aufgewiesen. Auch ist das Zusammensetzungsverhältnis von metasozialen und sozialen (aus den Beziehungen zu anderen Menschen und zu den sozialen Gebilden herleitbaren) Eigenschaften nicht nur und nicht immer das von Kern und Hüllen. Vielmehr durchdringen die Kräfte der einen Reihe teilweise die der anderen.

Hier mögen uns vorläufig hauptsächlich zwei Erkenntnisse ge-

nügen: Wir haben beim Menschen ein (nicht soziologisch, sondern nur philosophisch oder biologisch zu erklärendes) persönliches Ich von dem (uns hier vorwiegend angehenden) „sozialen Ich", dem Produkte der gesellschaftlichen Beziehungen zu scheiden. Ferner: wir müssen in der Soziologie auf die Bewältigung der — weil falsch gestellten, unausführbaren — Aufgabe verzichten, alle Erscheinungen des individuellen und kollektiven Geisteslebens der Menschen restlos aus sozialen Beziehungen zu erklären. Sowohl manche Gefühle, Gedanken, Strebungen und Sehnsüchte des Einzelmenschen, wie die Kollektivkräfte Religion, Kunst, Wissenschaft und Ethos können nicht in ihrem eigentlichen Wesen völlig mit den Mitteln der Soziologie gedeutet werden. Jedoch sind ihre realen und historischen Erscheinungsformen immer von den sozialen Beziehungen und Beziehungsgebilden beeinflußt; man kann alles, was Menschenbrust bewegt, erhebt und erniedrigt, auch soziologisch betrachten und wird es tun müssen, will man es verstehen. Aber man wird eben nur das Soziologische an ihnen auf diese Weise verstehen können. Das ist keineswegs wenig. Bei folgerichtigem und durch genaue, zahlreiche Beobachtungen der Wirklichkeit gestütztem, durch Vergleiche geklärtem Studium ergibt sich sogar, daß sich das Apriorische, Metasoziale der Menschensphäre beständig zugunsten des Sozialen (Zwischenmenschlichen) zurückschieben und seiner Ausdehnung nach vermindern läßt. Sehr vieles, was vorher als eigentlich philosophisch, religiös, ästhetisch, ethisch, logisch erschien, löst sich dabei in Produkte sozialer Beziehungen auf. Immer bleibt ein letzter, soziologisch unaufklärbarer, vielleicht unendlich kleiner Kraftrest, über den sich die Soziologie als solche einer Wesensdeutung enthalten muß. Daß sie ihn beständig belagert und ihm durch die Wurfgeschosse ihrer Methode beizukommen sucht, ist ihre Aufgabe.

§ 9. Die gesamtwissenschaftliche, logische und die soziale Kategorie der Beziehung.

Die Auflösungen von Eigenschaften in Beziehungen ist nicht nur ein Problem der Soziologie. Der Begriff der Beziehung (in der Allgemeinheit, wie er oben zunächst gegeben wurde) ist eine Grundkategorie der meisten Wissenschaften. Substanzen mit vermeintlichen Eigenschaften in Gebilde mit Beziehungen umzuwandeln, wird fast überall, wo man analysiert, versucht. Nur wird dieses allwissenschaftliche Verfahren bei uns auf dem besonderen Felde der Beziehungen von Menschen zu Menschen geübt; aus der logischen Kategorie Beziehung wird, wie gesagt, die soziale Kategorie Beziehung. Ferner entsteht hier aus einer einzelnen Methode die eine Hälfte der Gesamtaufgabe einer Disziplin; die andere Hälfte besteht aus der die Analyse ergänzenden Synthese.

Wenn wir Soziologie als Beziehungslehre schlechtweg bezeichnen, so handelt es sich um eine Abbreviatur; genauer ist uns die Soziologie die Lehre von den Beziehungen und Beziehungsgebilden der Menschen.

Die Möglichkeit einer entsprechend verfahrenden Tier- oder Pflanzensoziologie soll damit auch nicht geleugnet werden; wir beschränken uns hier nur in beabsichtigter Einengung des Themas auf Menschensoziologie.

Daß die Beziehungen ein so wichtiger Gegenstand aller Wissenschaften sind, erklärt sich aus dem mathematischen Gehalt dieses Begriffs. Alle Wissenschaft strebt danach, Qualitäten möglichst in Quantitäten zu wandeln, jene also als Größen e i n e r Zahlenreihe aufzuweisen. Man sucht dies durch vergleichende Messungen zu erreichen, also dadurch, daß man Größen, die zunächst als qualitativ verschieden erscheinen, in Beziehung zueinander setzt.

§ 10. Die Gebilde sind nicht wahrnehmbar, trotzdem real.

So notwendig es uns erscheint, als methodologisch gegebenen Ausgangspunkt unserer Untersuchungen den Typus des Einzelmenschen zu nehmen, so betrachtet, wie aus dem Vorausgehenden hinreichend hervorgehen mag, die Beziehungslehre keineswegs die Menschenwelt, die man häufig als „Gesellschaft“ bezeichnet, nur als ein Reich des atomisierten Verkehrs von selbstgenugsamen, unverbundenen Einzelmenschen. Vielmehr erscheinen sie ihr als mannigfach durch Gebilde verbunden. Auch sind viele menschliche Beziehungen g e r e g e l t; die Zugehörigkeit zu Gebilden legt den Einzelmenschen bisweilen eine für Wiederholungen geltende feste Beziehungsbahn auf. Unseren Sinnen wahrnehmbar sind freilich nur konkrete Körper, Menschenleiber; zwischen ihnen nur atmosphärische Luft, Organismen und leblose Stoffe. Die sozialen Gebilde sind selbst nicht sinnlich wahrnehmbar und nur durch Symbole körperlich vertretbar. Aber sie sind für unsere innere Vorstellungswelt erkennbar. Sie leben in den Seelen konkreter Menschen. Zwar kommen die flüchtigeren Gebildetypen von geringer Dauer der konkreten Wahrnehmung als einer Mehrzahl von Menschen nahe. Ein Menschenhaufen kann, wie wir sehen werden, bereits ein soziales Gebilde sein. Aber das, was an ihm Gebilde ist, ist nicht mit der Summe der mit den Sinnen wahrnehmbaren Menschen identisch, sondern ist das abstrakte Produkt aus gewissen zwischen diesen Menschen bestehenden Beziehungen. Ein Gebilde besteht, strenggenommen, niemals aus Menschen, sondern aus Vorstellungen, die auf Beziehungen zurückzuführen sind; in unserem Falle also auf Beziehungen, die zwischen den Menschen vorhanden sind, die im Haufen zusammenstehen. — Es gibt Gebildeformen, die wohl so alt sind wie das Menschen-

geschlecht selbst, so die Form des Paares. Andere entstehen im Laufe der Geschichte und verschwinden auch wieder in ihr. Alle Gebilde sind unkörperlich, aber in der Erfahrungswelt wirksam und insofern real.

§ 11. Mensch und Beziehungsgebilde.

Es ergibt sich: Die Eigenschaften der Menschen erklären sich teils aus ihrer natürlichen, biologischen Beschaffenheit, die uns hier nur indirekt und gelegentlich angeht, teils aus ihrem von uns angenommenen, aber gleichfalls außer Betracht bleibenden Zusammenhang mit Gott, teils drittens aus sozialen Beziehungen. Diese sind Gegenstand der Forschung unserer Disziplin. Sie sind teilweise Beziehungen von Mensch zu Mensch, teilweise Einwirkungen der Beziehungsgebilde auf den Menschen.

Die Beziehungsgebilde bestehen nur in den Vorstellungen von Menschen, existieren also so lange, als Menschen entsprechende Vorstellungen hegen. Ihre Lebenskraft ist von der Tiefe, Nachhaltigkeit, Ausgebreitetheit und Wiederholbarkeit dieser Vorstellungen abhängig. Manche dieser Vorstellungen (wie die von Staat, Kirche, Familie, Verein) sind zwar vielfach ungenau und nebelhaft, sind aber so ausgebreitet, nachhaltig und wiederholbar, daß sie zu abstrakten Mächten werden, die gleichsam ewig und überirdisch erscheinen. Doch sind diese rein geistigen Gebilde durchaus gemäß den Eigenschaften der sie denkenden, fühlenden oder wollenden Menschen beschaffen. Nur weil der menschliche Geist ins Unendliche zu streben liebt, erscheinen auch die Gebilde unendlich.

§ 12. Unsere Aufgabe und ihre Lösungsmöglichkeit.

Es ist eine schwierige, aber notwendige Aufgabe, Ordnung und Übersicht in diese Mannigfaltigkeit von Beziehungen und Gebilden zu bringen, die den in Zeit und Raum dahinfließenden Strom des zwischenmenschlichen Lebens erfüllen. Auf den ersten Blick eilen die bald schimmernden, bald dunkelfarbenen Fäden eines verworrenen Geflechts an unserem Auge vorbei. Das gelegentlich hierfür gebrauchte Bild eines Teppichs bietet sich dar. Die Soziologie soll sein Muster zu erkennen lehren.

Methodologisch besteht unsere Aufgabe in dem Versuche einer möglichst weitgeführten Quantifizierung der qualitativen Unterschiede des sozialen Geschehens. Wir versuchen seine Erscheinungen in wenigen klaren Linien zu ordnen, auf denen nur noch zahlenmäßige Unterschiede vorhanden sind. Die Aufgabe ist unendlich; ein großer Teil von ihr jedoch durchaus lösbar. Die Verschlungenheit der Linien und die Dichtigkeit ihrer Verknotungen bereitet Schwierigkeiten. Stellt sich uns ein Erscheinungskomplex dergestalt als eine verwickelte und knotenreiche Spirale dar, so müssen wir sie zur Geraden zurückbiegen und die Knoten aufzulösen ver-

suchen. Alsdann müssen wir, da die Bogenlinien der Spirale keinen genau fixierbaren Anfang aufweisen, unseren Ausgangspunkt an der für die weitere Beobachtung einfachsten Stelle nehmen. Wo wir also mit solchen (systematischen, nicht geschichtlichen) Untersuchungen beginnen, ist eine reine Zweckmäßigkeitsfrage. Wir wählen ihn, wie gesagt, beim Einzelmenschen, wie ihn unsere sinnliche, naive Wahrnehmung erkennt, und bei seinen gleichfalls wahrgenommenen Eigenschaften. Von da schreiten wir zu den allgemein-menschlichen Beziehungen fort, gewahren, wie sie sich zu Gebilden verdichten, und ordnen die Beziehungen in den Gebilden und zwischen ihnen.

Dem Hinwege entspricht der die Beobachtungen des ersten Teiles nachprüfende Rückweg: vom Gebilde über die Beziehungen zum Menschen. Im Gleichnis: Wir biegen dabei unsere künstlich geschaffene Grade zur Spirale (der Wirklichkeit) zurück, ohne freilich in diesem Denkprozesse je wieder die ganze Verwickeltheit der ursprünglich von uns geschauten, realen Lebensspirale wiederherstellen zu können.

§ 13. Die zwei Grundbeziehungen der Bindung und der Lösung.

Dieser Vorgang der Analyse und Synthese (der Biegung der Spirale zur Graden und ihrer Rückbiegung) wäre undurchführbar, wenn sich nicht alle Beziehungen (und demgemäß die Beziehungsgebilde) auf sehr einfache, allgemeinste Bewegungslinien zurückführen ließen, deren Zahl klein, nämlich 2 ist. (Im Bilde: So verschlungen auch die Spirale ist, so weist sie doch zwei sich ablösende und wiederholende Grundlinien auf.)

Es gibt zwei Grundbeziehungen zwischen Menschen, die Beziehungen des Zu- und (nach der Verbindung zwischen ihnen) des Miteinander auf der einen Seite, des Aus- und (nach der Trennung) Ohneinander auf der anderen Seite. Alle Beziehungen und Beziehungsgebilde lassen sich auf die elementaren Vorgänge: Binden und Lösen zurückführen.

Die Verschlungenheit zwischenmenschlicher Begebenheiten ist auf den häufigen Wechsel und auf die gegenseitige Durchdringung dieser beiden (begrifflich voneinander zu trennenden) Grundbewegungen zurückzuführen.

Demnach teilen wir alle sozialen Prozesse ein in 1. verbindende, 2. lösende und 3. in bestimmter Hinsicht verbindende, in anderer Hinsicht lösende Prozesse.

§ 14. Das specificum sociologicum.

Diese Einteilung ist die arteigene der Soziologie. Eine Untersuchung irgendeines zwischenmenschlichen Geschehens wird da-

durch zu einer soziologischen, daß sie den in ihm vorgehenden Bindungs- oder Lösungsvorgang oder die Verknüpfung zwischen Binden und Lösen an ihm beobachtet.

Von der Ethik, Psychologie, Ästhetik, Politik usw. werden die menschlichen Beziehungen unter anderen Gesichtspunkten und nach anderen Einteilungsprinzipien betrachtet; die Soziologie beobachtet sie jedoch nur nach der Art und dem Grade des Zu- und Auseinander und dem Mischungsverhältnisse zwischen beiden. Die Beziehungslehre kennt nur die Bewegungen zur Vereinigung oder zur Flucht; tertium in sociologia non datur.

Es gibt keine soziologisch indifferenten Beziehungen zwischen Menschen und zwischen (sozialen) Gebilden, d. h. Beziehungen, die weder verbindend noch lösend sind, da alle Bewegungen von Gegenständen Veränderungen der räumlichen Lage zueinander sind. In allem, was ich einem anderen Menschen gegenüber tue, muß ich ihm (sei es auch nur minimal) näherkommen oder von ihm abrücken oder schließlich in mancher Hinsicht näherkommen, in anderer von ihm abrücken.

Die Zweiteilung aller menschlichen Beziehungen in solche des Zu- und des Auseinander gibt erst der Soziologie die nur ihr eigene selbständige Problematik, gibt ihr ihren formalen und ihren exakten Wissenschaftscharakter.

Fragt man, wieso es diese beiden Arten als einzige Grundarten der Beziehungen gibt, so kann man entweder darauf hinweisen, daß sie empirisch überall und zu allen Zeiten feststellbar sind; oder man folgert sie aus der biologischen Menschennatur, die teilweise zur Verbindung mit Artgenossen, teilweise zur Behauptung der Ichheit gegen die Art und Artgenossen drängt; oder man erklärt sie — was ich, wie oben versucht, in diesem Anfangszusammenhange vorziehen würde — mit den beiden einzigen Möglichkeiten der Bewegungsbahnen von Größen schlechtweg (in ihrem Verhältnisse zueinander). Es ist das die formalste, allgemeinste, mathematischste Betrachtungsweise. Bildlich: Die Menschen sind uns hierbei gleichsam Figuren auf dem riesigen Schachbrette des Lebens, die mit jedem Schachzuge (Beziehung, sozialen Prozesse) bald näher aneinander-, bald auseinanderrücken; hier erscheinen sie zu Massen oder Gruppen gehäuft, dort in loserer Verbindung, dort schließlich in Isoliertheit. Damit haben wir das Grundschema der Soziologie gegeben. Gerade weil die letzten Untersuchungen über das Verhältnis von Mensch zu Mensch und von Gebilde zu Mensch (z. B. von bestimmten

erotischen oder von Dienstbarkeitsbeziehungen oder zwischen einem Sektierer und dem Staate, oder was man sonst wählen mag) so kompliziert sind und ihre Analyse so leicht ins Zusammenhanglose führt, ist es notwendig, das einfachste, berechenbarste, vom Inhaltlichen losgelösteste Schema zu wählen, also eine unpsychologische, unbewertbare, dafür verdeutlichungsfähige Kategorie dem gesamten System zugrunde zu legen. Nur durch die völlige Allgemeinheit, Allgültigkeit, Wiederholbarkeit dieser leeren letzten Beziehungsformen läßt sich Einheitlichkeit erzielen.

Dabei sind diese beiden Grundformen für das mit den kalten Gedanken mitschwingende Gefühl doch auch wieder gar nicht so „leer". Denn was könnte es für unser Herz Wichtigeres geben als die Frage, welches Maß von Nähe oder Ferne zu unseren Mitmenschen (oft: zu unserem Mitmenschen) in einer vorhandenen Beziehung vorliegt?

Das ungeheuer wechselvolle Geschehen des zwischenmenschlichen Lebens erscheint dem Soziologen in dieser bestimmten, für alle seine Untersuchungen maßgebenden Vereinfachung als ein Gesamtprozeß der Verbindung von Menschen untereinander und des Meidens, Von-Einander-Lösens von Menschen. Alles, was auf Erden geschieht, ist der Beziehungslehre nur insofern von Belang, als es Vorgänge des Zu- oder Auseinander von Menschen sind. Wir untersuchen nichts weiter als die Prozesse der Gesellung und der Vereinzelung (Assoziation und Dissoziation).

Läßt man diesen Leitfaden bei allem Wirrwarr im Labyrinthe des gesellschaftlichen Lebens nicht aus der Hand gleiten, so kann man auch nicht mehr, was bisher so oft geschehen ist, aus soziologischen in psychologische, rechtliche, wirtschaftliche, vor allem nicht in sozialphilosophische Untersuchungen hinübergleiten. Anderseits ist kein anderer Ausgangspunkt denkbar, von dem aus man sonst zu einer arteigenen Soziologie gelangen könnte. Nur diese Art der Abstraktion gibt die notwendige Absonderung des Formalen vom Inhaltlichen der Beziehungen. Bei jedem anderen Versuche wandelt sich bald die angeblich spezifisch soziologische Betrachtungsweise etwa in die der Kulturmorphologie, Massenpsychologie, Völkerkunde oder in eine andere mehr inhaltlich bestimmte und von anderen Grundideen ausgehende Nachbarwissenschaft. Bei unserem Verfahren wird jedoch an den Vergesellschaftungsvorgängen eben das abstrahiert, was „gesellschaftlich" an ihnen ist.

§ 15. Das Absehen von besonderen

Der Zweck, um dessentwillen sich im einzelnen Falle Menschen suchen oder meiden, tritt für uns hinter der Art, wie sie zueinander

oder auseinander treten, zurück. Daß dieser Zweck im Einzelfalle die Art der Verbindung mitbestimmt (oft sogar wesentlich mitbestimmt), bleibt uns nicht verborgen. Aber den Zwecken entnehmen wir nicht das Einteilungsprinzip (wie in den anderen Wissenschaften vom sozialen Menschen). Richtung und Rhythmus der Bewegung ist oft bei ganz verschiedener Zwecksetzung die gleiche; gleiche Zwecksetzung führt zu ganz verschiedenen Bewegungslinien der sozialen Prozesse. Wir sondern also nach Richtung und Rhythmus der Bewegung; die Sozialökonomik, Jurisprudenz, Sprachwissenschaft usw. nach den Zwecken gesellschaftlicher Beziehungen.

Zwecken der einzelnen sozialen Prozesse und die Hervorhebung ihres Rhythmus und ihrer Richtung.

Die Zahl der verschiedenen Zwecke menschlicher Verbindungen und Lösungen ist gleichfalls unendlich. Auch ihnen gegenüber bemühen sich die Wissenschaften um Ordnung und Einteilung. Wir können Systeme menschlicher Handlungen, Bewertungen und Zielsetzungen als wirtschaftliche, politische, rechtliche, künstlerische, wissenschaftliche, religiöse, ethische usw. unterscheiden und demgemäß die einzelnen (neben der Soziologie stehenden, anderen) Sozial- oder Kulturwissenschaften voneinander sondern. Die jedesmaligen, einheitlichen Zweckinhalte ergeben die einzelnen Wissenschaften. Stets hat man es auch hier mit menschlichen Beziehungen zu tun; aber es sind entweder die menschlichen Beziehungen zu wirtschaftlichen oder zu politischen oder zu religiösen usw. Zwecken, die untersucht werden. Den Zwecken entsprechen die gleichfalls aufzuweisenden Mittel. Die Fülle der Mittel wird im Zusammenhange mit dem vorangestellten Zwecke dargetan und geordnet. Beispielsweise in der Sozialökonomik: Sie ist die Wissenschaft vom vereinten Handeln der Menschen zu wirtschaftlichem Zwecke, d. h. zum Ausgleiche zwischen den Bedürfnissen und den relativ knapp vorhandenen Mitteln zur Befriedigung der Bedürfnisse. Wie diese Aufgabe durch Preisbildung und Organisation gelöst wird, ist dort zu zeigen. Es ergibt sich dabei, daß die Beziehungen der Menschen zueinander für die Lösung auch dieses Problems mitentscheidend sind: Konkurrenz, Genossenschaftsbildung, Arbeitsteilung usw. sind Beziehungen zu Wirtschaftszwecken. Sie sind sicherlich auch Beziehungen des Zu-, Mit-, Aus-, Gegeneinander. Aber sie interessieren in dieser Wissenschaft nicht als solche, sondern als dem (genannten) Zwecke dienende Mittel und nur als solche. Auch den Beziehungstheoretiker interessiert, wie wir sehen werden, die Konkurrenz sehr stark, aber nicht als Mittel zur zweckmäßigsten Bedarfsdeckung, sondern als eine besondere Mischform von Zu- und Auseinander, die auch auf

anderen Gebieten des sozialen Lebens (zu anderen Zwecken) vorkommt. Erst durch die mindestens doppelte Betrachtung der Konkurrenz nach wirtschaftstheoretischem und nach soziologischem Gesichtspunkte ergibt sich ihre relativ erschöpfende, wirklichkeitsnahe Erfassung.

Sicherlich hat es ferner etwa die Rechtswissenschaft in ausgedehntem Maße mit menschlichen Beziehungen zu tun; aber eben mit Rechtsbeziehungen. Der Mensch erscheint hier von vornherein als Rechtssubjekt (gelegentlich auch Rechtsobjekt). Alle Untersuchungen über die menschlichen Verbindungen und Lösungen sind dabei unter das Zeichen des Rechts als der leitenden Grundidee dieser Abstraktionen gestellt. Wenn wir alles sammelten, was uns die Jurisprudenz über das Verhalten der Menschen lehren kann, so würde das sehr viel und sehr aufschlußreich sein; aber wenn wir annehmen, das wäre nun überhaupt alles, was wir über den sozialen Menschen erfahren könnten, würden wir irren. Sie gibt ein notwendigerweise einseitiges, zu vervollständigendes Bild. Die Menschen sind eben nicht bloß Rechtssubjekte. In der Regel ist ihnen diese Eigenschaft sogar wenig bewußt und meist weniger wichtig, als daß sie etwa Wirtschaftssubjekte sind. Wir ergänzen als Soziologen das Bild des Juristen nach einer (auch nicht die Totalität erschöpfenden) Seite hin: wir zeigen den Menschen als Mitmenschen im positiven und negativen Sinne. Ich würde sagen: als Nahen oder Fremden, wenn sich dabei nicht leicht Vorstellungen aus der Sphäre der bewertenden Ethik einschlichen.

Entsprechende Betrachtungen lassen sich über den Menschen der Kunst-, Religions-, Sprach- usw.-Wissenschaften anstellen. Nie gibt eine von diesen Wissenschaften den ganzen Menschen oder alle Beziehungs- und Gebilde-Möglichkeiten und -Tatsachen. Jede von ihnen muß hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, wie auch die Soziologie hinter ihr zurückbleibt. Die voll erlebte Realität läßt sich in das Schema einer einzigen Wissenschaft nicht pressen. Nicht einmal die Gesamtheit aller Wissenschaften vermag sie zu geben. Jede fordert die Ergänzung durch jede andere. Hier suchen wir die Ergänzung dadurch zu geben, daß wir den Menschen darstellen, sofern er andere Menschen sucht oder meidet.

Die Art der Isolierung in der Soziologie ist also insofern grundsätzlich von den Isolierungen in anderen Sozialwissenschaften verschieden, als ihr die Zwecke der Beziehungen nicht primär sind, aber bei allem menschlichen Handeln das soziale Verhalten (eben das Suchen, Vereinigen, das Meiden und Isolieren) von ihr zu erfassen ist.

§ 16. Das System der Beziehungen.

Um diese Aufgabe zu bewältigen, bedarf sie eines deduktiv geordneten Systems der Beziehungen des Zu- und des Auseinander; sie ist aber ferner angewiesen auf Selbstbeobachtung und Studium des täglichen, praktischen Lebens; sie benötigt schließlich die Kenntnis eines möglichst großen Teiles der Beobachtungen, die die anderen Wissenschaften bei der Erfüllung ihrer Aufgaben über die Beziehungen des Bindens und Lösens machen. Sie nutzt die Lehren der Sozialökonomik, Jurisprudenz, Psychologie, Biologie usw. Aus den Bildern vom religiösen, künstlerischen, wirtschaftenden usw. Menschen ergibt sich ihr das Bild des sozialen Menschen. Es würde zu unbestimmt und konturlos sein, wenn sie es nicht in das Rahmenwerk ihrer eigenen Kategorien einzeichnete.

Die Beobachtung des praktischen Lebens zeigt ein unendlich kompliziertes, wechselndes Bewegungsspiel menschlicher Beziehungen. Geht man vom Einzelmenschen der Gegenwart aus, so sieht man ihn in Billionen von Beziehungen und Gebildzugehörigkeiten gestellt. Wie die Infusorien im Wassertropfen unter dem Mikroskop hin- und herzucken, so bietet das tägliche Leben das Bild von unaufhörlicher Anziehung und Abstoßung. Wieder soll unser Begriff-Rahmenwerk helfen, dem Verstande Übersichten zu ermöglichen.

So eng wir damit die Ausmaße der Soziologie wählen, um ihr einen möglichst großen Grad von Exaktheit zu geben, so wichtig erscheint uns die Hervorhebung der *zweifachen* (bzw. dreifachen) Bewegungsrichtung der zwischenmenschlichen Prozesse. Von der allergrößten Bedeutung muß uns das „*sowohl — als auch*" (sowohl: Bindung, als auch Lösung, als auch Mischung beider) sein. An allem sozialen Geschehen verfolgen wir, wie gesagt, nur diese Bewegungen; aber eben beide nach-, unter Umständen nebeneinander. Die Unvollkommenheit mancher vorhandenen soziologischen Systeme und ein Irrtum vieler Kritiker unserer Wissenschaft beruht auf der Annahme, es gelte uns nur die Vereinigungsbewegung und ihre Ergebnisse festzustellen. Geschieht das, so entsteht eine ganz unvollständige, falsch isolierte Wiedergabe des Verhaltens der Menschen. Zu wähnen, im Laufe der Geschichte würde das Menschenleben und das Menschengeschlecht immer kollektiver, ist ebenso falsch wie zu glauben, der Einzelmensch würde immer selbständiger und autarker. Vierkandts These: „Tatsächlich lebt und webt der Mensch in der Kollektivität" ist ebenso falsch oder ebenso richtig wie ihre Antithese: „Tatsächlich lebt und webt der Mensch in der Isoliertheit". Die *beiden* Entwicklungsbewegungen, die einst Spencer als die

kosmischen, wie auch sozialen nachgewiesen hat, die der Integration und der Differenzierung, müssen beide mit gleicher Aufmerksamkeit beobachtet werden. Die Soziologie hat es in gleicher Weise mit den Kollektiva, mit den Gruppen und den Massen, mit dem Kollektivgeiste und den Assoziationsbewegungen zu tun wie mit dem Singulären, dem isolierten, einsamen Menschen, dem Geiste der Absonderung und den Dissoziationsprozessen. Sie ist auch eine Lehre vom Einzelmenschen und von der Persönlichkeit. Die Einsamkeit ist für sie ebenso ein „sozialer“, d. h. zwischenmenschlicher Zustand wie die Geselligkeit.

Noch einmal: Mit unserer obigen Zweiteilung der Beziehungen haben wir den richtigen Ausgangspunkt für unsere (systematische, nicht historische) Wissenschaft gefunden. Dieser muß so beschaffen sein, daß er einfach und inhaltsleer, jedoch ganz allgemein und für alle Zeiten, Orte und Erscheinungsweisen gültig ist. An dieser Grundeinteilung halten wir fest; sie gibt uns die Gesamtorientierung und die Begrenzung.

Jedoch ist uns die Soziologie keine Physik des sozialen Lebens. Die rein mechanische Aufgabe, das Messen der Bewegungsbahn, ist nur das Verfahren, nicht das Erkenntnisziel. Dieses ist außermechanistisch. Das Verhalten der Menschen ist letztlich etwas Qualitatives.

§ 17. Die Stellung der einzelnen Beziehung im Gesamtsysteme.

Die Quantifizierung der Beziehungen soll uns nur die Ordnung der Beziehungen zueinander schaffen. Sonst ist eben eine Ordnung überhaupt nicht möglich. Aber bei jeder einzelnen Beziehung suchen wir das ihr arteigene Wesen so gut zu beschreiben, wie es mit den Mitteln des diskursiven Denkens überhaupt möglich ist. Das Qualitativ-Eigenartige des Freundschaftsverhältnisses im Vergleiche mit dem erotischen, dem Kindschafts-, Herrschafts- oder sonstigen Verhältnisse wird nicht von uns ausgelöscht oder beiseite geschoben. Es kann in seinem Wesenskern nur durch Appell an das Mit- und Nachfühlen berührt werden. Verständlich gemacht werden soll es darüber hinaus durch die quantitativ feststellbaren Beziehungswirkungen, die es schafft, wobei uns der Vergleich dieser Wirkungen mit den Wirkungen anderer zwischenmenschlicher Verhaltungsweisen hilft. Der Aufweis des Festigkeitsgrades des Bandes, den ein sozialer Prozeß um Menschen schließt (oder des Beharrungsgrades in der Isoliertheit) ist ein Mittel, um der besonderen Qualität der einzelnen Beziehung näher zu kommen. Ihr eigentlicher Erlebnisinhalt kann darüber hinaus nicht wissenschaftlich analysiert, nur, wie gesagt, durch Erinnerung an das eigene Erlebnis dem subjektiven Empfinden

und Wollen nähergerückt werden. Wie wir oben hervorhoben, daß wir den „Kern“ des Menschen nicht soziologisch erfassen könnten, so muß hier weiterhin ausgesprochen werden, daß wir auch den Qualitätskern der Beziehung nicht verstandesmäßig vorstellbar machen können. Aber bei der Analyse der einzelnen Beziehung muß und kann dem Vorhandensein der inhaltlichen Besonderheit ganz anders Rechnung getragen werden als beim Gesamtsystem, das eben nur die Aufgabe des tragenden Gerüstes zu erfüllen hat.

Unsere letzte innere Teilnahme heftet sich nicht an das Abstrakt-Formale, Mathematisch-Zahlenmäßige, so sehr es das Wesen unserer Methode bildet; unsere Teilnahme gehört vielmehr dem Menschenlose. Die (metaphysische, in die Philosophie gehörige) Prämisse unserer Soziologie bildet der Satz: das Schicksal des Menschen ist von dem Geflechte des Zu- und Auseinander der Menschen in hohem Grade abhängig. Zur allgemeinen Menschenkunde trägt die Soziologie ihren Anteil bei, wenn sie zeigen will, wie stark oder schwach die gegenseitige Abhängigkeit und die Macht der Gebilde ist.

§ 18. Beziehung und sozialer Prozeß.

Deshalb bleiben wir nicht bei den linearen (im Ideal in Kurven darstellbaren) Beziehungen stehen, sondern wir heben das Geschehen, das Handeln, das die Beziehung schafft, hervor. Nicht eigentlich die Beziehung, sondern der soziale Prozeß ist unser Gegenstand. Wenn wir uns nur für die bloße Beziehung interessierten, könnte es gleichgültig sein, ob sie durch menschliches Handeln (und Unterlassen) oder ob sie durch mechanische Kräfte oder chemische Vorgänge bewirkt wird. Uns aber muß es einmal auf den Gehalt an Energie, Tat, Kraftäußerung, Geschehen ankommen. Deshalb lösen wir das Zuständliche, Statische möglichst in Bewegung, Kinetik, Prozeß und Geschehnis auf. Vor allem betonen wir ferner, daß es um menschliches Handeln geht, sei es, daß es von Menschen bewirkt wird, sei es, daß es wenigstens auf Menschen, auf Fühlen und Wollen von Menschen einwirkt. Das Subjektivische, Belebte fesselt uns. Als Verursacher von Beziehungen kommen sicherlich nicht bloß Bewußtseinsvorgänge in Frage, sondern auch äußere, objektive Kräfte; aber das Zwischenmenschliche ist, wenn nicht durch die Ursache, dann durch die Wirkung immer auch das am menschlichen Fühlen und Wollen Orientierte.

Aber noch einmal: Wir können und wollen vom einzelnen sozialen Prozesse, den wir in seiner besonderen Qualität mit den Mitteln der Wissenschaft nicht ganz erfassen können, nichts anderes aussagen, als den durch ihn geschaffenen Grad der Ver-

bindung oder Sonderung, den er bewirkt oder durch den seine Bewegung hervorgerufen worden ist. Durch Vergleich ist dies bis zu einem gewissen Grade meßbar. Von da aus gelingt teilweise eine verstandesmäßige Erkenntnis auch des einzelnen sozialen Prozesses selbst.

Wie etwa beispielsweise Ausbeutung wirklich vom Ausbeutenden oder Ausgebeuteten erlebt wird, können wir nicht allgemein überzeugend sagen (nur durch Mitteilungen über Erlebtes oder Nachempfundenes innerhalb der Grenzen unserer Subjektivität schildern). Aber wir können feststellen, welche Grade von Sonderung und Vereinigung mit ihr in einer großen Anzahl beobachteter Fälle verknüpft waren; wir können also unabhängig von unseren persönlichen Einschätzungen „das und das" über die besondere Natur dieses sozialen Prozesses aussagen.

Die (nie völlig erreichbare) Exaktheit der Erkenntnis wird um so größer sein, je mehr das Quantifizierungsverfahren unser System beherrscht; je mehr wir also die Bewegungen „Zu" und „Von-weg" aus den Ausbeutungsfällen usw. zu abstrahieren wissen.

§ 19. Die Elastizität des Systems.

Damit wird wohl auch die Bedeutung eines geschlossenen Systems der sozialen Prozesse (Beziehungen) verständlich sein. Es muß die stets und allgemein vorhandenen beiden Grundprozesse, Bindung und Sonderung, weiter in Hauptprozesse zerlegen, diese wieder in Unterprozesse bis zu den geschichtlichen, lebensnahen Einzelprozessen. Die strenge Deduktion wird alsdann auf ihre Richtigkeit beständig durch Induktionen nachgeprüft. Aus irgendeinem Stücke der Wirklichkeit, z. B. den Erlebnissen einer einzelnen Familie oder eines bestimmten Vereins, entnehmen wir die besonderen, in einem bestimmten Zeitraum eingetretenen Vorgänge in den Beziehungen ihrer Glieder; diese kasuistisch zusammengestellten Begebenheiten müssen sich soziologisch (was damit gemeint ist, wird jetzt klar sein) in den Rubriken unseres Systems einordnen lassen. Wir suchen nach den Plätzen für diese aus der Wirklichkeit extrahierten Beziehungstatsachen im Gesamtschema. Ergibt es sich, daß sie nicht völlig unterzubringen sind, so erweist sich die Erweiterung oder Umgruppierung dieses Schemas als notwendig.

Nehmen wir z. B. an, wir erfahren etwas Neues über den Verkehr von Sippengenossen bei einem Naturvolke oder hören von neuen Methoden der Reklame in einer amerikanischen Weltstadt. Der Soziologe fragt also: handelt es sich hier um eine neue Beziehungsform zwischen den Menschen, die ich in meinem Begriffsnetze noch nicht „gefangen" habe, oder liegt das Neue gar nicht in den

Beziehungen, sondern nur in den Zweckinhalten oder sachlichen Mitteln zur Erreichung des Zweckes? Neu kann im ersten Falle z. B. sein, daß die Sippe auch in Tätigkeit tritt für bestimmte Rechts*zwecke*, ohne daß sich an den bekannten Verbindungen zwischen den Sippengenossen etwas geändert hat. Dann fällt die Berücksichtigung des Neuen der Jurisprudenz, nicht der Soziologie zu. Es kann jedoch auch eine ganz neue Art der Verbundenheit von Menschen zu beobachten sein, der gegenüber unsere soziologischen Kategorien versagen; eine Einordnung in sie würde den Tatsachen Gewalt antun. Hier ist eine neue Kategorie, vielleicht nur eine neue Ab- und Unterart einer vorhandenen Kategorie notwendig. Im zweiten Falle kann das Neue der Reklame beispielsweise in der Verwendung eines neuen Stoffes für ihre Zwecke bestehen. Das interessiert den Reklametechniker, nicht den Soziologen. Es kann aber auch dadurch der Händler mit seiner Ware in stärkerem Grade als früher die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen imstande sein; sogleich fragt der Beziehungsforscher: Ist in meinem Systeme von Kontakten diese Berührungsform von Anbieter und Konsumenten hinreichend berücksichtigt?

Das System, das wir im zweiten Kapitel aufzustellen versuchen, soll deshalb nicht als ein endgültiges, metaphysisch oder apriorisch gefestigtes gelten. Vielmehr dient es lediglich als heuristisches Mittel. Neue oder gründlichere Erfahrungen sollen es verbessern, ausbauen oder auch beschränken.

§ 20. Die Soziologie ist eine Lehre vom Handeln der Menschen.

Diese arteigene Betrachtungsweise der Soziologie ist insofern nicht philosophischer Art, als sie die Beziehungen nicht bewertet und nicht ihrem übersozialen Sinne nach *deutet*, sondern eben nur ordnet. Sie ist aber auch nicht die Betrachtungsweise der Psychologie.

Die Soziologie ist die Lehre von den sozialen Prozessen, also vom *Handeln* der Menschen, nicht von den Bewußtseinsvorgängen in den Menschen. Sie hat es nicht primär mit Seelenzuständen, sondern mit Geschehnissen zu tun, die (äußerlich mehr oder weniger wahrnehmbar) Veränderungen in der Gruppierung von Menschen hervorrufen. Unsere *Handlungen* sind Fakta, die von Raum, Zeit, den Gesetzen der Physik und den Regeln der stofflichen wie der belebten Umwelt abhängig sind. Sie sind stets auch etwas Nichtpsychisches und müssen dementsprechend auch erklärt werden. Als solche *objektive* Erscheinungen sind sie in einem äußeren, *sachlichen* Zusammenhang mit der Natur eingeordnet; die sozialen Prozesse sind eben auch Naturprozesse. So kann etwa der Vorgang der Anhäufung (Aggregation) ob-

2*

jektiv, ohne Bezugnahme auf Bewußtseinsvorgänge, nach dem Vorbilde und den Methoden der Physik untersucht werden.

Zweitens und vorwiegend sind freilich zwischenmenschliche Beziehungen subjektive, d. h. auf Bewußtseins- und besonders Willensvorgänge zurückführbare Erscheinungen.

§ 21. Die Stellung der Motive im Systeme.

Sie sind nicht bloß durch Motive, sondern auch durch außerseelische Vorgänge verursacht. Aber die Motive haben einen großen Anteil an der Verursachung. Indessen ist die Analyse der seelichen Vorgänge selbst nicht unsere Aufgabe, sondern die der Soziopsychologie und Psychosoziologie. Sie wird oft innerhalb der soziologischen Untersuchungen vorgenommen werden müssen, aber nur insoweit, als es zur Analyse und Messung der Bewegungserscheinungen des sozialen Prozesses erforderlich ist.

Ferner ist mit der Rückführung der sozialen Erscheinung auf das seelische Phänomen (auf das Motiv oder die Motivkomplexe) sehr oft nichts erklärt; denn der damit bloßgelegte Bewußtseinsvorgang, z. B. die Willensregung, weist wieder in soziale Zusammenhänge des wollenden Einzelmenschen zurück. Daß jemand so oder so fühlt und denkt, kann in starkem Grade aus seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe herrühren. Nicht immer ist das Psychische das Primäre, das Soziale das Sekundäre. Vielmehr weist die eine Erscheinung in die andere hinüber. Das Seelische ist in das Soziale, das Soziale in Seelisches eingebettet. Der Zusammenhang zwischen den beiden Wissenschaften ist damit sehr eng. Aber ihre Aufgaben und grundsätzlichen Fragestellungen sind, was vielfach verkannt wird, völlig verschieden. In der Psychologie ordnet und analysiert man innere, d. h. Bewußtseinsvorgänge; in der Soziologie äußere Gruppierungen von Menschen. Aber wenn ich die Bewußtseinsvorgänge verständlich machen will, muß ich oft auf die Gruppierungen, will ich die Gruppierungen verdeutlichen, muß ich auf Bewußtseinsvorgänge eingehen.

Die bewegenden Kräfte, die die Umstellung und Umgruppierung der Menschen (wie sie die Soziologie untersucht) verursachen, sind also 1. äußere Einflüsse, Anlässe, Drucke, Lösungen und 2. innere Antriebe (Begehrungen, Motive, Interessen), wobei die erste und die zweite Gruppe vielfach miteinander verknüpft auftreten.

§ 22. Das Verfahren der Beziehungslehre.

Daß die sozialen Prozesse der Bindung und Lösung (Beziehungen) Gegenstand der Soziologie sind, wissen wir nun. Was aber kann von ihnen im Rahmen unserer Wissenschaft ausgesagt werden? Können sie „erklärt“ werden? Darauf antworteten wir bereits, wenn man unter Erklären das „Evident“-Machen ihres

Wesens versteht, mit Nein. Die Aufgabe ist: Die sozialen Prozesse a) begrifflich abzugrenzen gegen andere und zu beschreiben, b) in dem Gesamtsystem einzuordnen, c) zu analysieren, d) zu messen und e) zu vergleichen. (Es fehlt also die philosophische Aufgabe der Bewertung und Sinndeutung.)

Bei der Analyse kommen die eben erwähnten zwei Betrachtungsweisen der Prozesse a) als objektive Naturgeschehen, b) als subjektive, seelische Erscheinungen in Frage. Im ersten Falle ergeben sich Zusammenhänge der Soziologie vor allem mit der Biologie, im zweiten, wie wir gesehen haben, mit der Psychologie.

Zur Messung gehört die Untersuchung der Häufigkeit, Dauer, Gradstärke und des zeitlichen Verhältnisses von Auftauchen und Verschwinden der Beziehung. Stets ist das Zusammengesetzte und Komplexe in seine Elemente zu zerlegen, das Verwickelte auf das Einfache zurückzuführen.

Läßt sich dabei die Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen feststellen? Bei der Antwort auf diese Frage erinnern wir uns der Vieldeutigkeit der Worte Gesetz und Gesetzmäßigkeit. Meint man damit nur Regelmäßigkeiten, Rhythmen der Wiederholung, so ist die Aufweisung von Gesetzmäßigkeit eine unserer Hauptaufgaben. Versteht man darunter die Aufhellung eines metaphysischen, überempirischen Sinnes, der als ewiges Gesetz die Erscheinungen nach göttlichem Ratschluß lenkt, so wird man diese Aufgabe der Philosophie zuweisen. Auch ihren Behauptungen gegenüber wird der methodologische Zweifel des vorsichtig schließenden Wissenschafters nicht ruhen dürfen. Die Gefahr, daß sich rein spekulative Vorstellungen, an denen die Gefühle, Hoffnungen und Eitelkeiten der Menschen Gefallen finden, in die exakten Untersuchungen der Soziologie einschleichen, ist stets für uns alle groß. Man entgeht ihr am ehesten dadurch, daß man die sinndeutende Erklärung so lange hinausschiebt, bis das Material, das die Beschreibung herbeigetragen und die Systematisierung geordnet hat, hinreichend angewachsen ist, um in die dunkle Tiefe der letzten Zusammenhänge dringende Schlüsse weniger willkürlich, als es heute der Fall ist, zu gestalten. Erst muß die Morphologie der „Gesellschaft" wirklich ausgestaltet sein; dann kann man sich an ihrer Metaphysik versuchen.

§ 23. Der verbale Charakter des Begriffs der Gesellschaft.

Es liegt im Wesen unserer Grundauffassung, die im sozialen Prozesse das Element der wissenschaftlich zu untersuchenden Tatsachen sieht, daß sie nicht von einem Gesellschaftsbegriffe ausgeht und nicht eine Definition dieses Begriffes voranstellt. Für uns gilt durchaus der Satz Waxweilers, daß Gesellschaft

ein Name sei, dessen Sinn entschwindet, wenn man ihn vertiefen will („dont le sens s'évanouit, quand on veut l'approfondir"). Stellt man sich unter Gesellschaft etwas Substantivisches, Substanzielles und Umgrenzbares vor, so läßt sich nur antworten, daß sie nie und nirgends vorhanden ist, daß es sie überhaupt nicht gibt. Gesellschaft ist ein durchaus v e r b a l e r Begriff, ein Geschehen, ein Vorgang. Es gibt nur Vergesellschaftung. Das Wort Gesellschaft sollte nur eine bequeme Abkürzung für den Sprachgebrauch sein. Es ist bisweilen umständlich, die strengere und richtigere Ausdrucksform statt des Scheinsubstantivs zu setzen. Der Aberglaube, es gebe ein substanzielles, körperlich-organisches oder geistig-abstraktes Etwas, das Gesellschaft heißt, muß überwunden werden, wie der Glaube, es gebe einen Ort im Raume, der Himmel, einen anderen, der Hölle heißt. Das Reale, das an die Stelle der Substanz Gesellschaft zu setzen ist, ist die Summe der Vorgänge, die wir soziale Prozesse genannt haben. Die Gebilde, die aus ihnen entstehen, ergeben in ihrer Gesamtheit nicht ein riesiges Gesamtgebilde: Gesellschaft. Sie selbst sind ja nur auf den Wegen der sozialen Prozesse Verdichtungen, die nur in den Vorstellungen der Menschen bestehen. Der Umstand jedoch, daß sie geistiger Art und nicht sinnlich wahrnehmbar sind, macht sie noch nicht unwirklich. Man mag die Gebilde insgesamt oder die (gleich zu erwähnenden) abstrakteren Arten von ihnen, wenn man will, als Gesellschaften bezeichnen; indessen fügen sie sich nirgends zu einem Universalgebilde Gesellschaft zusammen. Man kommt weder zu d e r Gesellschaft durch Addition von Staat + Kirche + Unternehmung + Verein usw.; noch läßt sich ein überstaatlich-überkirchlich-übervereinliches Mammut-Gesellschaftsgebäude aufweisen, das mehr als die Summe, meinetwegen das Produkt jener Gesellschaften wäre. Man kann immer nur das Gesellschaftliche abstrahieren; man kann letzte, abgezogene Attribute als gesellschaftliche unklar zusammenfassen; es zeigt sich aber nirgends ein Seiendes, Definierbares, dem man diese Attribute zuweisen könnte.

§ 24. Die falsche Antithese Individuum-Gesellschaft.

Damit lassen wir manche überkommene, irreführende Vorstellungen hinter uns, die bisher den Zugang zu klaren, lebensnahen Erkenntnissen in der Soziologie versperrt und zum mindesten erschwert haben. Uns ist „die Gesellschaft" kein Lebewesen, auch kein geistiger Organismus. Wir betrachten nicht die Menschen und ihre Gruppen als T e i l e eines riesenhaften, ein für allemal gegebenen G a n z e n. Die falsche Antithese Individuum — Gesellschaft schreckt uns nicht, weil es im sozialen Leben weder ein für allemal gegebene „Individuen", noch eine gleichbleibende Ge-

sellschaft gibt. Es gibt nichts, das nur Individuum und nichts, das nur Gesellschaft wäre; ebenso wie es nichts gibt, was nur Teil oder nur Ganzes wäre. Nur für eine augenblickliche, den Fluß der Veränderungen künstlich festhaltende (bisweilen als Experiment notwendige) Querschnittsbetrachtung ist das eine ein Teil, das andere ein Ganzes. Schon im nächsten Augenblick der wieder einsetzenden Bewegung verschiebt sich das Verhältnis. Das Ganze löst sich in Teile auf oder wird wieder Teil eines anderen Ganzen, und der bisherige Teil entpuppt sich als ein kompliziert zusammengesetztes Ganzes. Die Einzelmenschen, die man mit dem kläglichen Worte Individuen geschmäht hat, stellen sich uns als Verdichtungen unendlich vieler Einflüsse der sogenannten Gesellschaft (richtiger: zahlreicher „gesellschaftlicher", d. h. zwischenmenschlicher Beziehungen) dar, und umgekehrt gewahren wir, daß alle Gesellschaft immer wieder aus handelnden Menschen besteht, die einst gelebt haben oder jetzt leben. Wenn wir bestimmten Zusammenhängen des sozialen Lebens zeitlich und örtlich nahe genug stehen, erkennen wir, daß sie aus fortwährenden Willenskreuzungen von Menschen entstehen, deren Begehrungen wiederum nicht bloß von ihnen selbst, sondern von zahllosen — eben „gesellschaftlichen" — Beziehungen abhängig sind.

Gerade weil sich die Substantiva Individuum und Gesellschaft für uns in die Verba individualisieren und vergesellschaften auflösen und damit dem Zugriffe der Konkretes suchenden Hand entziehen, ist es notwendig, eine zu unanschauliche Abstraktion dadurch zu vermeiden, daß der methodologische Ausgangspunkt unserer Untersuchungen der Einzelmensch von Fleisch und Blut (in typisierter Form) ist. Gerade weil wir dartun wollen und müssen, daß auch seine „Konkretheit" (im Sinne von gleichbleibender Substanziertheit) eine Fiktion ist, seine Eigenschaften vielmehr teilweise in ein Spiel von Beziehungen auflösbar sind, können wir dieses Haltes an der Anschauung insoweit nicht entbehren, daß wir sagen: wir suchen das Verhalten von miteinander verkehrenden Menschen dadurch verständlich zu machen, daß wir von der Fiktion ausgehen: Anfang, Mitte und Ende des sozialen Lebens ist der einzelne Mensch.

Wie sich das Verhältnis von Mensch und Sozialgebilde, z. B. dem Staat, für ein bewertendes Urteil der Metaphysik darstellt, ist damit in keiner Weise vorweggenommen. Freilich können unsere empirisch-systematischen, soziologischen Untersuchungen viel Material liefern, das vielleicht auch der philosophischen Spekulation zeigt, daß darüber allgemein gültig und beweisbar kaum etwas ausgesagt werden kann.

Aber so wenig brauchbar uns der Begriff „die Gesellschaft" — es sei denn als eine ganz leere Form und völlig ausgebrannte Vorstellung — erscheint, so wichtig ist uns der damit nicht zu verwechselnde des sozialen Gebildes. Wir haben ihn oben als Verdichtungen von Beziehungen aufgewiesen, wobei aus dem Flusse der sozialen Prozesse, den Vorgängen und Handlungen, etwas Zuständliches, Seiendes entsteht, das sich freilich immer wieder verändert, jedoch für einige (geringere oder größere) Dauer in den Hauptzügen beharrt. Das Gebilde unterscheidet sich von der Gesellschaft durch seine pluralistische Existenz. Es gibt stets eine Mehrzahl von Gebilden.

Diese sozialen (zwischenmenschlichen) Gebilde bestehen nur in den Vorstellungen der Menschen. Sie setzen aber stets eine Mehrzahl von Menschen voraus, und ihre konkreteren Arten sind, abgesehen von ihren Symbolen, dadurch auch wahrnehmbar, daß sie in Zusammenhang mit einer Mehrzahl von Menschen stehen. Für das naive Auge ist ein soziales Gebilde nichts anderes als zwei, drei, mehrere, viele, sehr viele Menschen. Da sich aber die Vorstellungen von sozialen Gebilden nicht bloß da finden, wo mehrere Menschen räumlich vereinigt sind, sondern jeder von ihnen diese Vorstellung mit „nach Hause" in seine Einsamkeit mitnehmen kann, da ferner zu den Gebilden häufig auch vergangene und zukünftige Menschen gehören, ja der Inhalt von Vorstellungen abstrakterer Gebildearten sich bisweilen ganz von der Vorstellung der Existenz konkreter Einzelmenschen löst, so daß die Idee „Kirche" oder „Staat" mit einer großen versammelten Menschenschar kaum mehr verknüpfbar ist, wird uns die Gleichsetzung Gebilde = viele Menschen nur als methodologischer Ausgangspunkt für unsere Untersuchungen dienen können.

§ 25. Die drei Hauptarten der Gebilde. Wir werden, um das hier vorwegzunehmen, drei Hauptarten von zwischenmenschlichen Gebilden unterscheiden: a) Massen, b) Gruppen, c) abstrakte Kollektiva. Sie unterscheiden sich nach ihrer Dauer und nach dem Grade ihrer Abstraktheit. Massen sind lockere Gebilde, bei denen der Zusammenhang zwischen einer größeren Zahl konkreter Menschen und ihnen deutlich erkennbar ist. Die Gruppe besitzt der Masse gegenüber größere Dauer; die Vorstellungen, die sich die Menschen von einer solchen Gebildeart machen, verleihen ihr eine größere Selbständigkeit und Eigengesetzlichkeit gegenüber den ihr angehörigen, aber immer noch zahlenmäßig und konkret bestimmbaren Personen. Die abstrakten Kollektiva hingegen erscheinen den Menschen, die sie denken, fühlen oder wollen, als überpersönliche, von Einzelmenschen relativ unabhängige Gebilde.

So sehr wir imstande und oft geneigt sind, diese sozialen Gebilde als außer uns Menschen Seiendes, über uns Herrschendes zu denken und zu fühlen, so existieren sie in Wahrheit doch nur in unseren Seelen, wie auch die sozialen Prozesse (auch wenn wir diese als objektive Naturkräfte fassen) nicht selbst sinnlich wahrnehmbar sind. §26. Das Wesen der Gebilde.

Damit, daß wir die Existenz der Gebilde ins „Innere" der Menschen verlegen und aus der Welt der greifbaren Dinge verweisen müssen, sind sie nicht etwa als etwas Gespenstig-Kraftloses bezeichnet. Die größte Gewalt über die Menschen haben stets ihre eigenen Vorstellungen. Das, was in unserer Seele lebt, regiert uns. Oft erscheint uns das, was greifbar um uns ist, unwirklich und unwirksam, aber eine „Einbildung" als das Lebendige.

Dadurch ferner, daß wir den einzelnen Menschen als wahrnehmbar, die sozialen Gebilde aber als bloße Vorstellungsinhalte erkennen, ist über das Verhältnis ihrer W i r k s a m k e i t zueinander noch nichts ausgesagt. Es bleibt zu untersuchen.

Die viel erörterte Frage, wie sich der Einzelmensch zu den Kollektivkräften verhalte, ist sehr oft in falscher Zuspitzung gestellt worden. Wenn Comte behauptet, daß der einzelne Mensch eine Abstraktion, das wahrhaft Lebende „die Gesellschaft" sei, oder wenn betont wird, daß das soziale Gebilde Eigenschaften besitze, die sich von denen ihrer Elemente, der Menschen, unterschieden, so ist dabei Richtiges und Falsches in einer höchst verhängnisvollen Weise vermengt worden.

Versteht man unter Abstraktheit die Verneinung der Wahrnehmbarkeit, so ist es natürlich ein Unsinn, den einzelnen Menschen als eine Abstraktion zu bezeichnen. Will man nur damit sagen, daß seine vermeintlichen Eigenschaften in hohem Grade aus den Beziehungen zu den (nicht konkreten) sozialen Gebilden herrühren, so wäre nichts einzuwenden.

Sehr oft ist (z. B. von den deutschen Idealisten, den Romantikern und der französischen Dürkheim-Schule) behauptet worden, daß das Gebilde mehr und etwas anderes als die bloße Summe von Einzelpersonen ist, aus denen es besteht.

Etwas anderes? Sicherlich. Sie ist nur das (vorgestellte) Produkt aus den Beziehungen dieser Personen. Mehr? Ja und Nein. In gewisser Hinsicht sehr viel weniger; denn die Personen gehen nicht in ihrer Totalität in das Gebilde über, sondern nur mit oft recht geringen Teilen des Inhaltes ihres Seelenlebens. Aber zugleich auch mehr, wenn man die Vorstellungen, die die Personen vorher hegten, ehe sie an dem Gebilde teilnahmen, mit denen vergleicht, die sie nunmehr erfüllen. Erst die Idee des Gebildes und

die Zugehörigkeit zu ihm weckt Kräfte im Menschen, die ihm sonst fehlen. In bestimmten Verbundenheiten können Menschen neue Eigenschaften erlangen; aber immer nur Menschen, nie die Gebilde haben diese neue Eigenschaften. (Nur um eine umständliche Ausdrucksweise zu vermeiden, dürfen wir [höchst ungenau] von Eigenschaften der Gebilde sprechen. Es läßt sich kaum vermeiden, zumal da wir uns so gewöhnt haben, unsere Vorstellungsinhalte von Staat, Familie, Heer, Paar usw. als quasi Wahrnehmbares aufzufassen, so daß eine Sprechweise, die den wahren Sachverhalt darzulegen versuchen wollte, uns gerade umgekehrt als unwahr erscheinen würde.)

Die Rückwirkungen (sozialen Prozesse), die von den Beziehungsgebilden auf die Menschen ausgehen, die Wandlungen, die dadurch an den Menschen erfolgen, sind nicht minder stark als die ,,natürlichen" Einflüsse (im oben gekennzeichneten engeren Sinne).

Eine große Zahl von Einzelmenschen, in deren Vorstellungen nur eine unentwickelte ,,Idee" von ihrer Verbundenheit lebt, wird unter Umständen sehr viel kraftloser sein als eine kleine Gruppe mit starkem ,,Gruppengeist" oder ,,Gruppenselbstbewußtsein". Genau genommen kann die Gruppe — selbst eine Vorstellung — kein Selbstbewußtsein besitzen; es handelt sich um das Bewußtsein ihrer Mitglieder, das durch das Gruppenverhältnis, in dem sie zueinander stehen, eine größere Leistungsfähigkeit und Sicherheit erhält. Mit der Gewöhnung an diese Vorstellung trennt man immer mehr den Gefühlsinhalt ,,Gruppe" von der Vorstellung der eigenen persönlichen Existenz ab und operiert mit ihm, als ob es neben und über den — bestimmten (sagen wir z. B. zehn) — Personen, die zur Gruppe gehören, noch die Gruppe selbst als eine Person gäbe. Diese Art der Verselbständigung eines Vorstellungsinhaltes hat sich im Laufe der Geschichte als außerordentlich fruchtbar und ausbaufähig erwiesen, bis sich schließlich eine gigantische Abhängigkeit aller Menschen von diesen ,,Geschöpfen" ergab, ,,die sie machten".

Gerade die enge Verbindung, in die wir in unserer Soziologie die Gebilde mit den menschlichen Beziehungen bringen, macht erst die große Einflußkraft der Gebilde auf die Menschen ganz verständlich. Der Zusammenhang von Mensch und Gebilde ist ja nicht nur derart, daß jeder einzelne Mensch seine selbständigen, eigenen Vorstellungen von diesen Gebilden allein hat; vielmehr werden seine Gebildevorstellungen in stärksten Maßen von den Vorstellungen beeinflußt, die sich andere Menschen vor ihm und neben ihm dar-

über gemacht haben. Auf dem Wege der sozialen Prozesse überträgt sich der Vorstellungskomplex von Mensch zu Mensch, Gruppe zu Gruppe. In sehr vielen Fällen ist Denken, Fühlen und Wollen des Menschen mehr bestimmt durch das, was andere denken, fühlen, wollen, als durch das, was er aus sich selbst heraus sich vorstellen würde. Der Umstand, daß andere Menschen (Väter und Ahnen, Freunde und Berufsgenossen, Nachbarn und Sippengefährten) bestimmte Vorstellungen z. B. vom Staate ausgebildet haben und dem Einzelmenschen durch ihren Einfluß aufnötigen, bewirkt, daß ihm eben die Idee Staat als eine reale soziale Macht entgegentritt. Ist die Reihe der Generationen, die die Vorstellungen von bestimmten Gebilden (wie etwa vom Staate) ausgestaltet und autoritativ weitergetragen haben, sehr groß, der Erfahrungsschatz, der sich mit dieser Tradition verknüpft, beträchtlich und nützlich, so erscheint die sich auftürmende und verdichtende Kollektivgewalt, gerade weil sie abstrakt ist, ungeheuer und alle Maße der menschlichen Leiblichkeit unendlich überragend. Trotzdem steht es in jedes Menschen Belieben, wieweit er das Gebilde als real anerkennen will. Doch darüber wird im weiteren Verlauf unserer Darlegungen noch manches zu sagen sein.

§ 27. Die Zweiteilung der Gesamtaufgabe.

Es wird nunmehr auch verständlich sein, daß wir das ganze System dieser Beziehungslehre (im weiteren Sinne: als Lehre von den Beziehungen und Beziehungsgebilden der Menschen) in zwei Teile zu zerlegen haben: in die eigentliche Beziehungslehre (im engeren Sinne: als Lehre von den Beziehungen der Menschen) und zweitens in die Gebildelehre (als Lehre von den Beziehungsgebilden).

Im ersten Teile ist der Einzelmensch der Ausgangspunkt der systematischen Untersuchungen, im zweiten Teile das Gebilde. Ferner ist im ersten Teile der soziale Prozeß (die Beziehung) das Element des Geschehens, der Vergesellschaftung (im positiven und negativen Sinne). Es sind stets Vorgänge, Handlungen, die wir im Zusammenhange dieses Teiles gewahren. Im zweiten Teile betrachten wir das Zuständliche, zu dem die sozialen Prozesse führen. Dabei bleibt auch im zweiten Teile die primäre Bedeutung des sozialen Prozesses gewahrt, wie im ersten die Existenz der sozialen Gebilde nicht übersehen werden kann.

Im ersten Teile, der Beziehungslehre, handeln wir a) von den Beziehungen erster Ordnung, d. h. von den Beziehungen zwischen Einzelmenschen; sodann b) von den Beziehungen zweiter Ordnung, d. h. von den zwischenmenschlichen Beziehungen, die das Vorhandensein von Gebilden zur unmittelbaren Voraussetzung haben.

Hier ergibt sich eine Schwierigkeit: In der Wirklichkeit gibt es keine Beziehungen von Einzelmenschen ohne das Vorhandensein von Gebilden. Jeder Mensch „gehört" bestimmten Gebilden „an", (d. h. er und seine Mitmenschen haben die Vorstellung, daß seine Existenz an das Vorhandensein dieser Gebilde geknüpft ist). Indessen können und müssen wir zunächst bei unseren Untersuchungen von diesem Zusammenhange absehen und die Einzelmenschen in dieser Hinsicht theoretisch isolieren; denn viele Wirkungen von Mensch auf Mensch sind unabhängig von den besonderen Einflüssen der Gebilde; sie sind allgemein-menschlich. Ohne diese Isolierung würde sich das soziologische Wesen z. B. der erotischen und freundschaftlichen Beziehungen nicht verdeutlichen lassen. Auch bauen ja beständig die zwischenmenschlichen Beziehungen an den Gebilden; wir müssen also, um diese Bautätigkeit zeigen zu können, einen Zustand annehmen, in dem es zunächst nur diese „Bauarbeit", die Vorgänge des zwischenmenschlichen Verkehrs, aber noch keine fertigen Gebilde gibt. Der soziale Prozeß kann nur dann in seiner vollen Elementarkraft vorgeführt werden, wenn er nicht als etwas vom Gebilde Abgeleitetes erscheint.

Die Beziehungen zweiter Ordnung spielen sich innerhalb der Gebilde ab. Sie können, da das Gebilde nur in Vorstellungen besteht, stets nur seelischer Natur sein.

Um nicht immer die Ausdrücke: „erster oder zweiter Ordnung" verwenden zu müssen, nenne ich im folgenden, wenn nichts anderes gesagt ist, die Beziehungen zweiter Ordnung: soziale Prozesse (im engeren Sinne). In dieser abkürzenden Terminologie würden also die (bisher in einem weiteren Sinne gebrauchten) Ausdrücke Beziehungen und soziale Prozesse so zu verstehen sein, daß mit Beziehungen solche erster Ordnung (allgemein zwischenmenschliche) und mit sozialen Prozessen: Beziehungen zweiter Ordnung (also soziale Prozesse in den Gebilden) gemeint sind.

Im zweiten Teile (der Gebildelehre) sind a) die Gebilde selbst, b) die Beziehungen zwischen ihnen zu behandeln. (Also z. B. im Abschnitt A. der Staat, die Kirche, die Unternehmung usw.; im Abschnitt B. Staat und Kirche; das Verhältnis der staatlichen Ordnung zur wirtschaftlichen Unternehmung usw.

§ 28. Der Inhalt der (engeren) Beziehungslehre.

In den folgenden Ausführungen wenden wir uns zum Gegenstande dieses Bandes, also zum ersten Teile, der Beziehungslehre.

Alle sozialen Prozesse (im weiteren Sinne) lassen sich untersuchen a) als Seins-, b) als Funktionsprozesse. Daß sie auch auf ihre Funktion hin, also nach der Aufgabe, die sie verrichten, zu behandeln sind, scheint die Betrachtung aus der empirischen in

die teleologische Sphäre hinüberzuschieben. Indessen beantworten sich die Fragen nach Zweck und Aufgabe der Beziehungen wieder nur soziologisch; es ist lediglich zu prüfen, in welchem Zusammenhange mit dem Gesamtprozesse der Vergesellschaftung oder der Individuation der Einzelvorgang steht. (So kann man z. B. von der Konkurrenz aussagen, daß sie die Funktion hat, den Menschen den Platz in manchen Gebilden anzuweisen.)

Alle sozialen Prozesse zusammen ergeben den Gesamtprozeß der „Vergesellschaftung". Leider gibt es kein Wort, daß, wie es so sehr wünschenswert wäre, beide Vorgänge, die Gesellung und Vereinzelung, zusammenfaßte. Unter Vergesellschaftung im allgemeinen, hier gebrauchten Sinne verstehen wir also die zwischenmenschlichen Beziehungen insgesamt. Man könnte von Vergesellschaftung im positiven und negativen Sinne reden, wenn nicht das Wort „negativ" eine hier ganz und gar nicht gemeinte Unwertsbezeichnung zu enthalten schiene. Uns ist Vereinzelung, Lösung aber ebenso „positives" Geschehen wie Gesellung.

Die Vergesellschaftung haben wir bereits oben in a) verbindende, b) lösende, c) in bestimmter Hinsicht verbindende, in anderer Hinsicht lösende Prozesse geteilt. Wir wiederholen: Mit dieser Aufweisung der beiden (bzw. drei) allgemeinen Grundrichtungen ist der Ausgangspunkt für die soziologischen Einzeluntersuchungen gewonnen, die auseinanderflössen und im Flußbette anderer Wissenschaften untergingen, wenn nicht die spezifisch beziehungswissenschaftliche Einteilung festgehalten würde.

Die beiden sozialen Grundprozesse zerlegen sich jedoch alsbald in eine Anzahl von sozialen Hauptprozessen, diese wieder in Unterprozesse, in denen schließlich die Fülle möglichst aller lebensnahen Einzelprozesse zusammengefaßt ist.

Das auf diese Weise gebildete Begriffsnetz der Beziehungen erster Ordnung wird nun um irgendeinen Tatsachenkomplex unseres zwischenmenschlichen wirklichen Lebens soziologisch zu untersuchen, über diesen Komplex „gebreitet", und die einzelnen Vorgänge werden auf ihre Zugehörigkeit zu den Beziehungskategorien untersucht. Dadurch wollen wir erfahren, welches Maß von Verbundenheit oder Fremdheit zwischen den Menschen auf den einzelnen Lebensgebieten besteht.

Aus der Darstellung der fließenden, sich immer wiederholenden Kette der Beziehungen erster Ordnung muß sich zeigen, wie sich die Beziehungen zu sozialen Gebilden verdichten. Es ist darzutun, wie sich vorübergehende und dauernde Menschenverknüpfungen

vorstellungsmäßig bilden, die, je fester und beständiger sie werden, desto mehr wieder auf die menschlichen Beziehungen und Eigenschaften einwirken. Diese Gebilde (vom Menschenauflauf auf der Straße bis zu den abstrakten Kollektivkräften der Staaten und Kirchen) bedürfen (in diesem Teile) lediglich einer Untersuchung auf das Fortwirken der sozialen Prozesse in ihnen. Für diese sozialen Prozesse (im engeren Sinne) gilt das Gleiche, was eben von den Beziehungen erster Ordnung gesagt wurde.

§ 29. Der Primat der Betrachtung des Nebeneinander, nicht des Nacheinander.

Mehrfach wurde bereits angedeutet, daß die Beziehungslehre (im weiteren Sinne) keine historische, sondern eine systematische Wissenschaft ist. Wir suchen in ihr nicht eine geschichtliche Entwicklung nach Genesis und chronologisch geordnetem Verlaufe zu geben. Nichts wäre irriger, als wenn man aus unserer Anordnung folgern wollte, es würde behauptet: Im Anfange der Menschheitsentwicklung waren isolierte Einzelmenschen; diese traten in Beziehungen zueinander; daraus entstanden im Laufe der Zeit nacheinander bestimmte soziale Gebilde.

Vielmehr lehren wir in historischer (und logischer) Hinsicht die Gleichzeitigkeit von Mensch, Beziehung und Gebilde. Wir sind durch die einzig mögliche Darstellungsform eines gleichzeitigen Zusammenhanges durch Anordnung seiner Teile in einer von Kapitel zu Kapitel fortschreitenden Reihenfolge leicht der Vermutung preisgegeben, als stellten wir ein historisches Nacheinander dar. Dies ist jedoch nicht der Fall.

Unser System ist primär ein System des Nebeneinander. Wir zerlegen einen Komplex in seine gleichzeitigen Bestandteile. Erst in den Einzeluntersuchungen kommt sekundär der zeitliche Verlauf des Nacheinander zur Geltung. Es darf für das Verständnis der Erscheinungen nicht ganz fehlen; aber es ist nicht unser Einteilungsprinzip beim Gesamtsystem.

Man wird jedoch fragen, in welche Zeit man dieses Nebeneinander des zwischenmenschlichen Beziehungssystems zu verlegen hat. Antwort: In den allgemeinsten Formen ist es zeitlos. Binden und Lösen sind generelle Prozesse, die sich finden, wann immer Menschen nebeneinander existierten. Wir dürfen annehmen, daß es auch in Zukunft nicht wird anders sein können. Je mehr wir freilich diese Allgemeinbeziehungen differenzieren, desto mehr tritt ihre historische Gebundenheit hervor. Hierbei ist es in erster Linie die Gegenwart der europäisch-amerikanischen „Kultur", die das Feld für unsere Untersuchungen abgibt. Wir bevorzugen die Gegenwartsprobleme, weil sie unserer Beobachtung direkter zugänglich sind als die Vergangenheit. Sehr viele Beziehungen,

zumal die zweiter Ordnung, sind so kompliziert, daß die Nachprüfung einer richtigen Analyse und Synthese an der Hand des sich unter unseren Augen vollziehenden Geschehens notwendig ist.

In Deutschland besteht sehr viel Vertrauen in die Aufschlußkraft der Geschichte. Auch hat die bisher bestehende meist sehr enge Verknüpfung, die man der Soziologie mit der Geschichtsphilosophie gab, dazu geführt, daß unter der Bezeichnung Soziologie sehr viel mehr Studien über das Nach- als über das Nebeneinander gegeben worden sind. Auch dadurch hat die Spekulation mehr Raum in unserer Wissenschaft bekommen, als ihr in einer nach Exaktheit strebenden Disziplin eingeräumt werden sollte.

Uns beschäftigen im folgenden in erster Linie begriffliche, nicht historische Zusammenhänge, die begrifflichen wieder vorwiegend, um mit ihrer Hilfe zum Verständnisse der Gegenwart und der Zukunftsmöglichkeiten beizutragen.

§ 30. Thesenartige Zusammenfassung des ersten Kapitels.

Fassen wir zum Schlusse kurz zusammen, was wir über unser (im zweiten Kapitel) zu gebendes Begriffssystem bereits aus dem ersten erfahren haben:

1. Die Lehre von den Beziehungen und Beziehungsgebilden der Menschen besteht aus zwei Teilen:
   a) der (engeren) Beziehungslehre und
   b) der Gebildelehre.
2. Der leitende Grundbegriff in beiden Teilen ist der soziale Prozeß.
3. Die (engere) Beziehungslehre (der erste Teil des Ganzen) zerlegt sich
   a) in die Lehre von den Beziehungen zwischen Einzelmenschen;
   b) in die Lehre von den zwischenmenschlichen Beziehungen in den Gebilden (sozialen Prozessen im engeren Sinne).
4. Alle sozialen Prozesse (im weiteren Sinne) sind
   a) als Seins-,
   b) als Funktionsprozesse zu untersuchen.
5. Alle sozialen Prozesse (im weiteren Sinne) sind
   a) verbindende;
   b) lösende;
   c) in bestimmter Hinsicht verbindende, in anderer Hinsicht lösende Prozesse.
6. Die Beziehungsgebilde (sozialen Gebilde) bestehen aus drei Arten:

a) Massen (Gebilden erster, geringster Potenz),
b) Gruppen (Gebilden zweiter, mittlerer Potenz),
c) abstrakten Kollektiva (Gebilden dritter, höchster Potenz).

7. Der Gesamtprozeß aller sozialen Prozesse (im weiteren Sinne) ergibt die sogenannte Vergesellschaftung, in der Gesellung und Vereinzelung zusammengefaßt sind.
8. Die beiden Grundprozesse des Bindens und Lösens sind in Hauptprozesse, diese in Unterprozesse und diese schließlich in Einzelprozesse zu zerlegen.
9. Die Haupt- und Einzelprozesse sind in der (engeren) Beziehungslehre
   a) begrifflich abzugrenzen und zu beschreiben,
   b) im Gesamtsystem einzuordnen,
   c) zu analysieren:
      α) als objektive, sofern es Beziehungen erster Ordnung sind,
      β) als subjektive Erscheinungen;
   d) zu messen und
   e) zu vergleichen mit anderen Beziehungen.
10. Gebilde und Einzelmensch stehen nicht im Verhältnisse von Früher und Später, sondern im Verhältnisse der Gleichzeitigkeit und Gleichgeltung.

Zu § I: a) Daß die Soziologie eine Wissenschaft vom Verhalten von Menschen sein muß, ist bisher besonders von einem Teile der amerikanischen Forscher hervorgehoben worden. Hier hat sich eine Richtung entwickelt, die schlagwortartig als „Behaviorismus" (von behavior = Verhalten) gekennzeichnet zu werden pflegt. So schrieb Robert E. Park ein Buch: Principles of human behavior (1915). William J. Thomas fordert wiederholt die Ausgestaltung einer science of behavior; manche seiner Schriften, z. B. neuerdings sein „Unadjusted Girl" (Boston 1923), sind ausdrücklich der „behavior analysis" gewidmet. In diesem Buche heißt es auf S. 228: „Es ist keine Frage, daß eine rationalere und sachgemäßere Durchforschung des Feldes des menschlichen Verhaltens sehr wünschenswert ist. Und es sind, um auf diesem Boden eine Wissenschaft zu errichten, keine Kräfte des menschlichen Geistes notwendig, die nicht schon in der Entwicklung anderer Wissenschaften und einer entsprechenden Praxis in der materiellen Welt angewendet worden sind. Das Haupthindernis für das Wachstum einer Wissenschaft vom Verhalten ist unser Vertrauen gewesen, daß wir ein angemessenes System für die Regelung des Verhaltens in der gewohnheitsmäßigen und dem gesunden Menschenverstande entsprechenden Regulierung der Wünsche des Einzelnen durch Familie, Gemeinde und Kirche bereits besitzen, wenn wir dieses System nur erfolgreich anwenden wollten."

Park zeigt in seinen „Principles", daß das Wort „behavior" in den Natur- und in den Sozialwissenschaften gebraucht wird. Jede Wissenschaft suche immer die Bewegungen, Veränderungen und Reaktionen, also das Verhalten, zu beschreiben und zu erklären. Der Unterschied zwischen dem Verhalten von Menschen und dem Verhalten der übrigen organischen sowie der

unorganischen Natur komme deutlicher im Worte ,,conduct" (gleich Aufführung) zur Geltung. In diesem Ausdrucke wird vorgestellt, daß die Handlungen vom Handelnden beurteilt werden.

William McDougall meint [in seiner ,,Introduction to social psychology [1])], daß wir vom Verhalten lebloser Dinge nur in einem übertragenen, bildlich-spielerischen Sinne sprechen; im allgemeinen umfasse das Wort ,,Verhalten" bestimmte Eigentümlichkeiten, die man nur in den Bewegungen von Lebewesen finde. Vier Merkmale kämen dem Verhalten zu: I. Das Geschöpf bewegt sich nicht nur in einer bestimmten Richtung; 2. die Anstrengung des Geschöpfs bestehe nicht nur in einem beständigen Drängen in einer gegebenen Richtung; 3. am Verhalten ist der ganze Organismus beteiligt; 4. bei einer Wiederholung der Situation, die vorher ein bestimmtes Verhalten hervorgerufen hat, mag das Geschöpf sich wieder in einer sehr ähnlichen Weise benehmen; jedoch wird die Aktivität nicht in genau derselben Weise wiederholt wie im vorausgehenden Falle. — ,,Conduct" ist das Verhalten von selbstbewußten und verständigen Wesen, also der höchste Grad von behavior [2]).

Auch Charles A. Ellwood, der in der Psychologie die Basis der Soziologie sieht, betrachtet in erster Linie die Psychologie als die eigentliche Wissenschaft vom Verhalten [3]).

In der Beziehungslehre interessiert uns vom Verhalten von Menschen der Teil, der in Handlungen von Menschen gegenüber anderen Menschen besteht. Wir wählen dabei den weiteren Begriff ,,Verhalten" (behavior) und nicht ,,Aufführung" (conduct), weil wir uns nicht bloß, wenn auch vorwiegend, mit bewußtem Handeln zu beschäftigen haben. Das Wort Verhalten enthält den Hinweis auf Aktivität, Bewegung, Reaktion. Diese Heraushebung der Aktivität aber ist weit mehr ein Merkmal der Soziologie als der Psychologie. Die Psychologie eine Wissenschaft vom menschlichen Verhalten zu nennen, ist in einer Hinsicht zu eng, in anderer wieder zu weit.

b) Rudolf Pamperrien nimmt in seiner Abhandlung ,,Zur Gestaltung des Ich-Du-Problems in der Dichtung" (Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie III, 2/3) gleichfalls die Scheidung der zwei Sphären vor, in die der Mensch gestellt ist. Er nennt das Handeln, das an den außermenschlichen Mächten orientiert ist, ,,kosmisches" Handeln. Er zeigt an Persönlichkeiten, wie Moses, Christus, den Naturphilosophen, Sokrates, Äschylos, Euripides, wie bald die Zugehörigkeit zur kosmischen, bald die zur sozialen überwiegt. ,,Je mehr die Menschen im Laufe der historischen Entwicklung zusammenrücken, desto wichtiger wird das soziale Handeln."

Der von uns bevorzugte Unterschied von Natur- und Sozialsphäre ist besonders seit Windelbands und Rickerts Untersuchungen sehr oft behandelt worden [4]).

---

[1]) London 1918, 13. Aufl., S. 353.

[2]) Vgl. auch Mc Dougall, ,,Psychology, the study of behavior"; Williams and Norgate.

[3]) Vgl. Ellwood, Sociology in its psychological aspects; New York und London 1912, Appleton, S. 94 ff.

[4]) Vgl. in den ,,Kölner Vierteljahrsheften" I, 3: Ludwig Stephinger, Zur Grundlegung der Gesellschaftswissenschaft; ferner Eulenburgs Aufsatz über die Frage nach der Gültigkeit historischer Gesetze in ,,Hauptprobleme der Soziologie" I. Band (München und Leipzig 1923) und meine Besprechung in ,,Kölner Vierteljahrshefte III, 2/3, S. 182/183.

c) Unser Begriff ,,sozial" ist identisch mit der Vorstellung ,,zwischen Menschen". Genauer: wir können uns Max Webers Definition: ,,Soziales Handeln soll ein solches Handeln heißen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist" zu eigen machen [1]). Kantorowicz möchte [2]) den Begriff ,,soziales Handeln" auf Wechselseitigkeit beschränkt wissen. Das würde sicherlich zu eng sein.

Oppenheimer tadelt, daß Webers Definition des Begriffs ,,soziales Handeln" überscharf sei; er schließe z. B. das Wirtschaften für den eigenen Gebrauch aus dem sozialen Handeln aus, weil es nicht am Verhalten anderer orientiert sei. Das sei zu eng; ,,denn wenn auch nicht der Zweck solchen wirtschaftlichen Handelns sozial bedingt ist, so ist es doch in allen praktisch irgendwie interessanten Fällen seine Art: sie ist durchaus am Verhalten anderer orientiert, bedient sich der Werkzeuge und Methoden der betreffenden Gesellschaft". Man kann darin Oppenheimer zustimmen [3]).

d) Aus den vorausgehenden Darlegungen wird auch deutlich geworden sein, daß wir die Soziologie mit Max Weber (im Anschlusse an Dilthey, Jaspers u. a.) zu den verstehenden Wissenschaften rechnen. Auch wir wollen nur ,,den vom Handelnden subjektiv gemeinten Sinn" verstehen. Anders als M. Weber und wir faßt Sombart die Aufgabe der Soziologie als verstehende Wissenschaft. Nicht den subjektiv gemeinten Sinn des menschlichen Verhaltens, sondern den objektiv gültigen Sinn habe unsere Wissenschaft als Geisteswissenschaft deutend verständlich zu machen. Sombart sagt [4]): ,,Ich nannte den Begriff des Verstehens einen Zentralbegriff unserer Wissenschaft. Und er ist es, weil diese eine Kulturwissenschaft ist. . . . Aber naturgemäß ist das Verstehen ein verschiedenes bei den beiden Richtungen der Soziologie." (Sombart unterscheidet eine psychologische, naturalistische und noologische, geisteswissenschaftliche Soziologie.) ,,Im einen Falle ist es ein psychologisches, im anderen Falle ein noologisches. Psychologisch verstehen heißt Seeleverstehen und beruht in der Einfühlung in fremde Seelenvorgänge. Noologisch verstehen heißt Geistverstehen und ist gleichbedeutend mit Sinn- und Bedeutung-Verstehen." Ziel der noologischen Soziologie sei, ,,die innere Sinngesetzmäßigkeit der einzelnen Kultur- oder Geistgebiete zu erforschen und deren Bedeutung für die Wirklichwerdung des Geistes in der Geschichte nachzuweisen". Eine solche noologische Soziologie, die den objektiven, wahren und gültigen ,,Sinn" darlegen will, ist aber nicht mehr Soziologie, sondern Sozial- und Geschichtsphilosophie. Die hier vorgenommene Scheidung zwischen Seele- und Geistverstehen als Grundlage zweier verschiedener Wissenschaftsrichtungen halten wir für anfechtbar, besonders wenn sie zugleich als Sonderung von ,,westlicher" und ,,deutscher" Wissenschaft angesehen wird.

e) Max Weber betont bei allen seinen Begriffsbestimmungen ausdrücklich daß die soziale Beziehung ,,durchaus und ganz ausschließlich in der Chance

---

[1]) Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen 1922, S. 1 ff.

[2]) Vgl. Hermann Kantorowicz, ,,Der Aufbau der Soziologie" in Hauptprobleme der Soziologie, S. 73, München und Leipzig 1923, Duncker & Humblot.

[3]) Vgl. Oppenheimer, System der Soziologie, 1. Band, 1. Halbband, S. 81, Jena 1922.

[4]) Vgl. W. Sombarts Einleitung zu der Anthologie ,,Soziologie", Berlin 1923, S. 13.

beruhe, daß in einer (sinnhaft) angebbaren Art sozial gehandelt wird" (S. 13). Es entsteht die Frage, ob wir ihm in der Hervorhebung des bloß Chancenhaften folgen sollen. Nach ihm ist dies immer festzuhalten, „um eine zu ‚substanzielle' Auffassung dieser Begriffe zu vermeiden . . . Ein Staat hört z. B. soziologisch zu ‚existieren' dann auf, sobald die Chance, daß bestimmte Arten von sinnhaft orientiertem sozialem Handeln ablaufen" (?), „geschwunden ist".

Wer wie wir bei allen sozialen Gebilden ihren verbalen, unsubstanziellen, vom Handeln der Menschen völlig abhängigen Charakter betont, wird Weber in der Sache selbst durchaus zustimmen. Indessen scheint es uns überflüssig, bei jeder einzelnen Begriffsbestimmung die Chancennatur des Beziehungsgebildes ausdrücklich zu betonen, wenn wie bei Weber und bei uns das ganze System, zu dem die Begriffe gehören, eben diese Abhängigkeit vom Handeln der Menschen und damit den potentiellen Charakter aller sozialen Erscheinungen zur Voraussetzung hat.

Ein anderer Grundbegriff der Soziologie ist bei Weber der Typus. Ähnlich bei Gothein und Kantorowicz. Webers Bildungen von „Idealtypen" der Herrschaft usw. (wie besonders seine Auffassung vom Idealtypus, der nicht mit dem Durchschnittstypus zu verwechseln ist) sind notwendige Denkfiguren der Soziologie. Dort, wo wir Zuständliches darzustellen haben, müssen wir dem Charakter aller systematischen Wissenschaft gemäß auch zur Aufweisung von Typen gelangen. Aber unser Bestreben, mehr das Geschehen, die Vorgänge als die Gegenstände hervorzuheben, bewirkt, daß bei uns die soziologische Typologie an Bedeutung zurücksteht.

Zu § 3: a) Ludwig Stephinger hat sicherlich recht, wenn er betont, daß „jede Wissenschaft Beziehungslehre ist" [1]). Wie gesagt, enthält unsere Bezeichnung Beziehungslehre eine beabsichtigte Abkürzung.

Vierkandt hat mit Recht die Beziehung als die „Grundkategorie des soziologischen Denkens [2]) bezeichnet, aber in seiner „Gesellschaftslehre" in nicht ausreichendem Maße die Folgerungen daraus gezogen.

Guizot meinte bereits, wie Vicenti Santamaria de Paredes mitteilt: „Die Gesellschaft in ihrem weitesten und zugleich engsten Sinne ist die Beziehung von Mensch zu Mensch."

b) Wenn wir auch den Begriff „soziales Handeln" mit M. Weber soweit fassen wollen, daß nicht notwendig zur Aktion des Handelnden auch die Reaktion eines Partners hinzukommen muß, um dieses Handeln zu einem „sozialen" zu machen, so setzt doch eine Beziehung eine (wenn auch unter Umständen schwache) Reaktion von B auf A voraus. Der Begriff der Beziehung weist auf die verwandten Begriffe Adhäsion, Interaktion, Wechselhandung, intercourse u. a. hin. In diesem allgemeinsten Sinne wird er auch in der Physik, Chemie, Biologie und Psychologie gebraucht. Das logische Prinzip ist, wie Park und Burgess hervorheben [3]), bei den verschiedenen

---

[1]) Vgl. Stephinger, Zur Grundlegung der Gesellschaftswissenschaft; Kölner Vierteljahrshefte I, 3, S. 20.

[2]) Vgl. Vierkandt, Die Beziehung als Grundkategorie des soziologischen Denkens, Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, IX, 1 und 2 und Vierkandt, Gesellschaftslehre, Stuttgart 1923.

[3]) Vgl. Park und Burgess, Indroduction to the science of sociology; Chicago 1921, S. 340.

Prozessen das gleiche. In der Physik handelt es sich nicht bloß um Stoß und Rückprall, sondern auch hier schon um innere Veränderungsfähigkeit der kollidierenden Kräfte. Wenn zwei Billardkugeln gegeneinander stoßen, so teilt die anstoßende Kugel der angestoßenen die Bewegung mit und verliert selbst an Bewegung; die angestoßene Kugel verwandelt den Stoß in neue Bewegung. Es liegt also auch ein Umwandlungsprozeß vor.

Wenn schon die Physik dazu geführt wird, bei den einfachsten Formen von Interaktion innere Kräfte anzunehmen, die Impulse empfangen und auf sie reagieren, wie sehr ist es dann Aufgabe der Soziologie, den Begriff der Beziehung mit den weniger mathematisch-formalen des Prozesses zu verbinden.

c) Die Frage, was die Einheit für ein System der Soziologie ist, beantworten wir wie Ross: Der soziale Prozeß; nicht die Gruppe, nicht der Einzelmensch, die Familie oder sonst etwas Zuständliches, auch nicht die Institution.

d) Auch Oppenheimer sieht die Aufgabe der Soziologie in der Schaffung einer Theorie des sozialen Prozesses. Der zweite Halbband seiner „Allgemeinen Soziologie" trägt geradezu den Titel „Der soziale Prozeß". Er beginnt mit den Worten: „Der Gegenstand unserer Untersuchung ist der soziale Prozeß . . . Der soziale Prozeß ist Betätigung menschlicher Massen: also ‚menschliche Masse' das Substrat, und ‚Betätigung' der Ausdruck der bewegenden Kraft."

O. wählt einmal den Ausdruck „sozialer Prozeß" wegen seiner angeblichen Farblosigkeit (?); ferner, weil „der soziale Prozeß geschichtlich und logisch das Prius der Gesellschaft ist, die erst durch ihn entstanden ist und entstanden sein kann," was uns sehr richtig erscheint.

Bedauerlicherweise gibt er aber diesem Begriff alsbald die viel zu enge Bestimmung als Betätigung menschlicher Massen. Ferner läßt er ihn erst aus der Familie entstammen. Auch wenn man mit O. hervorhebt, daß eine menschliche Masse etwas anderes ist als eine Masse Menschen, nämlich ein Inbegriff von psychischen Beziehungen, so besteht hier zum mindesten eine gefährliche Unklarheit. Wir betonen demgegenüber, daß, auch wenn es nur zwei Menschen in der Welt gäbe und gegeben hätte, soziale Prozesse bestehen würden. Auch ist die Familie erst ein Gebilde aus sozialen Prozessen. Die sozialen Prozesse, wie wir sie verstehen, beginnen mit der Erschaffung der Welt; die sozialen Prozesse zwischen Menschen, auf die wir unsere Untersuchungen beschränken (weshalb wir uns mit der Gleichsetzung sozial-zwischenmenschlich begnügen können), beginnen mit den ersten Menschen, biblisch gesprochen: mit Adam und Eva im Paradiese, wenn man nicht die Gestalt Gottes, wie sie sich im 2. Kapitel des 1. Buch Mosis dem Menschen Adam präsentiert, bereits als quasi-menschliche Person auffassen will.

Wichtiger aber noch ist, daß wir die Soziologie als die Theorie der sozialen Prozesse bezeichnen müßten. Gerade auf die Mehrzahl kommt es an, auf die Fülle und die gegenseitigen Einwirkungen, Ablösungen, Verschmelzungen und Lösungen eben dieser Prozesse.

Zu § 6: Auch Tönnies hat den Ausdruck „soziales Gebilde" mehrmals in seinem Vortrag in der Gehe-Stiftung „Das Wesen der Soziologie" (Dresden 1907) gebraucht, ohne ihn dort begrifflich zu gestalten. Neuerdings hat er ihn öfter mündlich für die drei gleich zu nennenden Komplexe angewendet. Er neigt aber, wie er uns schrieb, jetzt mehr dazu, jene Dreiheit „soziale Wesenheiten" zu nennen und das Wort Gebilde den Wirkungssphären von

Wirtschaft, Recht, Kunst usw. vorzubehalten. Tönnies [1]) unterscheidet reine und angewandte (empirische) Soziologie. Die reine Soziologie sei eine philosophische Lehre von reinen Begriffen. Für sie nimmt T. die Bezeichnung Beziehungslehre an. Der besondere Inhalt des Sozialen sei aber in den positiven oder unfeindlichen Beziehungen der Menschen zueinander gelegen. Diese positiven Beziehungen müßten in einer dreifachen Ausprägung betrachtet werden: 1. als soziale Verhältnisse; 2. als soziale Gruppen, Gesamtheiten oder, wie T. am liebsten sagen möchte: Samtschaften; 3. als soziale Verbände oder Körperschaften, von denen die bedeutendsten der Staat und die Kirche sind.

Es wäre verkehrt, gegen eine Systematisierung, die mit der eigenen nicht völlig übereinstimmt, um deswillen zu polemisieren. Die Kritik sollte immer nur prüfen, ob die gewählte Einteilung dem vom Forscher selbst gesteckten Ziele entspricht. Hier haben wir nur zu untersuchen, ob Tönnies' Systembildung für unsere, hier vorliegenden Zwecke brauchbar sein kann. Da wäre zu sagen: Die Sonderung eines begrifflich-allgemein-theoretischen Teils von einem speziellen, auf besondere räumliche Verhältnisse eingehenden Teil, wie er auch in der politischen Ökonomie in Deutschland üblich ist, erscheint durchaus zweckmäßig. Unsere Beziehungs- und Gebildelehre entspricht dem, was T. „reine" Soziologie nennt, also dem ersten (theoretisch-begrifflichen) Teile. Seine Ergänzung durch spezielle Untersuchungen ist durchaus erwünscht. Dagegen scheinen uns die Attribute: rein, angewandt und empirisch nicht glücklich gewählt; sie sind zum mindesten mißverständlich. Den Begriff des Sozialen auf sogenannte positive, unfeindliche Beziehungen zu verengen, mag dem Sprachgebrauche einer ethischen Auffassung des Wortes sozial entsprechen, ist aber in der Soziologie nicht zu empfehlen. Aber weil diese Einengung des Begriffs gewohnheitsmäßig häufig ist, sagen wir oben auch lieber statt sozial: zwischenmenschlich, wenn uns die Gefahr eines Mißverständnisses zu bestehen scheint.

T ö n n i e s' Begriff „soziale Verhältnisse" wird wohl von ihm noch deutlicher interpretiert werden; seine „Samtschaften" entsprechen unseren „Massen und Gruppen"; seine „sozialen Verbände oder Körperschaften" unseren „abstrakten Kollektiva".

Zu § 7: Der so überflüssige und gefährliche Streit, ob der Einzelmensch oder die Gesellschaft und (allgemeiner) der Teil oder das Ganze früher sind, entscheidet sich dahin: das Ganze (die Gesellschaft) ist logisch gleichzeitig mit dem Teil (dem Einzelmenschen) [2]). Auch Giddings hebt dies sehr richtig hervor („Society and the individual have always been acting and reacting upon each other").

Zu § 8: a) Kann man geistige Beziehungen und Gebilde des Geisteslebens (Wissenschaft, Kunst, Philosophie, Religion) in soziale Beziehungen restlos auflösen? Diese Frage rührt an den Streit über Geltung und Wahrheitsgehalt der sogenannten „materialistischen Geschichtsauffassung".

Spann [3]) nennt die geistigen Kollektivkräfte Gemeinschaften. Ich schrieb über seine Beurteilung der Gemeinschaften bereits bei Besprechung der

---

[1]) Vgl. Verhandlungen des dritten deutschen Soziologentages, Tübingen 1923, S. 4.

[2]) Vgl. hierzu meine Bemerkungen „Zu Spanns Kritik der empirischen Soziologie" in Kölner Vierteljahrsheften, II, 4, S. 70 ff.

[3]) Vgl. Othmar S p a n n , Gesellschaftslehre, 2. Aufl., Leipzig 1923, bes. S. 285 ff.

ersten Auflage seines Werkes [1]: „Die Darlegungen über die Gemeinschaften Wissenschaft, Kunst, Religion, Philosophie, Moral würde man viel eher in einem Lehrsystem vermuten, dessen Tendenz dahin ginge, die Berechtigung soziologischer Forschung zu bestreiten oder wenigstens einzuengen. So heißt es Seite 90: „Wohl gibt es eine theoretische Betrachtung der Wirtschaft als eines Systems des Handelns; von Wissenschaft, Kunst, Religion, Philosophie kann es eine sozialtheoretische Betrachtung nicht geben, weil ihr Bildungsgesetz und Aufbau gar nicht gesellschaftlicher, sondern normativer, apriorischer Natur ist." Daß sich in ihnen biologische, psychologische, gesellschaftliche Vorgänge spiegelten, wird abgelehnt. Ich meine, daß im letzten Wesenskerne dieser Geisteskräfte etwas Apriorisches ruht, ist anzuerkennen; es läßt sich nicht ihr Wesen restlos in soziale Beziehungen auflösen. Aber es ist Aufgabe des Soziologen, scheint mir, die Grenzen des Apriori immer mehr zugunsten seiner Betrachtungsweise zurückzuschieben. Sehr viel, was der Tradition als spezifisch philosophisch, religiös, moralisch, ästhetisch, logisch erschien, löst sich eben doch in Produkte sozialer Beziehungen auf. Zionswächter des Apriori zu sein, ist nicht Aufgabe des Soziologen."

b) Die Lehre vom „Ich" bedarf eingehenderer Untersuchungen. Wir versuchen sie im IX. Kapitel vorzunehmen.

c) In völligem Gegensatz zu Spanns Idealismus steht Szendes [2]) ökonomischer Determinismus. Wir versuchen in diesem § 8 den Anspruch des Apriorismus und der soziologischen Forschung gegeneinander abzugrenzen.

Zu § 9: Wir leugnen keineswegs die Möglichkeit und den Wert einer Tier- und Pflanzensoziologie. Darüber hinaus kann man das System der Beziehungen und Gebilde auf den Kosmos ausdehnen. Es ließe sich von einer „Soziologie der Gestirne" reden. Freilich gerät man mit jedem Abrücken von der Menschensphäre immer mehr in den Bereich der Spekulation. Wir beschränken uns absichtlich auf Menschensoziologie.

Zu § 12: Hier sei auch hingewiesen auf Wygodzinskis Lehre von der Gruppe und Vierkandts Theorie von den Grundverhältnissen. Der verstorbene Professor Willy Wygodzinski ist leider nicht mehr dazu gelangt, sein System auszugestalten und zu vollenden. Ein Bruchstück aus hinterlassenen Aufzeichnungen hat seine Stieftochter Hildegard Steinberg-Wygodzinski unter dem Titel „Skizze einer allgemeinen Gruppenlehre" [3]) veröffentlicht. In der „Gebildelehre" werden wir darauf zurückkommen.

Vierkandt [4]) hebt die menschlichen Grundverhältnisse hervor, die er nach der Nähe oder Ferne der inneren Beziehungen einteilt. Er sucht

---

[1]) In Kölner Vierteljahrsheften, I, 1, S. 70.

[2]) Vgl. Szende, Das System der Wissenschaften und die Gesellschaftsordnung, in Kölner Vierteljahrsheften II, 4, S. 5 ff.; derselbe, Eine soziologische Theorie der Abstraktion, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 50. Bd., Heft 2; Derselbe, Verhüllung und Enthüllung, Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, X. Jahrgang, Heft 2—3.

[3]) Vgl. Kölner Vierteljahrshefte I, 3, S. 45 ff.

[4]) Vgl. A. Vierkandt, Gesellschaftslehre, Stuttgart 1923, III. Kapitel, S. 179 ff. u. s. Aufsatz „Programm einer formalen Gesellschaftslehre", Kölner Vierteljahrshefte I, 1, S. 56 ff.

Tönnies' ältere Lehre von Gemeinschaft und Gesellschaft [1]) und Stammlers [2]) von der durchgängigen Geregeltheit der sozialen Verhältnisse auszubauen. In dem älteren Zeitschriftenaufsatz unterschied Vierkandt innerhalb der Grundverhältnisse: Gemeinschaft, Anerkennungsverhältnis (auch wohl Rechtsverhältnis genannt), das Kampf- und das Machtverhältnis. In seiner „Gesellschaftslehre" hebt Vierkandt die Erlebnisgemeinschaft als Übergangsform vom Gesellschaftsverhältnis zur Lebensgemeinschaft hervor. — Die große Gefahr der Sonderung von Grundverhältnissen, der Vierkandt noch mehr als Tönnies erlegen ist, besteht in der Aufstellung einer Rangordnung und einer Höherbewertung der Gemeinschaft über das sogenannte Gesellschaftsverhältnis (im engeren Sinne). Das führt in die Sozialphilosophie hinüber und läßt subjektiven Vorurteilen Spielraum.

In unserem System der menschlichen Beziehungen suchen wir irgendeine Heraushebung und höhere Geltung eines bestimmten Beziehungsverhältnisses strikt zu vermeiden. Tönnies Zweiteilung sucht von vornherein unser Herz zu überreden, für die „Gemeinschaft" Partei zu nehmen („Alles vertraute, heimliche, ausschließliche Zusammenleben wird als Leben in Gemeinschaft verstanden"). — Ganz anderer Art ist der Fehler derjenigen Sozialisten, die von vornherein das soziale Gebilde der Klasse einseitig herausheben. In meinem Schlußworte auf dem Jenaer Soziologentage sagte ich dazu [3]): „Aber es besteht eben eine tiefgehende Meinungsverschiedenheit zwischen den orthodoxen Marxisten und uns Beziehungstheoretikern; jene glauben, man müsse soziale Prozesse auf wirtschaftliche Vorgänge und besonders auf den von ihnen für grundlegend gehaltenen Klassenaufbau zurückführen; wir aber sehen die Aufgabe gerade umgekehrt: Organisationsformen der Wirtschaft und die Klassenordnung, die für uns eine Schichtenbildung neben vielen anderen ist, suchen wir gerade erst aus den elementaren sozialen Prozessen herzuleiten." Damit braucht keineswegs ein unausgleichbarer Gegensatz zwischen marxistischer Soziologie und Beziehungslehre in Zukunft bestehen zu bleiben, wie Conrad Schmidt nach seinen kritischen Glossen in den „Sozialistischen Monatsheften" anzunehmen scheint. Vielmehr kann gerade der Sozialismus aus unseren Analysen von Prozessen wie „Ausbeutung, Kommerzialisierung, Verkehrung" usw. Anregungen schöpfen. Auch verkennen wir keineswegs die Stärke des Gebildes Klasse; nur daß wir ihre Wirksamkeit wieder auf soziale Prozesse zurückführen, die uns eben stets als Elemente erscheinen.

Zu § 14: Es ist wesentlich, daß man sich unsere These, wonach es keine Beziehungen gibt, die indifferent — also weder verbindend, noch lösend, noch teilweise verbindend und teilweise lösend — sind, gründlich klar gemacht hat. Hiergegen könnte der Einwand einer Verräumlichung der menschlichen (eben doch innerlichen, geistigen) Beziehungen auftauchen. Es gehört jedoch die ganze idealistische Verblendung derer, die Religion und Philosophie mit Wissenschaft verwechseln, dazu, wenn man diese als Ausgangspunkt und Einteilungsprinzip unerläßliche „Verräumlichung" ver-

---

[1]) Ferd. Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft, 4. u. 5. Aufl., Berlin 1922.

[2]) R. Stammler, Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung, 4. Aufl., Leipzig 1921.

[3]) Vgl. „Das Wesen der Revolution", Verhandlungen des dritten deutschen Soziologentages, Tübingen 1923.

urteilt. Zu dieser Art „Positivismus“ muß sich der Forscher bekennen, wenn er nicht zum Mystiker werden will.

Zu § 15: Die genaue Unterscheidung der Soziologie von den übrigen Sozialwissenschaften ist notwendig. Dabei wird deutlich, wie die Soziologie als besondere Einzelwissenschaft strenger von Wirtschafts-, Rechts-, Religions-usw.-Soziologie zu sondern ist, als dies üblich und z. B. von Max Weber vorgenommen wird. Unter Rechtssoziologie [1]) verstehen wir die Erklärung der Rechtsinstitutionen aus sozialen Beziehungen und die Untersuchung sozialer Beziehungen und Gebilde in Bezug auf die Einwirkungen des Rechts auf sie; unter Wirtschaftssoziologie: Die Erklärung ökonomischer Zustände und Einrichtungen aus zwischenmenschlichen Beziehungen und die Untersuchung dieser in Bezug auf die Einwirkungen der Wirtschaft auf sie [2]).

Zu § 16: a) Comte betrachtete die Soziologie als Physik des sozialen Lebens („physique sociale“). Seitdem gibt es neben anderen auch eine Richtung in der Soziologie, die sie als eine nach physikalischen Methoden verfahrende Naturwissenschaft ansieht. Sie soll Bewegungsgesetze und Prinzipien wie etwa (früher) die Schwerkraft oder (später) die Erhaltung der Kraft am sozialen Geschehen nachweisen. Eine solche Rückführung der Erscheinungen einer komplexeren Wissenschaft auf eine einfachere ist durchaus anzuerkennen; nur darf man damit nicht das Gesamtproblem als gelöst ansehen und muß man sich der Verwickeltheit der Kausalität des Sozialen, auf die Spencer hinzuweisen nicht müde geworden ist, bewußt bleiben. Aber die in Deutschland heute leider in manchen Kreisen von Sozialwissenschaftern üblich gewordene Ablehnung aller naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise, die bisweilen in einer hochmütigen Sprache vorgetragen wird, beruht auf einer Besorgnis erregenden Verblendung. Die Umkehr von der Hochschätzung der Naturwissenschaft in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zu den heutigen Verstiegenheiten eines sehr unklaren und anspruchsvollen Idealismus gehört zu den unerfreulichsten Merkmalen der Gegenwart. Spann mißt den Naturwissenschaften einen geringeren Grad von „Würde“ bei als den Kulturwissenschaften, als ob nicht allen rechten Wissenschaften die gleiche Würde der ernsten Wahrheitssuche zukäme! Sombarts Äußerung: „Es bedeutet eine unverzeihliche Rückständigkeit, wenn uns heute noch immer wieder zugemutet wird, die Prinzipien der Mechanik oder anderer Naturwissenschaften auf Kulturphänomene anzuwenden, in dem Wahne: erst die naturwissenschaftlichen Methoden vermöchten uns die ‚wahre‘ Erkenntnis zu liefern, während die Sache doch umgekehrt liegt: ‚wahre‘ Erkenntnis reicht, soweit wir ‚verstehen‘, d. h. beschränkt sich auf den Bereich der Kultur und versagt gegenüber der

[1]) Vgl. Max Rumpf, Was ist Rechtssoziologie? im Archiv für zivilrechtliche Praxis, 2. Bd., 1. Heft. Nach ihm hat die Rechtssoziologie die Aufgabe, „dies Nebeneinander, Miteinander, Gegeneinander des Rechts mit jenen andern jeweils beteiligten Lebensmächten und Zivilisations- oder Kulturfaktoren zu untersuchen und zu klären, und zwar gerade mit Rücksicht auf die gemeinsame Natur der fraglichen Erscheinungen als gesellschaftlicher Erscheinungen“. — Besonderen Untersuchungen muß die Stellungnahme zu Kelsens und Kantorowicz’ Lehren überlassen bleiben.

[2]) Vgl. über die Scheidung von Wirtschaftstheorie und Wirtschaftssoziologie meinen Vortrag „Die Weltwirtschaft als soziologisches Gebilde“ (Kieler Vorträge, Heft 8), Jena 1923, G. Fischer.

Natur,“ scheint mir dahin berichtigungsbedürftig, daß es Probleme gibt, die die sogenannten „Kulturphänomene“ aufgeben, welche durchaus nach den Regeln der Mechanik behandelt werden müssen, während andere sich ihnen entziehen und nur der verstehenden Einfühlung zugänglich sind.

b) Schon Simmel hatte die Soziologie (dem Sinne nach) als Beziehungslehre aufgefaßt. Aber es entsprach seinen Neigungen und Fähigkeiten, in der Hauptsache nur die Analyse einzelner, ihm besonders bemerkenswert erscheinender Beziehungen vorzunehmen (z. B. Über- und Unterordnung, Streit, Geheimnis, Treue, Dankbarkeit usw.). In der Feinheit und (bei aller Abstraktion) Lebensnähe der Zergliederungen war er Meister. Dagegen gehörte es nicht zu seinen wissenschaftlichen Absichten, das System der Beziehungen wirklich aufzustellen und den Gesamtbau zu errichten. Die Bezeichnung seiner Soziologie als „formaler“ Soziologie, seine Erklärungen der sozialen Beziehungen lediglich als psychischer „Wechselwirkungen“ haben auch zu Mißverständnissen — besonders bei seinem Kritiker O. Spann — geführt [1]). Wie wir versuchen, diese Einseitigkeiten zu vermeiden, wird aus dem obigen Text hervorgegangen sein.

Zu § 18: a) Zu denjenigen amerikanischen Soziologen, die sich um die Klärung der methodologischen Grundfragen der Soziologie unermüdlich gemüht haben, gehört mit in erster Linie Albion W. Small, der Herausgeber des American Journal of Sociology [2]). In seinen geschichtlichen Übersichten über die Entwicklung der Soziologie seines Landes betont er, daß seit Beginn des 20. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit von den sozialen Formen weg den sozialen Prozessen zugewendet worden ist; bei diesen wieder vorwiegend dem gegenständlichen Inhalte der einzelnen Prozesse. Small scheidet soziale und menschliche Prozesse. Bei jenen handelt es sich um nach außen wirkende, technische Erscheinungen, bei den menschlichen Prozessen um den inneren Zusammenhang der Bedürfnisse und Werte [3]). So interessant diese Scheidung vom Standpunkte der Smallschen Lehre ist, so ist sie doch für unsere Gedankengänge ungeeignet. Die hier „sozial“ genannten Prozesse sind überhaupt nicht Gegenstände der Beziehungslehre, sondern nur die „menschlichen“. Auch uns kommt es schließlich vor allem auf den Inhalt des Einzelprozesses an; zuvor aber muß das Ordnungssystem ihrer Gesamtheit gegeben werden, um Zusammenhang und Übersicht herzustellen.

b) Der Begriff des Prozesses [4]) ist uns also deshalb von solcher Wichtigkeit, weil in ihm Geschehen und Handlung hervorgehoben ist. Wie

[1]) Vgl. dazu Spann, Gesellschaftslehre, 2. Aufl., S. 25 ff. und meinen Aufsatz „Zur Methodologie der Beziehungslehre“, Kölner Vierteljahrshefte I, 1, S. 47 ff.

[2]) Vgl. Small, General Sociology, 3. Aufl., Chicago 1920 (1. Aufl. 1905). Untertitel: An Exposition of the main development in sociological theory from Spencer to Ratzenhofer; ferner seinen Artikel aus „The Encyclopedia Americana: „Sociology“ (1919) und seine zahlreichen Aufsätze im American Journal of Sociology; besonders: Fifty years of Sociology in the United States (21. Band). Schließlich seinen Vortrag: „The Future of Sociology“, in Proceedings of the American Sociological Society, Vol. XV.

[3]) Vgl. Small, The Category „Human Process“ in American Journal of Sociology, XXVII, Nr. 2.

[4]) Small sagt zu Beginn des ersten Kapitels seiner „General Sociology“ in einer Fußnote: „Die Idee der menschlichen Vereinigung als eines Pro-

Max Weber, so sind auch uns nur Handlungen der eigentliche Gegenstand der Soziologie. Wir können zur Verteidigung dieser These etwa so argumentieren, wie es Oppenheimer gegen Liefmann in seiner richtigen Behauptung, daß Wirtschaften Handeln ist, getan hat[1]). Spann tadelt[2]) Weber wegen dieser Auffassung und schreibt: „Da die Handlung für sich überhaupt nicht ist, sondern nur als Ausdruck und Entfaltung eines Geistigen (der Empfindung i. w. S.) kann sie ohne dieses Geistige auch nicht Gegenstand der Gesellschaftslehre sein." Daß wir, um Handlungen zu erklären, auf die Motive eingehen müssen, ist unbestreitbar. Damit werden aber nicht die zu Motiven führenden Empfindungen eigentlicher Gegenstand der Soziologie. Diese hat Geschehnisse zwischen Menschen und Gebilden zu behandeln; sie können nichts anderes sein als Handlungen und Unterlassungen.

Zu § 20: Am meisten Schwierigkeiten pflegt Anfängern das Verständnis des Unterschieds zwischen Psychologie und Soziologie als Beziehungslehre zu machen. Vielfach erklärt sich dieser Mangel einfach aus dem unausrottbaren Laienvorurteil, daß jedes Eingehen auf Seelisches Psychologie sei. Recht aufmerksam sollten die Seiten im ersten Kapitel von Simmels „Soziologie" gelesen werden (S. 21 ff.), die den Unterschied zwischen einer Wissenschaft vom seelischen Geschehen als solchem und einer Wissenschaft von den Inhalten des Seelenlebens behandeln. Seitdem haben Stoltenbergs[3]) Arbeiten zur Klärung wesentlich beigetragen; wir unterscheiden mit ihm: a) Psychologie im Sinne von Seelenkunde des Einzelmenschen und (wie wir hinzufügen müssen) als biologische Psychologie, b) Soziopsychologie, c) Psychosoziologie. Bei a) werden die Bewußtseinsvorgänge in der einzelnen Menschenseele untersucht; bei b) interessieren die Inhalte von Bewußtseinsvorgängen, die beim Einzelwesen auf eine Beziehung zu einem oder mehreren Mitwesen zurückzuführen sind. Die Kategorie c umfaßt Grenzprobleme zur Soziologie; hier ist die Betrachtungsweise schon synoptisch, also einer Mehrzahl von Wesen gleichzeitig zugewendet. Entweder werden gleiche seelische Merkmale bei einer Gruppe usw. festgestellt und die Inhalte dieser seelischen Kollektiverscheinungen untersucht, oder es handelt sich um seelischen Austausch und die Wechselbeziehungen des seelischen Verkehrs[4]).

Sehr aufklärend ist auch der Aufsatz von G. L. Duprat: „L'orientation actuelle de la société en France" in der Revue Internationale de Sociologie, 2. Teil, 30. Jahrg, Nr. 9 und 10. In diesem Abschnitte prüft Duprat zunächst das Verhältnis der Soziologie zur Psychologie und würdigt den Einfluß Tardes. Den Gegensatz Durkheim-Tarde versöhnt er in der Psychosoziologie. Man könne klar erkennen, was sozial und was psychisch sei:

---

zesses ist den Philosophen seit Hegel vertraut, aber kaum in einem realistischen Sinne. Von abstrakten, dialektischen Untersuchungen bis zur sozialistischen Agitation hat diese Idee gewisse Verbreitung und Einfluß gehabt."

[1]) Vgl. Oppenheimer, Theorie der reinen und politischen Ökonomie, 3. Bd. seines Systems der Soziologie, 1. Halbband, S. 66 ff.

[2]) in seiner Gesellschaftslehre, 2. Aufl., S. 262.

[3]) Vgl. Stoltenberg, Soziopsychologie, Berlin 1914 und seine „Seelgrupplehre", Berlin 1922.

[4]) Vgl. auch meine Anzeige von Stoltenberg, Soziopsychologie; Kölner Vierteljahreshefte I, 3, S. 79 ff. Ferner Kap. XVII von R. Worms, La Sociologie, Paris 1921, Giard u. Co., sowie meine Besprechung dieses Werks in Kölner Vierteljahrshefte I, 3, S. 81 ff.

sozial seien alle Tatsachen, die sich aus dem Gruppenverhältnisse ergeben, psychologisch alle Funktionen, die nur aus dem persönlichen Bewußtsein bekannt sind; psychosoziologisch seien die Erscheinungen, die konstante Beziehungen zwischen diesen beiden Ordnungen voraussetzten. („Nous n'avons plus à craindre l'immixtion du psychologue dans nos recherches sociologiques; à lui, les fonctions de la vie intime, subjective; à nous des faits observables par tous, à décrire, classer, quantifier, relier par des rapports constants de coexistence et de succession.")

Nur ist hier zu beachten, daß unter Psychosoziologie Sozialpsychologie schlechtweg zu verstehen ist, d. h. sowohl Soziopsychologie wie Psychosoziologie im Stoltenbergschen und unserem Sinne.

Giddings [1]) unterscheidet: „Die Psychologie ist die Wissenschaft von der Assoziation der Ideen; die Soziologie die Wissenschaft von der Assoziation der Geister."

Zu § 19: Daß wir mit dem Auftauchen neuer Beziehungen in unserem Beobachtungsfelde rechnen müssen, geht z. B. aus Mitteilungen hervor, die Bronislaw Malinowsky in seinem Werke „Argonauts of the Western Pacific" (London 1922) macht [2]). Hierüber schreibt F. Thorbecke in der „Köln. Ztg." 1924, Nr. 64 a: „Malinowsky schildert uns hier eine ganz neue, bisher noch nie beobachtete Beziehung von Menschen untereinander, die ein Gemisch und ein Ineinandergreifen von Freundschaft, Handel und Religion ist und als Ganzes „Kula" genannt wird. Die im Kula verbundenen Menschen, Dörfer, Stämme und Inseln sind verpflichtet, jeweils ihren Nachbarn Geschenke zu machen, aber Geschenke, die nicht ins Eigentum übergehen, sondern die als Geschenk an den Nächsten weiter wandern müssen und so im Kreislauf von Jahren immer wieder für kurze Zeit in eines jeden Besitz kommen. Zweierlei Dinge machen so die Reise von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, von Insel zu Insel; Halsketten aus kleinen Scheibchen einer roten Muschel wandern in der Richtung des Uhrzeigers, in der entgegengesetzten Richtung Armbänder, die aus großen, weißen Muscheln herausgeschnitten sind. Jeder gibt also jedem seiner beiden Nachbarn, und jeder empfängt von ihnen, und diese Beziehung ist mit der Verpflichtung zu Freundschaft und Hilfsbereitschaft verknüpft. Bei den großen Reisen von Insel zu Insel, die die ganze Gemeinschaft angehen und lange vorher beschäftigen, sind einerseits religiöse Gebräuche, andererseits Handelsgeschäfte damit verknüpft, aber nur in zweiter Linie; das Bewegende, Wichtigste ist das Kulagesetz, das es nötig macht, die kostbaren, ewigen Wandergeschenke übers Meer dem Freund zu bringen; fast ein Symbol, daß Freundschaft und Hilfsbereitschaft nicht nur zwischen einzelnen bestehen kann, sondern daß ewige und endlose, sich begegnende Ströme solcher Gesinnung die ganze Menschheit verbinden sollen."

Zu § 22: In der Hauptsache stimmen wir mit dem überein, was Eulenburg über spezifische Gesetzmäßigkeit sagt in „Sind historische Gesetze möglich?" (Hauptprobleme der Soziologie, München und Leipzig 1923, S. 21 ff.).

Zu § 23: Hervorragende Vorarbeit für die Beziehungslehre hat E. Waxweiler in seiner viel zu wenig beachteten „Esquisse d'une Sociologie" (Brüssel usw. 1906) geleistet. Für deutsche Vorstellungen bleibt er nur allzu

---

[1]) F. H. Giddings, Prinzipien der Soziologie, deutsch von P. Seliger, Leipzig 1911, 2. Kapitel.

[2]) Vgl. auch Thurnwalds Anzeige in den Kölner Vierteljahrsheften III, 2/3, S. 197 ff.

sehr im Rahmen der lediglich *biologischen* Wissenschaften. Für ihn ist Soziologie die Wissenschaft von den Vorgängen der Reaktion auf die gegenseitigen Reizungen der Individuen derselben Art oder die Lehre von der Anpassung der Individuen derselben Art aneinander. Im Mittelpunkt steht der Begriff der sozialen *Affinität*. Auch er betont, daß es auf die Beobachtung des in seinem Milieu *handelnden* Einzelwesens ankommt, dessen Aktivität weniger in ihren Ergebnissen als im Vorgange der Handlung (Bewegung, Tat) selbst zu erfassen ist. Unter den Beziehungen der tierischen Organismen zur Außenwelt interessiere den Soziologen nur das Verhältnis zum *lebenden Milieu*, und zwar nicht das rein vegetative, sondern das auf *spezifischer Affinität* (Verwandtschaft) beruhende Verhältnis zwischen Individuen derselben Art. Dieses besondere Verwandtschaftsverhältnis (affinité sociale), das neben der sexuellen Affinität und der sich im Leben der Zellen äußernden vegetativen Affinität besteht, ist Gegenstand der *Soziologie*.

Die soziale Affinität veranlasse die Individuen, Beziehungen zu denjenigen anderen Einzelwesen herzustellen, bei denen sie eine gewisse Ähnlichkeit mit ihrer eigenen Organisation erkennen. Diese Affinität erklärt sich nicht durch bestimmte soziale Instinkte oder Gefühle wie Sympathie oder Altruismus oder durch ein anderes teleologisches Moment wie der Nutzen (Ammon), nicht durch Familieninstinkte oder den Spieltrieb (Spencer, Kropotkin), auch nicht (wie Giddings will) eben durch die Identität der Reaktion, die vielmehr erst eine Folge der Affinität ist, auch nicht durch Nachahmung (Tarde), sondern lediglich durch die physische Sensibilität des Organismus, der, entsprechend dem Entwicklungsstande seines Nervensystems, fähig ist, auf Reize, die von anderen Individuen derselben Art ausgehen, zu reagieren. Die spezifische Ähnlichkeit der Organisation ist die äußere Ursache der sozialen Affinität.

Bei den Reaktionsphänomenen, mit denen sich die Soziologie befaßt, sind die leitenden Begriffe „Milieu" und „sozial" so zu verstehen, daß Milieu nicht als etwas Starres, Gegebenes und in ruhiger Beharrung Erfaßbares angesehen wird, sondern daß dieser Begriff die sich im beständigen Wechsel auswirkenden Beziehungen zwischen dem Einzelwesen und seiner Umwelt umschließt, und daß der Begriff „sozial", seiner vielen vulgären und mißbräuchlichen Anwendungen entkleidet, die tatsächlichen Aktionen und Reaktionen in aktiver und passiver Hinsicht begreift, wie sie von den Individuen in ihren gegenseitigen Beziehungen ausgeübt werden.

Das Interesse des Soziologen werde sich besonders dem Menschen zuwenden, obwohl die soziale Affinität auch bei den höheren Tieren unentwickelt vorhanden sei und eine Soziologie der Tierwelt bedinge; die viel komplexere Struktur des menschlichen Nervensystems habe aber zu ganz anders charakteristischen Erscheinungen soziologischer Natur geführt, die damit zusammenhängen, daß, je künstlicher die Menschen ihre Existenzbedingungen gestalten, desto abhängiger die einzelnen voneinander werden. Ja, man könne beinahe sagen, meint Waxweiler, der Mensch sei dasjenige Tier geworden, dessen einziger primärer Instinkt in der Fähigkeit und Neigung zu lernen besteht. Die physische Empfänglichkeit für soziale Reizungen habe sich beim Menschen so entwickelt, daß sich die soziale Affinität als ein absolutes Bedürfnis nach den anderen Individuen der Art darstellte, sie sei beim Menschen zur *Soziabilität* geworden.

Waxweilers Werk kennzeichnet sich durch eine strenge und enge Begrenzung der Soziologie auf die Lehre von der Anpassung der Individuen untereinander (nach ihrer psychischen Entstehung und ihrer Äußerung durch

bestimmte Handlungsweisen). Lediglich von diesen Anpassungsprozessen handelt es, die wie bei Lamarck zum einzigen Lebensprinzip erhoben werden, aus dem sich alles ethologische Geschehen erklärt. In dieser Beschränkung und Vereinheitlichung unterscheidet sich Waxweilers Soziologie auch von der Mehrzahl der anderen Werke biologischer Gesellschaftswissenschaft; ausgeschieden bleibt ferner — nicht minder absichtlich — die Auffassung der Gesellschaft als eines Organismus und die von den „Organizisten" entwickelte Lehre von der Parallelität zwischen Organsystemen und sozialen Einrichtungen. Waxweiler bezeichnet sie als „un facheux abus des termes qui recouvre le plus souvent une confusion des réalités" (S. 52). Die biologische Grundlage ist für den Verfasser nicht dadurch gegeben, daß die Gesellschaft ein biologisches Gebilde sei, sondern dadurch, daß gesellschaftliche Vorgänge von Individuen ausgehen, die als Organismen biologisch zu betrachten sind. Es sei nicht die Aufgabe der Soziologie, zu erklären, was die Gesellschaft ist; derartige Abstraktionen widersprechen der methodischen Grundlage einer lediglich beobachtenden Wissenschaft. In all diesen Ablehnungen zeigt sich Waxweilers wissenschaftliche Eigenart; er will keine „clichés" gebrauchen wie „Arbeitsteilung"; vor allem aber vermeidet er mit einer Konsequenz, der man sonst selten begegnet, jedes teleologische Element (darum weist er auch die Auslese ab) und bemüht sich den Fehlern des Egomorphismus zu entgehen. (Darum läßt er die meisten Probleme der Soziologie der Tiere im Dunkeln, wendet er sich gegen die Organizisten und gegen die Historiker.)

Zu § 23: Sogar Paul B a r t h , der im übrigen die unglückselige Idee vertritt, daß „die Gesellschaft" ein geistiger Organismus sei, erkennt im Widerspruche zu seiner Hauptthese, daß die Gesellschaft, strenggenommen, verbalen Sinn habe [1]).

Zu § 24 a: Vielleicht ist es nicht überflüssig, noch einmal darauf hinzuweisen, daß jedes Hineintragen von Vorstellungen aus dem Kreise der uns veraltet und grundfalsch erscheinenden vier Vorurteile das Verständnis der Beziehungslehre unmöglich macht. Wir nennen noch einmal die Thesen, deren Richtigkeit wir völlig ablehnen müssen: 1. Die Gesellschaft ist ein Lebewesen. 2. Die Gesellschaft ist ein geistiger Organismus. 3. Die Menschen sind lediglich als T e i l e eines großen, ein für alle Male gegebenen G a n z e n anzusehen. 4. Individuen und Gesellschaft sind antithesisch zu erfassende Gegensätze.

In dem Aufsatze „Dietzels Individualismus" [2]), auf den hier ausdrücklich hingewiesen sei, sagten wir über die Verwertung von Antithesen wie Teil und Ganzes, Individuum und Gesellschaft als starrer substanziell gegebener Größen: „Solange wir noch glauben, daß sich die Gesamtheit aller Systeme letzlich stets in z w e i Gruppen scheiden läßt, daß sich ‚jedes System vom sozialen Seinsollen e n t w e d e r a u f d i e s e s o d e r j e n e s P r i n z i p aufbaut', daß unsere soziologische Erkenntnis dualistisch, antithetisch ist, daß ‚die Antwort in dem Entweder-Oder ausklingt' und sich als letzte höchste Erkenntnis ‚zwei einander kontradiktorische Sätze darbieten', solange stehen wir jenseits der wissenschaftlichen Erkenntnis auf dem Boden bloßer Rhetorik, nicht der Forschung. Wir haben uns selbst betrogen. Die ä s t h e t i s c h e Genugtuung der billig einleuchtenden Vereinfachung, die bestechende Scheinklarheit des Polaren haben wir für Erkenntnis genommen.

---

[1]) Vgl. Paul B a r t h , Die Philosophie der Geschichte als Soziologie, 3. und 4. Aufl., Leipzig 1922, S. 114.

[2]) Vgl. L. v. W i e s e , Dietzels „Individualismus", Kölner Vierteljahrshefte, II, 1, S. 54 ff.

Das Leben, auch das soziale Leben der Menschen, das wir doch verstehen wollen, ist aber nicht dualistisch-antithetisch. Dieses einfache, Wille und Gefühl ansprechende Entweder-Oder wird von unserem Verlangen nach Geltung des Apodiktischen in den ganz anders gearteten Zusammenhang der Dinge hineingetragen. Die Welt aber ist nicht dualistisch, sondern vielfältig; beständig mischt sie ihre Elemente in reichem Wechsel, verknüpft hier, trennt dort.

Das antithetische Denken, das sehr geeignet für die Propaganda ist, zerreißt den Zusammenhang in zwei starr gesonderte Teile: A und B (= nicht A); ihre Beziehung zueinander wird so dargestellt, als ob A mit B ringe und dabei die einzig wichtige Frage sei, welche der beiden Kräfte siege. Von dem Zuschauer bei diesem Kampfe (dem Leser und Hörer) wird verlangt, daß er für A oder B Partei nehme; hält er's mit A, so ist er auf ewig von B getrennt.

Welch ein atavistischer Unsinn! Wer ruhig beobachtet und nicht mit dem Impulse, hier zu lieben und dort zu hassen, an die Dinge des Lebens herantritt, gewahrt etwas ganz anderes. Er schaut zu seiner Verwunderung, wie alsbald A in B wiedererscheint und B in A, wie beide an C Teile von sich abgeben, C aber auf A und B zurückwirkt, wie sich dadurch beide (A und B) verändern, auf daß sie sich in gewandelter Form wieder begegnen, vereinigen, fliehen.

Bei dem heutigen Stande der Wissenschaften vom Menschen nimmt leider das antithetische Denken noch einen sehr großen Raum in ihnen ein. Zu ihm neigen vor allem die Dogmatiker. Damit meine ich diejenigen Gelehrten, die am stärksten vom Impulse der Kampflust beherrscht sind, die einen Widersacher brauchen, und denen ihre — eine Antithese fordernde — These als Feldgeschrei und Kriegsruf dient; die dabei so aufgeregt sind, daß sie nur die äußersten Spitzen und das Superlative erkennen, die mehr nach Einfluß über andere Geister als nach wahrer Erkenntnis verlangen."

b) Walter Sulzbach hat in seiner Stellungnahme zu diesem Aufsatze [1]) die Tragweite dieser Ablehnung der genannten Antithesen unterschätzt. Wir hatten nachzuweisen gesucht, daß alle sogenannten individualistischen Systeme starke Beimengungen des „organischen" (universalistischen, sozialistischen) Prinzips und die organischen solche des individualististischen zeigen. Er meint nun, daß daraus noch nicht folge, es sei unmöglich zu erkennen, wohin die überwiegende Tendenz in einem Systeme weise. Es kommt aber nicht darauf an, bloß zu erkennen, welchem der beiden Prinzipien Individualismus oder Universalismus der Verfasser sein System hat zurechnen wollen, sondern ob die Zurechnung objektiv richtig ist. Die Nachprüfung lehrt aber allemal, wie falsch an sich die zugrunde gelegte Antithese ist. Deshalb vermögen wir auch Sulzbachs eigene vier Systeme nicht gelten zu lassen, weil seine Einteilung ja auf dem falschen Gegensatze Individuum-Gemeinschaft beruht. Die substantivistische Auffassung der beiden Größen ist es, die als falsch abgewiesen werden muß.

e) Über das Wort Individuum sagen wir in dem genannten Aufsatze:

„Ist es nicht eigentlich beschämend, daß das dumme, häßliche und überflüssige Wort Individuum, das einst das Naturrecht für bestimmte rechtsphilosophische Untersuchungen als Notbehelf verwendet hat, das aber heute aus sämtlichen Sprachen der Erde mit feurigem Eisen ausgebrannt werden sollte — es ist fast symbolisch zu verstehen, daß im alltäglichen Leben ein ‚Individuum' ein etwas zweifelhafter Zeitgenosse zu sein pflegt —,

---

[1]) In „Vier Systeme der Sozialphilosophie", Kölner Vierteljahrshefte III, 1, S. 22 ff.

daß dieses Wort, zärtlich gepflegt, sich forterbt und so viele realistische Sozialstudien ruiniert? Nicht nur, daß es falsch gebildet ist; denn man will gar nicht behaupten, daß das Einzelwesen unteilbar sei, sondern daß es eigenartig, singulär sei, weshalb man eigentlich Singulare statt Individuum sagen müßte. Vor allem ist es von einer trostlosen Leerheit. Nur bei ganz wenigen sehr allgemeinen Untersuchungen ist das ein Vorteil. Zumeist ist es irreführend, da man nie deutlich erkennen kann, was eigentlich gemeint ist. Es kann ein Feuerländer, es kann Goethe gemeint sein. Wenn aber jemand Betrachtungen über gesellschaftliche Zusammenhänge anstellt, muß man wissen, ob er mit ‚Individuum' jenen oder diesen Typus meint. Ich kann es sehr zweckmäßig finden, wenn etwa Kannibalen oder Mädchenhändler der Gesellschaft ‚geopfert' werden; anders aber werde ich über den Geist Nietzsches urteilen. — Nicht minder fragwürdig ist der abstrakte, undefinierbare Schemen, den man Gesellschaft nennt. Hängt doch sogar bei den Bewertungen von Kollektivgebilden wie Staat und Kirche die Entscheidung davon ab, ob ich dabei an Albanien oder an Preußen, an die Mormonengemeinde oder an die römisch-katholische Kirche denke."

d) Wie tief die Vorliebe für unsere Antithese eingewurzelt ist, zeigt sich auch darin, daß sie gern als Buchtitel verwendet wird. Sogar Simmel hat leider in seinem Göschenbändchen „Grundfragen der Soziologie" den Untertitel beigefügt „Individuum und Gesellschaft". (Freilich handelt es sich dabei um eine Arbeit des damals schon sehr leidenden Forschers nicht lange vor seinem Tode, in der er den mißglückten Versuch einer Popularisierung seiner Lehren macht.)

e) Dagegen hat es Berthold T h o r s c h in seiner ausgezeichneten Schrift „Der Einzelne und die Gesellschaft"[1]) unternommen, diese beiden Substanzbegriffe aufzulösen. Er hat damit gleichfalls die Beziehungslehre vorbereitet. Thorsch zeigt, daß der Gegensatz von Individuum und Gesellschaft, auf den man in letzter Reihe alle soziologischen Probleme zurückzuführen pflege, niemals absolut gefaßt werden sollte, daß besonders die Neigung als das eigentliche „Element" der Menschheit, als ihren „realen" Faktor das Individuum oder — im Gegensatz dazu — die Gemeinschaft (Gesellschaft schlechtweg oder den Staat usw.) hinzustellen falsch ist. Auch er hebt hervor, daß es kein Ganzes gibt, das ein „Inbegriff" der Teile überhaupt ist; denn es gibt keinen solchen „Inbegriff" schlechtweg. Jede Gemeinschaft ist eine solche nur in bezug auf bestimmte Beziehungen der Außenwelt (S. 13). Keine Vergemeinschaftung hebt die Individuation auf, und keine Organisation ist andererseits imstande, alle individuellen Elemente zu retten (S. 15).

f) Daß zwischenmenschliche Gebilde real, aber nur in den Vorstellungen der Menschen sind, betont auch G o t h e i n in einer seiner letzten Arbeiten[2]). Er sagt: „Von entscheidender Wichtigkeit ist, daß die Gesellschaft zwar real ist und von jedem als Realität, der er sich selber eingeordnet fühlt, empfunden wird, aber doch nur eine V o r s t e l l u n g ihrer Mitglieder. Denn hier ist ein neues Element eingefügt: die Vorstellung. Alle Gesellschaftsformen sind eben nicht nur von dem Zweck, der sie einheitlich bindet und nach einer Richtung zieht, bestimmt, sondern zugleich von den Vorstellungen modifiziert, die unendlich mannigfaltig sind und die jenen Einheitszweck selber bei den Einzelnen färben. Diese Mannigfaltigkeit ist um so größer, als ‚jedes

---

[1]) Dresden 1906, Carl Reißner.

[2]) Vgl. E. G o t h e i n, „Über einige soziologische Grundfragen". Hauptprobleme der Soziologie, München 1923, S. 193 ff.

Element einer Gruppe nicht nur Gesellschaftsteil, sondern außerdem noch etwas ist'. Dieses ,Außerdem' gibt nicht nur für den Betrachter dem einzelnen gesellschaftlichen Menschen ,jedesmal eine besondere Nuance und durchflicht sein soziales Bild mit außersozialen Imponderabilien', sondern diese mannigfachen auseinanderstrebenden Vorstellungen geben der Gruppe selber ihren Charakter. Dieser Charakter ist zwar aus der Summierung entstanden und zieht den Durchschnitt aus den Summanden; vorher aber war er wegen der Zersplitterung bei den Einzelnen nicht zu bemerken."

g) Daß der Einzelmensch der methodologische Ausgangspunkt der Soziologie sein muß, betonen auch Max Weber, Gothein, Thurnwald, Vossler [1]. — Vossler lehnt den Begriff ,,Kollektivseele" ab. Thurnwald sagt: ,,Das wirtschaftliche Handeln hat seinen Angriffspunkt am Individuum. Die Motivationen werden nur am Einzelnen greifbar" (S. 286). Gothein kommt zu dem Ergebnisse, daß ,,sich die Qualität der Gesamtheit nicht von den summierten Qualitäten der Einzelnen unterscheidet, zumal jeder in ihr mit einer Teilquote seines sonst ungeteilten moralischen Selbst in Frage kommt" (S. 209).

h) Max Weber hatte es Spann gegenüber als ein ,,ungeheueres Mißverständnis" bezeichnet, daß eine ,,individualistische" Methode eine (in irgendeinem möglichen Sinne) individualistische Wertung bedeute. Spann sucht sich in seinem Aufsatze ,,Bemerkungen zu Max Webers Soziologie" [2], der im übrigen deutlich zeigt, daß Spann Religion und Wissenschaft verwechselt, dahin zu rechtfertigen, daß seine Ablehnung des sogenannten Individualismus nicht auf Wertung, sondern auf Wesensanalyse beruhe. Er vermag nicht zu erkennen, daß seine ,,Wesensanalysen" aus ganz bestimmten vorausgehenden und sein Denken völlig beherrschenden Willensentscheidungen hervorgehen.

i) Der einseitige Kollektivismus, der in der Soziologie nur eine Lehre von der Assoziation sieht, hat von jeher viele Anhänger. Am ausgesprochensten zeigt er sich bei Vierkandt [3]. — Interessant sind die Bemerkungen Franz W. Jerusalems ,,Über den Begriff der Kollektivität und seine Stellung im Ganzen der Soziologie" in den Kölner Vierteljahrsheften II, 1, S. 47 ff. Sehr beachtenswert sind die Aufsätze von Ralph Barton Perry: ,,Is there a social mind?" im American Journal of Sociology, XXVII, 5 und 6. Perry kommt zu dem Ergebnisse, daß soziale Gebilde Ganze eines (im Vergleiche zum Einzelmenschen) niederen Typs sind. Der Gruppengeist sei nicht ein neues Wesen höherer Ordnung.

k) Besonders wertvoll für die Beurteilung der praktischen Aufgabe des Einzelmenschen ist der Aufsatz von de Leener: ,,La primauté de l'individu" in der Revue de l'Institut de sociologie, 2. Jahrgang, Bd. II.

Zu § 26: Im Schlußworte zu meinem Vortrage ,,Die Problematik einer Soziologie der Revolution" auf dem Jenaer Soziologentage heißt es in Entgegnung auf Bemerkungen des Diskussionsredners Max Adler: ,,Der Umstand, daß die von mir Beziehungen erster Ordnung genannten Relationen zwischen Einzelmenschen in der Wirklichkeit soziale Gebilde voraussetzen, ist durchaus kein Hinderungsgrund, sie für bestimmte Zwecke der

---

[1]) Die drei Letztgenannten in den ,,Hauptproblemen der Soziologie".

[2]) In Zeitschrift für Volkswirtschaft und Sozialpolitik, Jahrgang 1923, Heft 10—12.

[3]) Vgl. meine Besprechung seiner ,,Gesellschaftslehre" in Kölner Vierteljahrsheften III, 2/3, S. 176 ff.

Analyse theoretisch so zu isolieren, als ob sie allein beständen, vorausgesetzt, daß die ergänzende Betrachtungsweise vom Gebilde her danach hinzutritt. Wir müssen auch untersuchen dürfen, wie Mensch auf Mensch wirkt, ohne daß dieses Verhalten aus einer bestimmten Beschaffenheit des gesellschaftlichen Milieus abgeleitet wird. Das innerste Wesen der erotischen oder der freundschaftlichen Beziehungen z. B. würde sich sonst nie verdeutlichen lassen. Ich behaupte gegenüber Herrn Adler, daß ein Einzelmensch sicherlich zu einem außer ihm bestehenden sozialen Gebilde in Beziehung treten kann, wenn beispielsweise ein Reisender eine ihm bis dahin fremde Kultur einer anderen Rasse auf sich wirken läßt. Der Umstand, daß dabei seine Wahrnehmungen und Vorstellungen von der Zugehörigkeit zu seinen eigenen sozialen Kreisen beeinflußt sind, daß er also teilweise selbst nur als Exponent sozialer Gebilde figuriert, macht es nicht überflüssig oder gar falsch, die hier auftretenden Kontakte als die eines Einzelmenschen zu einem sozialen Gebilde anzusehen."

Zu § 29 a: Das Wort „Funktion" wird heute in einem doppelten Sinne gebraucht, der zu Verwechslungen führen kann: 1. gleich Verrichtung, Aufgabe, Leistung (Gegensatz: Substanz). Spricht man einem Ding in diesem Sinne eine Funktion zu, so bekommt es eine finale Bedeutung, wird auf einen Zweck bezogen (so bei Spencer); 2. bedeutet Funktion das Abhängigkeitsverhältnis mathematischer Art, wonach zwei veränderliche Größen sich in Korrelation miteinander verändern. Dieses Funktionsverhältnis, das vielfach an die Stelle des Kausalitätsverhältnisses gesetzt wird, ist auch in der Wirtschaftstheorie seit J. St. Mill (zumal unter dem Einflusse der modernen mathematischen Schule) von Bedeutung geworden. Wir gebrauchen oben Funktion im erstgenannten Sinne.

b) W. Malgaud stellt in seinem Buche „Le Problème logique de la société" und in seinem, diese Schrift erläuternden Aufsatze in der Revue de l'Institut de Sociologie (4. Jahrgang, Bd. 1, Nr. 2) den Begriff der Funktion ganz in den Mittelpunkt. In ihm sieht er die Grundformel und den Generalnenner, der es ermöglicht, den ganzen Stoff der Soziologie auf die Einheit zurückzuführen. Er erklärt, daß er den Begriff Funktion im mathematischen Sinne des Wortes meine. Wir vermögen aber seine Schrift nur so zu verstehen, daß Funktion = Aufgabe gemeint ist.

Zu § 30: Der Primat des Nebeneinander vor dem Nacheinander ist ein wesentliches Merkmal unserer Beziehungslehre. Damit wollen wir nicht die Hervorkehrung der historischen Betrachtungsweise ablehnen; wir beanspruchen nur Daseinsberechtigung eines solchen Systems neben den vorwiegend geschichtlichen. Paul Barth vermochte nicht die Notwendigkeit der Ergänzung von Betrachtungen des Nacheinander durch solche des Nebeneinander einzusehen. Deshalb wurde er Simmel nicht gerecht und unterschätzte er die Leistungen der Amerikaner. So sagt er gegenüber Ross: „Die Ausführung seiner Theorie zeigt die Schranken, die der ganzen amerikanischen Soziologie eigen sind. Die Gruppen und Gruppenbeziehungen, die Interessen, die Gegensätze, die ‚sozialen Kräfte', werden an der Gegenwart entdeckt und in ein theoretisches System gebracht; die Vergangenheit wird wesentlich nur zur Illustration des schon fertigen Systems verwendet. Es sollte meines Erachtens umgekehrt sein; aus dem Überblicke über die Vergangenheit sollte man, wie ich schon mehrfach betont habe, die mächtigen Ströme des physischen und des geistigen Lebens erkennen, die den heutigen Zustand herbeigeführt haben, darum ihn erklären und auf den künftigen schließen lassen." — Sind nicht beide Wege gangbar? Sollte

nicht Raum sein für diejenigen Forscher, die das Nebeneinander in erster Linie zu studieren suchen und dadurch die Historiker ergänzen? Ist es notwendig, diese andersgerichtete Arbeit so sehr zu vernachlässigen und abzuweisen, wie es hier gegen Simmel geschehen ist?

c) Richtig scheint uns die von Small (und anderen) gemachte Bemerkung, daß es notwendig ist, zunächst die speziellen Vorgänge zu untersuchen, die unserer unmittelbaren Beobachtung zugänglich sind. In seinem Aufsatze „Fünfzig Jahre Soziologie in den Vereinigten Staaten" [1]) weist Small darauf hin, daß man von den Bemühungen, alles und jedes zu erklären, in der Soziologie Amerikas zum Studium bestimmt umgrenzter Erfahrungskomplexe übergegangen ist. Sehr richtig sagt er: „In and of itself this change is a scientific achievement." Erst jetzt erkennen wir, wie vergleichsweise oberflächlich unsere Kenntnis der meisten unmittelbaren und gewöhnlichen Erfahrungseinheiten ist. „Was sind z. B. die Quellen der Motive, die Vorgänge der Vermischung von Motiven und die Hilfsmittel der Kontrolle der Motive in den verschiedenen Knabengruppen in unserem eigenen Kreise? Was ist die ganze Ordnung von Antezedentien und Folgen, die in dem Zusammenbruche einer gegebenen Familie zutage treten; nicht zu sprechen von einer Formel der Ursachen von Familienauflösungen im allgemeinen? Worin besteht die genaue Interessenverbindung, die einem lokalen Wahlamte Dauer verleiht?"

Wie eine Warnung für Europa, wo gegenwärtig phantastische und anmaßliche Spekulationen und Konstruktionen über den Gesamtbau der Gesellschaft so sehr imponieren, wirkt, wie mir scheinen will, der Satz: „Die Menschen, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf solche Fragen gesammelt haben, können sich nicht länger verblenden lassen durch die wissenschaftlichen Prätensionen von Methoden, die im Bausch und Bogen und summarisch die Fragen menschlicher Erfahrung aufwerfen und beantworten. Wenn wir nicht die Jungens auf dem nächsten Schulhofe verstehen können, so ist es kaum möglich, daß irgend jemand den Kinderkreuzzug besser verstanden hat." Die Bevorzugung der Gegenwartsprobleme vor den geschichtlichen Stoffen, die man der amerikanischen zeitgenössischen Soziologie mit Recht nachsagt, hängt mit dieser Einsicht zusammen. Sie zieht vor, die Kompliziertheit solcher Gruppenbeziehungen darzulegen, die für sie am leichtesten nachzuprüfen sind, wobei sich immer wieder herausstellt, daß auch ihre Analyse schwierig genug ist.

Auch René Worms, dessen Büchlein „La Sociologie, sa nature, son contenu, ses attaches" (Paris 1921, M. Giard & Co.) dem Anfänger eine besonders günstige Möglichkeit gewährt, auf knappstem Raume eine Zusammenfassung der herkömmlichen Hauptrichtungen der Soziologie in nuce kennenzulernen, sagt (S. 32): „Il faut étudier à la fois les origines et l'état actuel des sociétés humaines. Mais, à notre sens l'étude de l'état actuel est la plus fructueuse. La matière en est plus riche, plus complexe, plus haute. Elle est aussi d'un intérêt pratique plus direct. Elle prête en outre à une connaissance plus assurée. Car, d'abord, le présent peut être constaté, tandisque le passé ne peut être que restitué. Et surtout, le présent nous est directement intelligible . . ."

[1]) Vgl. American Journal of Sociology, XXI, Nr. 6.

Zweites Kapitel.

Das System der menschlichen Beziehungen.

Dem Zwecke, den Zusammenhang des Inhalts unserer (engeren) Beziehungslehre zu veranschaulichen und einen synoptischen Überblick des Geflechtes der Beziehungen zu ermöglichen, soll die am Schlusse beigefügte „Tafel der menschlichen Beziehungen" dienen. Von links oben nach rechts unten werden wir den Weg vom — als isoliert angenommenen — Einzelmenschen bis zu den in den Gebilden wirkenden Prozessen geführt, die in Umbildung und Aufbau eine komplexere Stufe der Gebildeformen schaffen; die Bahn führt von den Kontakten über die A-Beziehungen weiter bis zu den F d-Beziehungen. § 1. Die Tafel der menschlichen Beziehungen.

Entsprechend unserer Hauptordnung enthält der (obere) Teil I die Beziehungen erster Ordnung, die allgemein-menschlicher Art sind und nicht notwendig das Vorhandensein eines vorher geformten Gebildes voraussetzen, der (untere) Teil II die sozialen Prozesse in den Gebilden. Die Beziehungen erster Ordnung schaffen Zustände des zwischenmenschlichen Zusammenhangs, eben unsere Gebilde, die wir uns zunächst in unbestimmter Form zwischen Teil I und II gestellt denken. Die sozialen Prozesse zweiter Ordnung bewirken alsdann die ausgeprägtere Formung der Gebilde.

Vertikal durch Teil I und II muß unsere Scheidung in die Grundprozesse des Bindens (Zu- und Miteinander) und des Lösens (Aus- und Ohneinander) gehen. Zu jenen gehören in Teil I die A-Prozesse, in Teil II die D-Prozesse; zu diesen in Teil I die B-, in Teil II die C-Prozesse.

Die A-Prozesse (allgemein-menschlichen Beziehungen des Zu- und Miteinander) werden am zweckmäßigsten in Hauptprozesse nach dem G r a d e der Verbindung zerlegt, dergestalt, daß A a den geringsten, A d den stärksten Grad der Assoziation bildet, bei dem sich schon der Übergang zur Gruppe deutlich zeigt und eine strenge Scheidung von den D-Prozessen nicht möglich ist. Wir sondern hier also:

A a: Annäherung,
A b: Anpassung,
A c: Angleichung,
A d: Vereinigung.

Auch bei den B-Prozessen ist eine Sonderung der Hauptprozesse nach dem Grade des Auseinander möglich:

B a: Konkurrenz[1]) (enthält als schwächster Grad auch Elemente der Verbindung),
B b: Opposition (bereitet den Lösungsprozeß vor),
B c: Konflikt (ist äußerlich wahrnehmbares Gegeneinander).

Jedoch gibt es bei den A- und B-Prozessen Unterprozesse, deren sprachliches Wortbild nicht deutlich einer Gradstufe entspricht. Es ist deshalb notwendig, bei beiden Hauptprozessen eine Reihe allgemeiner Prozesse den genannten speziellen voranzustellen.

Schließlich geben wir uns darüber Rechenschaft, daß, wie oben erwähnt, sehr viele Prozesse derart den Mischcharakter von Binden und Lösen tragen, daß schon das Wortbild diese Doppelnatur der Beziehung aufweist. Wir suchen dem dadurch Rechnung zu tragen, daß wir in Teil I neben die A- und B-Prozesse eine dritte Reihe stellen, die M- (Mischungs-) Prozesse.

Wenn auch die Darstellung des Zuständlichen in der Hauptsache in die Gebildelehre gehört, so erleichtert es das Verständnis, wenn wir im Zwischenraum von Teil I und Teil II die Zustände nennen, die sich aus den Prozessen (erst in ihrer isolierten Wirksamkeit, dann in ihrem Zusammenwirken) ergeben.

In Teil II weisen zunächst die C- und D-Prozesse die Entsprechung der A- und B-Prozesse auf. Allerdings sind hier die Prozesse der Lösung (C-Prozesse) vor die der Bindung (D-Prozesse) gestellt, weil wir gewohnt sind, uns in einem Gebilde zumeist erst den Vorgang der Teilung, danach den der Vereinigung trotz der häufigen Gleichzeitigkeit des Gesamtvorganges zu vergegenwärtigen. (Wenigstens deutet die Wortbildung „Arbeitsteilung" auf eine Priorität der Teilung vor der „Arbeitsvereinigung" hin. Es steht aber sicherlich nichts im Wege, diese Anordnung zu ändern.)

Bei den sozialen Prozessen zweiter Ordnung bevorzugen wir zum Unterschiede von Teil I die Bezeichnungen: differenzierende (gleich: lösende) und integrierende (gleich: bindende) Prozesse. Sie sind seit Spencer allgemein eingeführt und stützen, wie uns scheinen

[1]) Vgl. meinen Artikel „Konkurrenz" in der 4. Aufl. des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften.

will, die Vorstellung, daß es sich um Vorgänge handelt, die sich i n den Gebilden abspielen.

Auch bei den C- und D-Prozessen sind die allgemeinen von den speziellen abgetrennt.

Die Untereinteilung der speziellen C- und D-Prozesse läßt sich nicht wie in Teil I nach bloßen Gradabstufungen vornehmen. Vielmehr müssen die Unterprozesse hier in Reihen von Hauptprozessen geordnet werden, die zwar aufeinander hinweisen und sich ergänzen, oft nur verschiedene Seiten desselben komplexen Vorgangs, aber durch arteigene Merkmale heraushebbar sind.

So sondern wir die C-Prozesse in:

C a: Entstehung von Ungleichheiten (von Disparatheit),
C b: Herrschen und Dienen,
C c: Abstufung und Schichtenbildung,
C d: Auslese (Selektion),
C e: Individuation, Absonderung und Entfremdung.

Die Art der Differenzierung ist bei jedem der fünf Hauptprozesse eine andere. Disparatheit ist Gesondertheit schlechtweg ohne Rangordnung; die Scheidung von Herr und Diener ist besonderer Art; bei C c bilden sich Untergruppen, die jedoch stets aus einer Mehrzahl von Menschen bestehen; C d enthält ausgesprochene Höherbewertung und Rangordnung; C e enthält Isolierung aus einem vorher bestehenden Gebildeverhältnis, ist also nicht schlechtweg mit unseren B-Beziehungen identisch.

Bei den D-Prozessen brauchen wir nach den allgemeinen nur drei spezielle Hauptprozesse hervorzuheben:

D a: Uniformierung (korrespondiert mit C a),
D b: Einordnung (korrespondiert mit C c),
D c: Sozialisierung (steht den bewertend heraushebenden unter den C-Prozessen, vor allem C d, bis zu einem gewissen Grade auch C b gegenüber).

D c bedeutet gegenüber D b eine mehr innere, ethisch fundierte Verbindung.

Die E- und F-Prozesse sind gleichfalls — unter E — differenzierende und — unter F — integrierende Prozesse. Indessen sind hier Integration und Differenzierung unter einen neuen Gesichtspunkt gestellt. Bei C und D kommt nicht hinreichend der ewige Wandel der gesellschaftlichen Struktur zur Geltung. Mag i m Gebilde ein starker, beständiger Lebensstrom kreisen, den diese Prozeßreihen zu benennen versuchen, so erscheinen hier die Gebilde doch als etwas relativ Bleibendes, während auch das unaufhörliche Untergehen und Neuwerden, das Aufsteigen zu ab-

strakteren, komplexeren Gebildeformen zu berücksichtigen ist. Deshalb müssen die zerstörenden und umbildend-aufbauenden Prozesse zur Ergänzung der C- und D-Beziehungen genannt werden. Dabei sind die Begriffe Zerstörung und Aufbau nicht ethisch, sondern streng soziologisch zu verstehen. Der allgemeine Vorgang der Gebildezerstörung wird von uns Verfall (E g), der allgemeine Prozeß der Umbildung wird Neubildung (F d) genannt.

Doch sind auch die Fragen zu beantworten: Welche Hauptprozesse sind besonders geeignet, Gebilde zu zerstören? Welche Hauptprozesse führen zum Aufbau?

Wir heben sechs Zerstörungs-, drei Aufbauprozesse hervor:

E a: Ausbeutung,
E b: Begünstigung und Bestechung,
E c: Formalismus und Verknöcherung,
E d: Kommerzialisierung,
E e: Radikalisierung,
E f: Verkehrung (Perversion)

und

F a: Institutionalisierung,
F b: Professionalisierung,
F c: Befreiung.

(Aus den näheren Untersuchungen in den folgenden Kapiteln wird sich ergeben, daß es sich bei diesen Bezeichnungen um wertfreie Benennungen handelt, an deren Verwendung als soziologische Termini wir uns gewöhnen müssen.)

Nachdem das Gerippe des Beziehungssystems durch Einordnung der Hauptprozesse hergestellt ist, ergibt sich die Aufgabe, die lebensnahen Unterprozesse in den Rubriken einzutragen. In noch stärkerem Maße als beim Grundschema sind wir hierbei auf die Hilfe der Sprache (und Sprachwissenschaft) angewiesen, müssen wir aber auch mit den (hier nicht näher zu untersuchenden) Mängeln und Hemmnissen der Wortbildungen rechnen. Die Sprache ist nicht zum Gebrauche für ein Begriffsnetz der Soziologie entstanden. Aber wie jede andere Wissenschaft haben wir uns unter die „Herrschaft des Wortes" zu beugen. Wir können nicht anders verfahren, als den großen Vorrat von Wortsymbolen daraufhin zu untersuchen, wie weit er Bezeichnungen für soziale Prozesse enthält.

Ein solcher (teilweise von uns in gemeinschaftlicher Arbeit im soziologischen Oberseminar unternommener) Versuch bescherte uns die Überraschung, daß der Wortvorrat, der vorwiegend eine zwischenmenschliche Beziehung mehr oder weniger deutlich aus-

drückt, ungeheuer groß ist. Die oft gehörte Behauptung, die Beziehungs f o r m e n ließen sich nicht hinreichend von den Beziehungs z w e c k e n sondern, bedarf angesichts der Tatsache, daß die Sprache mehr Ausdrucksmittel für jene als für diese besitzt, sehr der Einschränkung. Die Sprache unterstützt die Soziologie mehr als irgendeine andere Wissenschaft, auch mehr als die Psychologie, da ihr Zweck ja darin besteht, den Verkehr zwischen Menschen schlechtweg (auf allen Lebensgebieten) zu unterhalten. Wenn wir deshalb auch eben sagen mußten, daß die Sprache nicht für die Herstellung eines soziologischen Begriffsnetzes geschaffen ist, so dient sie doch den von der Soziologie zu durchforschenden Tatsachenbeständen.

Wegen der Unerschöpflichkeit des Vorrats an Beziehungsworten können wir auch die Unterprozesse nicht im entferntesten erschöpfend auf unserer Tafel geben. Die angeführten Tätigkeitsworte, adverbialen Bestimmungen usw. sollen nur Beispiele sein, die ergänzungsfähig und -bedürftig sind.

Freilich hat, wie gesagt, die Hilfe der Sprache auch ihre Tücken. Da die Worte aus dem alltäglichen Verkehr stammen, sind sie selten eindeutig und nach allgemeiner Konvention fest umgrenzt. Über die Richtigkeit der Einordnung können manchmal Zweifel entstehen je nach dem Sinne, den man vorwiegend dem Worte beizulegen geneigt ist. Häufig ist Einordnung bei mehreren Hauptprozessen notwendig; wir geben dann (in Klammern) Hinweise; z. B. ist „proletarisieren" eingetragen unter D a: Uniformierung; doch stehen hinter diesem Verbum an dieser Stelle die Hinweise: E a und E g. Man findet es also auch unter „Ausbeutung" und unter „Verfall".

Wenn möglich, bevorzugen wir bei der Wortwahl zur Bezeichnung des Unterprozesses, entsprechend dem verbalen Charakter der Grundbegriffe der Beziehungslehre, das Tätigkeitswort. Häufig aber schien uns eine (ein Hauptwort umschließende) adverbiale Bestimmung geeigneter; zu ergänzen ist dann die Bezeichnung des Unterprozesses; z. B. findet sich etwa unter A d: „in dionysischem Geiste"; zu ergänzen: „sich vereinigen".

So führt uns in fortschreitender Verzweigung die Deduktion vom Grund- zum Unterprozesse, z. B. von „Binden" bis „sich anvertrauen" (über „Annäherung").

Die ergänzende Induktion setzt bei einem bestimmten Einzelprozesse, der beobachtet worden ist, ein. Es mag sich etwa der achtzehnjährige Max Müller in einem besonderen Falle zu seiner Mutter, der Rentnerin Frau Müller, vertrauensvoll und vertraulich

über etwas, was ihn bewegt und beunruhigt, geäußert haben. Eine Analyse des Falles ergibt, daß es sich um den Vorgang des ,,Sich-Anvertrauens" handelt; der kasuistische Einzelprozeß ist in dem entsprechenden Unterprozesse, damit im Hauptprozesse A a und im Grundprozesse A eingeordnet.

(Hier handelt es sich um einen sehr einfachen Fall allgemeinmenschlicher Beziehungen. Bei komplexeren Vorgängen des Gebilde-Lebens nimmt die Induktion einen entsprechenden Verlauf.)

Absichtlich haben wir versucht, in geradezu scholastischer Pedanterie den Ordnungsplan aufzustellen. Wer das dringende Bedürfnis der gegenwärtigen Gesellschaftswissenschaft nach strengerer begrifflicher Durchdringung kennt, wird darüber nicht spotten. Es handelt sich dabei um die Legung des Fundaments; dies kann nicht fest und schematisch genug sein. Die als verschwommen denunzierte Soziologie läßt sich streng und klar umgrenzt behandeln. Die Vertiefung in das geistige Wesen der ,,Gesellschaft". die eigentliche Charakterisierung der Beziehungen, bleibt der Analyse des Einzelprozesses einerseits, der Gebildelehre anderseits überlassen.

§ 2. Echte und unechte, offene und maskierte Beziehungen.

Wenn wir in dieser Weise ein geordnetes Geflecht von Beziehungen gewonnen haben, müssen wir uns, ehe wir uns ihre Untereinteilung genauer vergegenwärtigen, doch noch die Frage vorlegen und beantworten, ob denn alle diese Beziehungen ihrem inneren Wesen nach gleichartig sind. Wir haben oben festgestellt, daß es neutrale Beziehungen, d. h. solche, die weder in einem Lösen noch in einem Binden bestehen, nicht geben kann. Müssen wir aber nicht auch die Beziehungen zwischen Menschen aus der spezfisch soziologischen Betrachtung herausheben und unter anderem Gesichtspunkte daraufhin untersuchen, ob dabei nicht Ergebnisse gefördert werden, die auch beziehungswissenschaftlich aufschlußreich sind?

Bei einer solchen Prüfung stutzen wir vor der Beobachtung einer wichtigen Zwiespältigkeit aller menschlichen Beziehungen, soweit sie auf Motiven beruhen. A kann zu B in eine klare, eindeutige, unverhüllte Beziehung treten, bei der zwischen dem angegebenen Zweck und dem subjektiven Vorhaben kein Widerspruch besteht; A trägt etwa B seine Freundschaft an, weil er ihm freundlich gesinnt ist, oder er stellt sich den Absichten von C entgegen, weil er sie für verkehrt hält; er spricht das offen aus und handelt demgemäß.

Aber liegen nicht die Beziehungen, auch wenn man sie einzeln nimmt und nicht gleich an ein kompliziertes Beziehungsgeflecht

denkt, oft viel verwickelter? Wird nicht oft das wahre Motiv einer Beziehung und damit der Charakter der Beziehung verhüllt, so daß der subjektiv gemeinte Sinn nicht in der Handlung unzweideutig zutage tritt, vielmehr äußerlich eine andere Beziehung eingeleitet wird, als dem inneren Verhältnisse der Menschen zueinander entspricht? Die äußere Beziehung und die innere sind nicht identisch.

Meisterhaft schildert Leo Tolstoi im ersten Bande von „Krieg und Frieden", wie in der Petersburger Gesellschaft in einem bestimmten Zeitpunkte eine starke Neigung bestand, in eine Freimaurerloge aufgenommen zu werden. Mit dem Eingehen dieser Gruppenbeziehung übernahmen die Kavaliere eine Reihe von sittlichen Verpflichtungen. Scheinbar waren sie in den Dienst einer Gruppe getreten, deren Ziel Menschenverbrüderung und tugendsames Leben war. Eine unvoreingenommene Untersuchung ihrer Motive aber konnte lehren, daß es meist rein konventionelle Erwägungen waren, die zu dem Beitritt führten. Äußerlich: Beitritt zu einem Tugendbund; innerlich: Rücksichten auf Karriere, Salonerfolge usw.

Hier handelt es sich nur um den verhältnismäßig einfachen Fall, daß eine Beziehung vorgegeben wird, die willensmäßig nicht besteht; das innere Verhältnis zur Sache ist anderer Art. Wir können alle unsere (mehr als 500) Beziehungen, die unsere Tafel nennt, durchgehen und werden uns stets an Fälle erinnern, in denen solche Beziehungen nicht in Wahrheit bestanden, aber nur vorgegeben waren.

Nicht minder wichtig sind die Fälle, wo eine innere Beziehung m a s k i e r t wird. So wie auf einem Maskenball A dem B nicht sein wahres Antlitz zeigt, sondern es unter einer Gesichtsnachbildung verhüllt, so wird A bisweilen dem B die in ihm als Motiv wirksame Beziehungsabsicht nicht verraten. Das Wesentliche ist hier weniger, daß eine andere Beziehung (wie im ersten Fall) vorgegeben wird, als daß das sozial Wirksame verkleidet wird. Der Begriff der maskierten Beziehung ist soziologisch von großer Bedeutung. Beispielsweise Konkurrenz, Herrschaft, Ausbeutung, Opposition, Annäherung werden oft maskiert.

Gerade in Gebildebeziehungen (zwischen Staaten etwa) sind unechte und maskierte Beziehungen häufig. Die Politik ist ja bisweilen eine Kunst der Maskierung. Freundschafts- und Bündnisverhältnisse können unecht, vorgegeben sein; die eigentliche, maskierte Beziehung wird dann etwa die der Rivalität sein.

Könnte nicht die Soziologie, die es nur mit äußerlich wahrnehmbaren Handlungen zu tun hat, diese ganze Unterscheidung

der Lehre von den Motiven und damit der Seelenkunde überlassen? Sicherlich ist es zunächst nicht ihre Aufgabe, die Welt der Motive zu durchpflügen; aber die Folgen dieser Doppelnatur der Beziehungen für das Gruppenleben und für den Verlauf der sozialen Prozesse sind viel zu beträchtlich, als daß sie stillschweigend an dieser Tatsache vorübergehen dürfte. Oft bricht ein Bund, ein gemeinsames Unternehmen, eine Sekte, ein Staat darum (manchmal scheinbar plötzlich) zusammen, weil die Beziehungen der Teilnehmer unecht waren. Manchmal entstehen überraschend schnell neue Vereinigungen von starker Wirksamkeit, von denen man annehmen müßte, daß erst eine allmähliche und zeitraubende Pflege von Beziehungen vorausgehen sollte; aber diese Beziehungen waren eben längst schon da, sie waren nur maskiert.

Wir nennen im folgenden eine Beziehung echt, wenn Motiv und äußere Handlung übereinstimmen; unecht, wenn das nicht der Fall ist; wir nennen eine Beziehung offen, wenn sie nicht durch eine andere Beziehung oder durch den Anschein der Beziehungslosigkeit verborgen wird; maskiert, wenn ihr subjektiv gemeinter Sinn durch Vortäuschung anderer zwischenmenschlicher Zusammenhänge verdeckt wird.

Daß sich oft die Beziehung suchende Person oder Gruppe über den wahren Charakter dieser Beziehung selbst täuscht, die Beziehung also subjektiv echt, objektiv unecht, subjektiv maskiert, objektiv offen sein kann, macht die Analyse mancher Verhältnisse von Menschen zueinander noch schwieriger und reizvoller.

§ 3. Die aus den begrifflich isoliert gedachten Beziehungen folgenden Zustände.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal das doppelte Schema, in dem wir die Bewegungsbahnen der sozialen Prozesse zu erfassen suchen: I: Von dem (zunächst als alleinstehend angenommenen) Einzelmenschen bis zur Neubildung komplexester Gebildetypen aus einfacheren Gebilden; vom „Individuum" zum abstrakten Kollektivum. Diesen „Aufstieg" untersucht die engere Beziehungslehre. II: Die entgegengesetzt verlaufende Bewegungsbahn vom abstrakten Kollektivum zum Menschen behandelt die „Gebildelehre". In der Gebildelehre erscheinen die das Gebilde tragenden Elemente als seine Organe; in der Beziehungslehre sehen wir demgegenüber den Verkehr von Menschen und gewahren wir, wie die Gebilde aus ihm entstehen. Schon hier seien drei wichtige Beobachtungen mitgeteilt, die uns in der Gebildelehre immer wieder beschäftigen werden; sie lassen sich dahin zusammenfassen:

1. Ist eine komplexere Gebildeform erreicht, so sucht diese alle ihre sie bildenden Elemente so von sich abhängig zu machen, daß sie nur als Glieder (Organe) dieses Gebildes erscheinen.

2. Vergleicht man das komplexere (umfangreichere, allgemeinere) Gebilde mit den in ihm teilweise enthaltenen einfacheren (kleineren, historisch früheren) Gebilden, so erscheinen diese vom Standpunkte des erstgenannten Komplexes als seine bloß eingeordneten Teile, als von ihm abhängige und von ihm bestimmte, dienende Mittel seiner Existenz; vom Standpunkte des zweitgenannten Gebildes erscheint aber ebenso der größere Komplex als dessen Mittel und Diener.

3. Es ist nicht möglich, unmittelbar aus allgemein menschlichen Beziehungen abstrakte Kollektiva wie Staat und Kirche abzuleiten; aber es läßt sich zeigen, wie aus Beziehungen einfache Gebilde, aus einfacheren abstraktere, schließlich abstrakteste Gebilde resultieren.

Hier muß es uns zunächst genügen, die Aufmerksamkeit auf die *Zustände* zu lenken, zu denen die entsprechenden sozialen Prozesse, isoliert betrachtet, führen: nämlich die A-Prozesse zu *Geselligkeit* und *Verbundenheit* einer-, zu *Abhängigkeit* anderseits, die B-Prozesse zu *Einsamkeit*, *Isoliertheit*, *Abgeschiedenheit* einer-, zu *Eigenbewußtsein* und *Selbständigkeit* anderseits.

Diese Zustände sind gewissermaßen die großen Stationen auf unserer Bewegungsbahn. Da es sich um eine „Rundreise" handelt, nehmen wir den Ausgangspunkt an beliebiger und zweckmäßig scheinender Stelle, nämlich beim isoliert gedachten Einzelmenschen.

Im täglichen Leben stehen die Menschen an wechselnden Punkten auf der Bewegungsbahn des Zu- und Auseinander. Die von ihnen nie erreichten Endpunkte sind völlige Abseitigkeit und Verlassenheit hier, absolutes Herdentum ohne Eigenleben dort. Zwischen diesen beiden letzten Zuständen treibt das Leben die Menschen auf und ab. Anlagemäßig tendieren die einen mehr zum einen, die anderen zum entgegengesetzten Endpunkte. Aber auch im Dasein jedes Einzelnen wechseln die Zustände stärkerer Neigung zur Isolierung mit denen der Gesellungslust mehr oder weniger häufig. In zahllosen Nuancen verbinden und ergänzen sich die beiden Tendenzen. §4. Isoliertheit.

Unser Begriff der Isoliertheit ist also nicht absolut zu fassen. Damit ein Mensch entstehe, müssen sich zwei Menschen geschlechtlich vereinigen. Wie also der Mensch das Ergebnis der Verbindung von zweien ist, so ist auch sein Leben lang Verbundenheit mit anderen in zahllos wechselnden Formen und Gradstärken sein Geschick. Indessen sterben muß er allein, und es scheint, als wenn das Vollgefühl grenzenloser Verlassenheit die eigentliche Bitternis des Sterbens bildet. Weit von ihm rücken die gewohnheitsmäßigen Zusammenhänge mit Familie, Freunden, Volk, Beruf und allem,

was da atmet, und allein die Verbundenheit mit dem Über- und Außerirdischen unter Beiseitelassen von allem Zwischenmenschlichen entscheidet.

Was zwischen Geburt und Tod liegt, ist durch die Mischung von Alleinsein und Zusammensein charakterisiert. Bisweilen tun sich Abgründe einer vorher nicht geahnten Einsamkeit vor dem Menschen auf. Es scheint dann, als wenn alle Zugehörigkeiten sozialer Art nur eitel Betrug, hohl und nichtssagend sind, als ob auch nur die leiseste, wahre Verständigung von Mensch zu Mensch unmöglich ist. Die Zahlreichen, die ihrem Leben selbst ein Ende machen, sind wohl fast sämtlich durch das Grauen der Unverbundenheit mit den Artgenossen gejagt worden. Oft ist geschildert worden, mit welchem Schrecken Ehegatten, Geschwister, Bundesbrüder, Sippengenossen in entscheidenden Stunden die Hohlheit und Gebrechlichkeit ihres Bundes und ihres Für- und In-Einander-Lebens erkennen. Nicht selten erscheinen die sozialen Verknüpfungen dann als bloße Illusionen und Fiktionen; die Lebensgefährten schelten einander Betrüger und Wortbrüchige.

Anders wieder ist jener Zustand der Isoliertheit, der im Bewußtsein des zeitlichen oder räumlichen Abstandes von Menschen besteht, nach denen das Herz verlangt. Jetzt entsteht die Klage: „Über dir glühen andere Sterne, über dir weht andere Luft." Sehnsucht schafft die Vorstellung der Abseitigkeit, und diese Vorstellung wieder erhöht die Sehnsucht. Hier ist Wille zur Vereinigung vorhanden; aber äußere Hindernisse stehen entgegen. Dieser Begriff der Isoliertheit ist also (in einem anderen Sinne als oben) gleichfalls nur relativ. In solchen Lagen können Kontakte und Gruppenverknüpfungen zahlreich bestehen; aber der Mensch fühlt sich abseits von einer bestimmten, ihm wertvoll dünkenden Verbindung.

Es ist völlig falsch, sich den Weg der Menschheit durch die Zeit so vorzustellen, als ob er von Isoliertheit zur Verbundenheit führe; ebenso falsch ist es, zu wähnen, die Geschichte nehme den Verlauf von herdenhafter Verbundenheit der Menschen zur Eigengesetzlichkeit der völlig selbständigen Persönlichkeit. Vielmehr wachsen die Möglichkeiten und Arten der Verbundenheit und Abseitigkeit parallel. Manches, was früher als Geselligkeit empfunden wurde, erscheint nun als Einsamkeit und umgekehrt. Jede Verfeinerung des Gefühls bringt neue Empfindlichkeiten für beide Zustände mit. Was man als geselligen und was als isolierten Zustand betrachtet, ist nicht dasselbe heute wie einst oder hier wie dort. Mit jeder Zunahme von Assoziationsbeziehungen und jeder

neuen Gruppenbildung entstehen auch neue Gegensätze und Lösungskeime. Das bedeutet aber, daß Zustände von Isoliertheit entstehen, die vorher unbekannt waren.

Isoliertheit und Geselligkeit fassen wir also nur, äußerlich betrachtet, als kontradiktorische Gegensätze auf. Man kann erst einsam sein, wenn man gesellig gewesen ist, und die Gesellung ist um so wirksamer, je mehr in der Einsamkeit geformte Personalwerte in sie getragen werden. Simmel sagt [1]) darüber: „Dieser" (der ganze Begriff der Einsamkeit) „vielmehr, soweit er betont und innerlich bedeutsam ist, meint keineswegs nur die Abwesenheit jeder Gesellschaft, sondern gerade ihr irgendwie vorgestelltes und dann erst verneintes Dasein. Ihren unzweideutig positiven Sinn erhält die Einsamkeit als Fernwirkung der Gesellschaft — sei es als Nachhallen vergangener oder Antizipation künftiger Beziehungen, sei es als Sehnsucht oder als gewollte Abwendung. Der einsame Mensch ist nicht so charakterisiert, wie wenn er von jeher der einzige Erdbewohner wäre; sondern auch seinen Zustand bestimmt die Vergesellschaftung, wenn auch die mit negativem Vorzeichen versehene. Das ganze Glück wie die ganze Bitternis der Einsamkeit sind doch nur verschiedenartige Reaktionen auf sozial erfahrene Einflüsse; sie ist eine Wechselwirkung, aus der das eine Glied nach Ausübung bestimmter Einflüsse real ausgeschieden ist und nur noch ideell im Geiste des anderen Subjektes weiter lebt und weiter wirkt."

Dabei können wir schließlich den Begriff Isoliertheit auch deshalb nicht als absoluten fassen, weil die Unterschiede von Mensch zu Mensch hier zu groß sind. Sicherlich ist die Wirkung der Einsamkeit auf die Seelen und Geister ebenso verschieden, wie eben die Individualitäten verschieden sind. Der innerlich reife Mensch erfährt sie anders als der seelisch leere; der dauernd isolierte anders als der zeitweilig abgetrennte; die erzwungene Absonderung wirkt anders als die freiwillige Isolierung. Sehr richtig hebt Herman Schmalenbach hervor, daß die Einsamkeit für manche ein Erlebnis ist, das nicht bloß negativ beurteilt wird [2]). Sie ist ihnen nicht bloß ein Mangel, ein Fehlen, demgegenüber jede Art von Vielsamkeit oder Zweisamkeit den Vorzug verdient. Es mag richtig sein, daß der primitive Mensch das äußere Alleinsein nur mit Angst und Sehnsucht nach Verbindung mit anderen erträgt; die

---

[1]) Vgl. Georg S i m m e l , Soziologie, 2. Aufl., München 1922, Duncker & Humblot, S. 77.

[2]) Vgl. Hermann S c h m a l e n b a c h , Die Genealogie der Einsamkeit; Logos 1919/20, Bd. VIII, S. 62 ff.

im allgemeinen soziale Natur des Menschen strebt nicht nur nach Betätigungs-, sondern auch zumeist nach Anlehnungsmöglichkeiten. Wo aber der Mensch Gesellung sucht, in welchem Grade und in welcher Zeitdauer, ist recht verschieden. Oft ist ihm der Umgang mit Tieren, Pflanzen, Büchern, Bildern, Gegenständen mehr als ein Ersatz der Menschennähe. Die Fernkontakte stellen sich den Gefühlen der Verlassenheit und des Alleinseins entgegen: Erinnerungen, innere Gesichte und Phantasien beleben die Vorstellungswelt. Das macht den scheinbar negativen Zustand positiv. Gerade in dieser Einsamkeit quellen auch die tieferen Gemeinschaftsgefühle erst auf, während sie im zerstreuenden Alltag der Geselligkeit leicht verlorengehen.

Dabei entsteigt das Verlangen nach Einsamkeit und die Genugtuung an ihr zwei verschiedenen Bedürfnissen: Gerade der erfahrene Mensch sucht sie oft aus Enttäuschung an der Gemeinschaft. Er hat nicht die Verbindung gefunden, die sein Herz verlangt. Er ist lieber allein als mit diesen Menschen zusammen. Aber, vielleicht unterdrückt, lebt in ihm der Wunsch weiter, eine vollkommenere Gemeinschaft, meist nur in Zweisamkeit, möge ihn aus der Verlassenheit befreien, deren Bangigkeit ihn bisweilen überkommt. Er sucht nach einer anderen Menschenseele, der er zuflüstern kann, wie süß Einsamkeit ist. Ein solcher Mensch ist, wie Schmalenbach sagt, „auf ständiger Suche nach Verbindung, nach Mitteilung, wobei die Erfolglosigkeit solcher Suche doch darin liegt, daß derartige Seele — gleich übrigens dann auch allen anderen — sich nicht auf die anderen einstellt".

Mit diesem Schriftsteller können wir im Bereiche dieser Art Einsamkeit eine aktive und eine passive Unterart sondern. Jene ersehnt Teilnahme des Selbst am Außen, diese Teilnahme des Außen am eigenen Selbst. Das ist eine Sonderung, die ihre Parallele beim soziabelen Menschentypus findet, der die Gesellung sucht: die einen verlangen nach Menschen als Werkzeugen ihres Willens, die anderen bieten sich als Instrumente des fremden Willens dar.

Der Dichter Thoreau erklärt das Einsamkeitsbedürfnis dieser Gemeinschaftssucher dahin: „Der Grund für unsere Absonderung ist nicht, daß wir gern allein sind; sondern wir lieben es, uns aufzuschwingen. Wenn wir es tun, wird die Gefährtenschar kleiner und kleiner, bis keiner zurückgeblieben ist. Ich fand niemals einen Gefährten, der so umgänglich gewesen wäre wie die Einsamkeit." [1])

---

[1]) Zitiert in englischer Sprache von E. A. Ross in seinen Principles of Sociology; New York, 1920, S. 98.

Jedoch mancher sensible und begabte, gerade auch schöpferische Mensch liebt die Einsamkeit um ihrer selbst willen, weil alle großen Werke nur aus Sammlung erwachsen und Sammlung Losgelöstheit von den vielen kleinen Bindungen des Alltagsverkehrs voraussetzt. Schopenhauer sagt: „Wer die Einsamkeit nicht liebt, liebt nicht die Freiheit."

Größer noch sind die Unterschiede beim soziabelen Menschentypus, den wir dem solitären, die Einsamkeit in der Regel bevorzugenden, gegenüberstellen. Auch hier sind vor allem zwei Untertypen zu sondern: Einmal kann soziabel „sozial" im ethischen Sinne bedeuten. Die äußerste Zuspitzung dieses Dranges nach Verbindung trägt der Mensch, der bereit ist, sich völlig für andere zu opfern. Seine Sozialfunktion ist zugleich sein individuelles Bedürfnis. Hier zeigt sich deutlich, wie das Solitäre und das Soziabele nicht in jedem Sinne Gegensätze sind; denn — wie oben bereits angedeutet — diese Aufhöhung des Gesellschaftssinnes ergibt sich fast immer nur aus solitären Zuständen. Eine Opfergesinnung bedarf — zum mindesten zeitweilig — der Einsamkeit.

Ganz anders der soziabele Typus, der nicht die Fähigkeit zum Altruismus mit der Gesellungsneigung verknüpft. Soziabel bedeutet hier mehr oder weniger so viel wie unfähig, auf sich selbst gestellt zu sein. Sehr richtig sagt Vera Strasser[1]: „Nicht alles, was nach Sozietätsfunktion aussieht, entspricht dem, und nicht alles, was rein ichistisch erscheint, erweist sich als selbstisch." Oft sind Menschen, die im Verkehr gewandt, mitteilsam und anschlußbereit erscheinen, antisozial (im ethischen Sinne des Wortes). Ihr Ich ist nur stark in und durch die Verbindung mit anderen.

„Einer, der sich gerade unter vier Augen oder in einem engeren Kreise als Gemeinschafts- und Einzelmensch behauptet, der Masse gegenüber aber unfähig wäre, kann der Sozietätsfähigere, sowieso aber der individuell Fähigere sein. Er braucht nicht, um psychisch motorisch, um sicher zu werden, zuerst durch Unverantwortlichkeitsgefühle in der Masse sich betäuben zu lassen. Er ist im Grunde auch ein sichererer Mensch als der erst geschilderte Typus. Er ist selbständiger; seine Funktion enthält nicht nur relative Werte; er befindet sich im Besitze von einer tatsächlichen und nicht einer sehr relativ aufgebauschten Gemeinschaftsfähigkeit. Weil er ein selbständiges und nicht ein Symbiosenleben in einer mittelmäßigen Körperschaft führt, kann er sich im großen Kreise unter den

---

[1]) Vgl. Vera Strasser, Psychologie der Zusammenhänge und Beziehungen; Berlin 1921, J. Springer, S. 521 ff.

Vielen, also in der Masse, sofern er es sich wenigstens zutraut, die Möglichkeit erwirken, sicher, mit wahren, vollwertigen Ergebnissen in der Sozietät hervorzutreten" (Vera Strasser).

Oft erweist sich das Vertrauen zur Gemeinschaftsleistung gegenüber den ichsüchtig Soziabelen als trügerisch; hingegen vollbringt der sich scheinbar Abschließende und im Alltagsverkehr weniger Mitteilsame oft die sozial stärkere Leistung.

Nicht deutlich genug kann man den Trieb zur Masse oder zur Gruppe, der mit dem Mangel an eigener Sicherheit verknüpft ist, von dem Sympathiegefühl, das Menschen innerlich verknüpft, scheiden [1]).

Im ersten Falle handelt es sich um einen, der sich jeglichem Kreis, den er zufällig antrifft, oder der ihm nützlich erscheint, anschließt. Er liebt die Prozession, das Regiment als Agglomeration; er stimmt ohne innere Klarheit in den Beifall, in das Hurra-Schreien oder das Crucifige der Masse ein. Er verrät jedes Geheimnis und achtet nicht die Individualität.

Wie töricht ist ferner die häufige Verwechslung der Absonderungsneigung mit Egoismus. Gerade wer die eigene Person zur Geltung bringen will, sucht die Gesellung, und der Selbstgefällige verzichtet nicht gern auf die Umgebung von Menschen; er flieht die Einsamkeit, weil er nur aus der Spiegelung des Ich im Beifall und der Bewunderung durch andere Kraft und Behagen zieht.

Der ethisch soziale (oft zugleich solitäre) Typus erschrickt eher vor dem bloßen Nebeneinander der Menschen. Er sucht Mitgefühl. Nicht Anwesenheit von vielen, sondern Wechselbeziehungen des Fühlens sind ihm wertvoll. Sie aber findet er auf die Dauer fast nur in der kleineren Gruppe. Will seine Sehnsucht große Mengen von Menschen sympathetisch umfassen, so muß er sie zu einem abstrakten, innerlich geschauten Menschen verallgemeinern.

Damit wird klar, daß die, oberflächlich betrachtet, so kontradiktorische Scheidung von Einsamkeit und Geselligkeit, auf den Menschentypus und die Welt der Motive bezogen, bei einer tieferen Erfassung durch eine differenziertere und verwickeltere Sonderung zu ersetzen ist: Der solitäre Typus verknüpft sich eng mit dem ethisch soziabelen (und damit verbinden sich die Zustände der innerlich bewegten Einsamkeit mit dem Handeln und Denken für die Mitmenschen und die überpersönlichen Kollektivkräfte); der aus Dürftigkeit ungesellige Charakter aber ist dem Herden-

[1]) Vgl. Max Scheler, Wesen und Formen der Sympathie, Bonn 1923, Fr. Cohen.

menschen verwandt (der Zustand einer trägen und stumpfen Einsamkeit ist ebenso unfruchtbar wie die charakterlose Allerweltsgesellung). Gewiß, es gibt auch stolze, sich gegen Welt und Menschen verhärtende Einsamkeit, die bei großem eigenem Reichtum den Dienst an der Welt, auch an der Mehrung der sozial ausbreitbaren Geistesschätze abweist; aber es ist nicht abzuschätzen, ob durch schöpferische Einsamkeit mehr dem Selbst oder mehr der Allgemeinheit dienstbare Kräfte geweckt werden. Uns fesselt vor allem der geheimnisvolle Zusammenhang von Einsamkeit und großer Leistung. Schmalenbach nennt das erhabenste Beispiel: „Der innersten und letzten Seeleneinsamkeit, die in Christus Erscheinung wurde, widerspricht es nicht, daß auch dessen Leben von der Zeit seines ersten Auftretens an die große Linie eines öffentlichen Daseins gehabt hat, obwohl das frühe Jünger-Werben und Gemeinde-Bilden mit der damit verbundenen inneren und innigen Inanspruchnahme der ganzen Seele diese, die nun von allen äußeren Banden befreit ist, von neuem und in ganz neuer Nähe dem Menschlich-Irdischen öffnen mußte."

Und wie darf Guyau das Wesen der Kunst, die doch vor allem aus der Sammlung einsamer Seelen erblüht, in ihrer sozialen Funktion und Natur sehen? Fouillée erklärt Guyaus Auffassung, wie folgt: „Die Kunst ist sozial, nicht nur, weil sie ihren Ursprung und ihren Zweck in der realen Gesellschaft, deren positive Einflüsse sie erleidet und auf sie wieder zurückwirkt, hat, sondern, weil sie „Trägerin und Erzeugerin einer idealen Gesellschaft" ist, in der das Leben sein Maximum an Intensität und Ausbreitung erreicht." Und Guyau selbst sagt: „Die Kunst ist eine durch Gefühl hervorgebrachte Ausdehnung des gesellschaftlichen Verhältnisses auf alle Wesen der Natur und selbst auf Wesen, die als über die Natur hinausgehend aufgefaßt werden, oder gar auf fingierte, in der menschlichen Phantasie entstandene Gebilde. Die künstlerische Erregung ist also hauptsächlich sozialer Art. Sie läuft auf das Resultat hinaus, das individuelle Leben zu vergrößern, dadurch, daß sie es mit einem breiteren und universellen Leben sich verschmelzen läßt. Das innere Gesetz der Kunst ist, eine ästhetische Erregung sozialen Charakters hervorzubringen." [1])

So können wir also viele (nicht alle) Zustände schöpferischer Einsamkeit als Gesellung hohen Grades, die alltägliche Gesellung der oberflächlichen Vereinsbildung als eine untergeordnete Form

[1]) Vgl. J. M. Guyau, Die Kunst als soziologisches Phänomen, deutsch von P. Prina und G. Bagier, Leipzig 1911, W. Klinkhardt, S. 3/4.

von Einsamkeit ansprechen, wenn eine etwas paradoxe Zuspitzung gestattet ist.

Damit sind wir zu einer Reihe von begrifflichen Feststellungen und Sonderungen gelangt, die uns wichtig dünken:

1. Isoliertheit im soziologischen Sinne ist ein in dreifachem Sinne relativer, kein absoluter Begriff (a: es gibt keine völlige Losgelöstheit von [als Menschen wirklich geltenden] Lebewesen; b: es gibt aber Getrenntheit der Menschen von ihnen wertvoll dünkenden Verbindungen; c: was als Isoliertheit betrachtet wird, ist individuell verschieden). In diesem relativen Sinne können wir Isoliertheit soziologisch nur negativ bestimmen: als den Zustand des Fehlens von gewissen Verbindungen mit Artgenossen.

2. Isoliertheit und Geselligkeit sind Zustände, die sich gegenseitig bedingen.

3. Es gibt Einsamkeitsbewußtsein, das aus dem Verlangen nach anderer als der bestehenden Verbundenheit mit Menschen hervorgeht, und es gibt Einsamkeit, die als Alleinsein schlechtweg ohne Vergleich der verschiedenen Qualitäten von Geselligkeit positiv (oder negativ) empfunden wird.

4. Der sich nach Gesellung sehnende Einsame verlangt entweder mehr die Teilnahme anderer Menschen an seinem Selbst, oder er wünscht, sein Selbst an das Außen-Ich hinzugeben.

5. Der einsame Mensch kann „sozial" im ethischen Sinne, der gesellige „unsozial", d. h. hier: unfähig zur Selbsthintenansetzung sein.

6. Wir unterscheiden: dauernde und zeitweilige, gezwungene und freiwillige Isolierung.

7. Als Idealtypen stellen wir a) den soziabelen und b) den solitären Typus gegenüber.

Bei all dem sehen wir von dem Zustande absoluter Isoliertheit von Menschen völlig ab; es interessiert den Biologen, wie ein Mensch beschaffen ist, der ohne menschliche Gemeinschaft aufwächst; etwa ein Kind, dessen Gefährten und Erzieher nur Tiere sind. Es mag richtig sein, daß es niemals deutlich menschliche Züge aufweist. Denk- und Gefühlsfähigkeit sowie das Selbstbewußtsein sind von der Gegenseitigkeit des menschlichen Verkehrs abhängig. Immer bleibt auch länger andauernde Isolierung ein ungesunder Zustand. Der Eremit leidet unter Melancholie, wird von Sinnestäuschungen und Halluzinationen heimgesucht. Die Einzelhaft der Gefangenen ist oft eine allzu harte Strafe; freilich spielen hier wieder deutlich die individuellen Unterschiede hinein; auch ist es oft noch mehr die Beschäftigungslosigkeit oder die Ab-

neigung gegen eine bestimmte aufgezwungene Arbeitsart, die verheerend wirkt. Jedoch erinnern wir uns der immer wieder neuen Versuche von Gefangenen, sich mit Leidensgefährten in Verbindung zu setzen. Einsame Kinder schaffen sich imaginäre Gefährten, wobei freilich auch wieder der Tätigkeits- und Spieltrieb mitwirkt.

Dauernde und erzwungene Isolierung können wir in der Regel als negative, sozial und persönlich schädliche Zustände ansehen; um so weniger einheitlich und bestimmt wird aber unser Urteil über die zeitweilige und freiwillige sein müssen. Gerade auch für die gesellschaftlich wichtige Leistung wird vielfach ein gewisses Maß einsamer Abseitigkeit notwendig sein. Auch hierbei entscheidet die Art und Qualität des Menschen; aber auch Art und Qualität der aufgegebenen Leistung.

Die Tatleistung (des Politikers, Wirtschafters, Organisators, Beamten usw.) wird Augenblicke der Sammlung, der Selbstentscheidung, des Nachdenkens erfordern; aber eben nur Augenblicke, selten längere Einsamkeit; sie ist in die Welt des Menschenverkehrs gestellt; die Gedanken- und Phantasieleistung in Künsten, Wissenschaften, Philosophie und Religion hingegen verlangen solitäre und gesellige Verhältnisse von größerer Dauer. Es genügt für manche Arbeiten, daß sich die Menschen mit bloßen Oberflächenschichten ihres geistigen Ich berühren. Um so schneller wird sich ihr Verhalten von anderen bestimmen lassen, was die Leitung kollektiver Arbeiten erleichtert, oft erst möglich macht.

Im solitären Zustande ist der einzelne Mensch vorwiegend auf sich selbst zurückgeworfen. Gewiß trägt er in seine Einsamkeit zahllose Reflexe des sozialen Lebens hinein; aber er mischt sie mit seinen persönlichen Sehnsüchten, Trieben und Willensregungen. Das eigene Wesen gibt sich dem Stoffe des Denkens oder Gestaltens. Da der solitäre Zustand meist schmerzhaft und voll Trauer ist, so sickert auch das Leid, das mehr als jede andere Kraft tiefe Gefühle und reife Gedanken zu wecken imstande ist, in das Objekt der Arbeit. Im solitären Zustande ist die Seele von der Scham befreit, die im geselligen hindert und aufhält. In das Dunkel der sonst nicht offenliegenden Seelenschichten wird die sozial gegebene Aufgabe hinabgezogen, und es ist nun, als ob das Blut die tote Materie durchströmte.

Im geselligen Zustande ist die Leistung ganz abhängig von den Formen und Gradstärken der Mitteilung. Von Verstand zu Verstand läßt sich aber unmittelbar nur Oberflächenhaftes, vor allem Technisches übertragen. Alles Beseelte gibt sich nur durch Andeu-

tungen und Anklänge; der Vorgang des Sprechens, Lesens und Denkens muß zu einem Mitschwingen des Gefühls beim anderen Menschen führen, wenn anders die Mitteilung über das Technische, dem Verstande Zugängliche hinausführen soll. Bisweilen kommt es gerade bei Kollektivarbeiten nur auf exakte Erfassung eben dieses Technischen an. Es wird das Stoffliche übertragen, wobei Deutlichkeit Haupterfordernis ist. Der Wesensgehalt wird, wenn überhaupt, nur so durch die Mitteilungsinstrumente übergeleitet, daß Ahnungen in anderen Menschen entstehen, wie sehr das Stoffliche, exakt Übertragbare nur Hülle für einen nicht ohne weiteres transponierbaren „Kern" ist, der, um innerlich wahrnehmbar zu werden, wieder den solitären, nicht den geselligen Zustand voraussetzt. Seine Radiumstrahlen leuchten nur im Dunkel der Einsamkeit.

Freilich führt der solitäre Zustand nicht bloß zur Vertiefung und Beseelung der Wissensmaterie; er erfüllt sie auch mehr oder weniger mit Subjektivität. Diejenige Erkenntnis, die ihrer Funktion gemäß Subjektivität nicht verträgt, wird durch Einsamkeit des Denkenden oft verkehrt und irregeleitet; sie braucht das Tageslicht der oberflächlichen geselligen Wissensübertragung. Die Erkenntnis aber, die aus Intuition, Kontemplation, Versenkung, Gefühlsinnigkeit oder Phantasie stammt, flieht die Gesellung. Sicherlich können blitzartige Einblicke in den Zusammenhang der Dinge auch im Gewühl der Masse die Seele überkommen; aber sie wird dann eben gerade in der Geselligkeit einsam gewesen sein.

Sollen wir in der Geschichte des Wissens nur das als bleibend wertvoll ansehen, was aus Einsamkeit auf Einsame gewirkt hat? Sollen wir, umgekehrt, die Kollektivleistungen, die durch äußere soziale Organisation und mit Hilfe eines technischen Apparates zustande gekommen sind, voranstellen? Beide verbindet die Abhängigkeit von der Tradition; denn auch die einsame Werkschöpfung kann, wenn sie fortleben und sozial wirksam sein soll, nicht im Subjektivem, im jenseits der Überlieferung stehenden Ich-Kreise steckenbleiben.

Die Antworten auf unsere beiden Fragen sind einfach: Die Pflege der Erkenntnis steht vor einer Fülle von innerlich verschiedenartigen Aufgaben. Die beiden Scheidungen, die wir in den Lebenszuständen vorgenommen haben, kehren auch als letzte Einteilungsprinzipien für die zu vollbringenden (oder vollbrachten) Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Philosophie wieder. Teils handelt es sich um mehr technische, arbeitsteilig und durch geschickte Organisation zu lösende Aufgaben, teils um Bekundungen des Geistes, die durch keinen noch so gut ausgestatteten Apparat

hervorzulocken sind. Jene weisen deutlich auf Gesellung, diese auf Einsamkeit hin. Es kommt vor allem darauf an, daß das rechte Verständnis für die Natur der jedesmaligen Aufgabe und ihre Anforderungen an den geistig arbeitenden Menschen besteht; man muß wissen, was man vom arbeitsteilig organisierten Apparate und den dafür geeigneten Menschen und was man vom einsamen Denker und Bildner verlangen kann: Exaktheit, Sammeleifer, Disziplin dort; Originalität, Beseeltheit, Selbständigkeit hier. Man muß auch wissen, worin die Mängel bestehen können: in Äußerlichkeit und bloßer Konvention dort, in eigenwilliger Subjektivität hier.

Aber auch das beste Sachrezept nutzt wenig, wenn der Blick für die Persönlichkeit des geistigen Arbeiters fehlt. Einsame Leistung vom geselligen Typ zu verlangen, wird oft ein Fehlgriff sein, und dem solitären Menschen das Joch der Kollektivität aufzuerlegen, wird nicht minder zu einem Mißerfolge führen. Schon bei Kindern beobachten wir, daß bei der Mehrzahl der Schüler die Leistung des Einzelnen in der Klasse und mit der Klasse höher ist als die Hausarbeit; jedoch nicht immer: manche Begabte werden etwa einen häuslichen Aufsatz besser schreiben als zumeist ihren Klassenaufsatz. Immer ist entscheidend, welche Schicht des individuellen Geistes von der Leistung beansprucht wird. Garve sagt über diese individuellen Unterschiede in seiner lehrhaften Art: „Es ist aber klar, daß nur diejenigen Köpfe die Einsamkeit zu ihren Übungen brauchen können, welche zu dieser Beharrlichkeit im Nachdenken, zu dieser ununterbrochenen Fortsetzung einer und derselben Ideenreihe, die nötige Fähigkeit von der Natur erhalten haben.“ Und bald danach: „Indes ist doch für einen großen Geist der Zustand, wo er ganz sich selbst, seinen Gedanken oder selbst gewählten Beschäftigungen ungestört überlassen ist, ein so angemessener Zustand: daß er ohne Zweifel in seiner Vervollkommnung schneller fortrückt, wenn er sich in denselben wenigstens zuweilen zurückziehen kann, als wenn er beständig außer sich, und mit Leuten, die unter ihm sind, lebt. Der Mensch von mittelmäßigen Fähigkeiten hingegen kann die Einsamkeit weniger nutzen; und er verliert weniger durch die Zerstreuung. Ihm ist es am notwendigsten, beide Zustände oft miteinander abwechseln zu lassen.“ [1])

Gerade in den Wissenschaften haben zu allen Zeiten mindestens 90 % der Aufgaben fast nur Anforderungen an das (geschulte) mechanische Denken gestellt; sie waren für den geselligen Menschen-

---

[1]) Vgl. Christian Garve, Über Gesellschaft und Einsamkeit, Breslau 1797, 1. Band, 1800, 2. Band.

typus lösbar. Richtige Leitung, Spezialsaubildung, unkompliziertes einfaches Schließen und Rechnen, fleißiges Vergleichen und Sammeln reichten aus. Hätten immer nur Einsame auf Einsame gewirkt, dann wäre vielleicht in der Geschichte der Menschheit allmählich ein gewaltiger Mythus entstanden, in dem der Aufschrei der gepeinigten Menschenseele weiter und weiter klagt; vielleicht wäre diese Epopöe der Solitären in einer Sprache geschrieben, die von den übrigen Menschen nicht verstanden würde. Aber bei aller erschütternden Größe dieser Dichtung — denn sie und nicht Wissenschaft wäre entstanden — wäre es kein gesellschaftlich nutzbares, dem Fortschritte dienendes, die Kreatur erlösendes Werk gewesen. Dies konnte jedoch (bruchstücksweise und unvollkommen) bisher in litteris geschaffen werden, weil eben die solitären Geister in der Mehrzahl immer wieder in den Alltag des Verkehrs, ins Leben der Kollektiva hineingestoßen wurden. Da entstand der immer wieder wohltätige, wenn auch bisweilen hemmende Vorgang der Diskussion; Kritik riß das Baufällige (freilich auch viel Gutgeformtes) ein; es mischte sich Erfahrung mit Erfahrung, Temperament mit Temperament, biologische Anlagen mit den Gaben anderer. In diesem Sinne mag auch der alte Christian Garve recht haben, wenn er meint: „Die Einsamkeit ist an sich dazu gemacht, den Geist erschlaffen zu lassen, und nur auf dem Schauplatze der Welt und unter Menschen . . . wird er erweckt sich anzustrengen, um einen Einfluß auf die Gemüter anderer zu bekommen." [1])

Mitbestimmend für das Maß der bleibenden Förderung war der Qualitätsgrad der Verbindungen zwischen den Geistern. Die platonische Akademie [2]), das Kloster, die Landsmannschaft der Scholaren, die Falkultäten, die gelehrten Kongresse und Konzile und all die zahlreichen modernen Gruppenbildungen des geistigen Lebens verbanden (alle in ihrer Weise) das Solitäre mit dem Geselligen zur geistigen Kollektivleistung. Vieles Eigenartige wurde dabei unterdrückt; aber auch manche sonst sich selbst verzehrende oder brach liegende Kraft erst recht geleitet und fruchtbar gemacht. Stets hing das Ergebnis davon ab, ob sich der begabte Einzelgeist noch frei genug fühlen konnte, um schöpferisch zu sein, oder ob er in der Kollektivität Erstarrung und Veräußerlichung spürte.

In der geselligen Geistesarbeit, die ihrer Natur nach den Einzelnen

---

[1]) Vgl. l. c. Band I, S. 17.

[2]) Vgl. Paul Ludw. Landsberg, Wesen und Bedeutung der platonischen Akademie. Band I der von M. Scheler herausgegebenen Schriften zur Philosophie und Soziologie, Bonn 1923.

von der Leistung der anderen abhängig macht und ihn immer wieder an dieses soziale Gruppenmilieu bindet, werden denn auch in der Regel mehr die Stoffe und Methoden gepflegt, die auf die Umwelt und ihre Bedingungen hinweisen. Es überwiegt das Historische, Geographische, Technische neben der exakten Rechnung. In der solitären Arbeit lebt stets etwas vom Eremitengeiste fort. Die ewigen, zeitlosen Gegenstände: Mensch und Gott, Mensch und Natur, Mensch und Mensch, die Metaphysik oder die allgemeine Systematik der Erkenntnis überwiegen, und dort, wo das Einzelproblem Gegenstand ist, weist doch seine Behandlungsweise den Grundzug der universellen, den letzten Dingen zugeneigten Art auf.

Die strotzende Fülle des Stoffes, das unübersehbare Material des Wissens, die Specialia und Anwendungen entstammen dem gesellschaftlichen Leben; meist in kollektiver Vorarbeit geordnet, ragt dieser Stoff in die Sphäre der Einsamkeit. Sie allein vermag diese Kollektiverfahrung zu durchseelen, zur Erkenntnis zu gestalten. Fruchtbares Wissen läßt sich nicht durch Organisation schaffen, aber vorbereiten und mitteilen. Stets ist Gefahr vorhanden, daß gerade im Geistigen der Apparat, die Arbeitsteilung zum Selbstzwecke, das Technische und Handwerksmäßige hervorgekehrt wird. Doch sollte eben die Organisation den solitären Geistesarbeiter instand setzen, Einsamkeit sozial fruchtbar nutzen zu können; sie sollte ihm das Mechanische abnehmen oder doch vermindern, das aber, was im Bereiche der Technik der Erkenntnis notwendig oder förderlich ist, nahebringen.

Jede soziale Entwicklung, die mehr ist als Unveränderlichkeit, setzt immer wieder Zustände von vorübergehender teilweiser Isoliertheit voraus. Wenn sich aus undifferenzierter, unbestimmter, unzusammenhängender Gleichartigkeit differenzierte, bestimmte, zusammenhängende Ungleichartigkeit ergibt, so entsteht ein Anders-Sein von vorher Gleichartigem; aber dieses Anders-Sein, diese Spezialisierung ist eben eine teilweise Isolierung. In den Teilen, die anders geworden sind, sind sich die früher übereinstimmenden Größen fremd und fern. Immer entscheidet, wie gesagt, die Antwort auf die Frage: w o r i n fremd, worin gemeinsam?

Je mehr die Zahl der zwischenmenschlichen Beziehungen wächst, desto mehr muß sich auch die P r i v a t s p h ä r e der Menschen entwickeln. Öffentliches und privates Leben lösen sich ab, ergänzen sich und fordern beide ihr Recht.

In diesen Untersuchungen über Isoliertheit haben wir bereits hier und da auf die Kräfte hingewiesen, die den Menschen an- §5. Gesellung.

treiben, dem Zustande der Abseitigkeit ein Ende zu machen. Wo sind die unmittelbaren Ursachen, die bewegenden Kräfte der Gesellung?

Es liegt nahe, sie teilweise in den äußeren Lebensbedingungen zu suchen. Indessen lehrt eine genauere Betrachtung des Kausalnexus, daß Ross[1]) recht hat, wenn er betont, daß die äußeren Faktoren sozialer Phänomene mit den inneren Faktoren nicht koordiniert werden dürfen. Wir haben im ersten Kapitel (§ 20 u. 21) mit Vorbedacht die Beziehungen in objektive und subjektive geschieden; jetzt handelt es sich aber um die unmittelbaren Antriebe, die den Menschen erst veranlassen, von sich aus Beziehungen zu suchen.

Man hat also irrigerweise, wie Ross mit Recht hervorhebt, in anbetracht des großen Einflusses der geographischen Umgebung die sozialen Phänomene aus objektiven Verhältnissen hergeleitet oder eben doch die beiden Reihen, die objektive und die subjektive, gleichgesetzt. In Wendungen wie „Rasse und Siedlung, Mensch und Milieu, Volk und Land“ kam dieser Dualismus zum Ausdruck. Indessen haben Wanderungen und Kolonisationen, Bevölkerungsverteilung, Berufswahl, Standort der Städte, Verkehrswege u. dgl. (nach Ross' von uns geteilter Auffassung) menschliche Willensentscheidungen, nicht geographische Gestaltungen zu ihrer nächsten Ursache. „Nur wenn wir tiefer gehen und die Ursachen für diese Willensentscheidungen suchen, kommen wir zu Faktoren wie Klima, Küstengestaltung, Topographie, Bodenbeschaffenheit. Zum Beispiel sind alle Ursachen für die Bestimmung einer Niederlassung in dem Geiste der Siedler zu suchen. Geographie kommt nur in Frage als Auslöserin der Motive, die ihre Entscheidungen bestimmen.“

Damit ist also die Abhängigkeit menschlicher Entscheidungen von objektiven Faktoren keineswegs geleugnet. Nur schieben sich zwischen sie und den Gesellungsvorgang die Motive.

Leicht irreführend ist es ferner, als unmittelbare Ursachen für Gesellung die menschlichen Bedürfnisse oder die menschliche Bedürftigkeit anzusehen, sowie damit zu operieren, daß Streben nach Nutzen oder nach Schadenvermeidung in Frage käme. Diese Begriffe können leicht als Einfallspforten für einen Rationalismus dienen, der das objektiv Gültige, das schlechtweg Zweckmäßige oder das sittlich Geforderte an die Stelle

---

[1]) Vgl. Ross, Principles of Sociology, Kap. IV, S. 41/42.

des subjektiv gemeinten Sinnes setzt. Bestimmend sind für Gesellung nicht menschliche Bedürfnisse (objektiv aufgefaßt), sondern menschliche Wünsche, also das, was der Mensch für seinen Bedürfnissen entsprechend ansieht. Ross sagt: „Gewöhnlich bedeutet Bedürfnis das, wovon wir meinen, daß die Leute es wünschen sollten. Aber die menschliche Natur unter Einschluß von Torheit, Wahn und Gelüsten lebt in den Gliedern der Gesellschaft und muß berücksichtigt werden. Nichts ist törichter, als sich einzubilden, daß alle Mängel im Volke aus Mängeln der Gesellschaft fließen und verschwinden werden, wenn wir nur die Gesellschaft in rechter Weise organisieren."

An sich stände nichts im Wege, das Bedürfnis zum Ausgangspunkt der Gesellung zu machen, wie wir uns gewöhnt haben, es an die Spitze der Wirtschaftstheorie zu setzen; nur ist es dann subjektiv zu fassen. Um die Verwechslung mit der objektiven Kategorie zu vermeiden, sagen wir mit Ward und Ross lieber, daß die unmittelbar vergesellschaftenden Kräfte menschliche Wünsche sind.

Sie führen nicht immer dadurch zur Gruppenbildung, daß die Wünsche der Einzelmenschen zu einem Kollektivwunsch zusammenfließen, aus dem dann das Gebilde entsteht. Das ist ein Ausnahmefall. Sondern die Wollungen der Menschen, die in Beziehungen zueinander treten, können sehr verschieden sein. Es kommt bei geistig und sittlich höher stehenden Menschen vor, daß die Überzeugung, ein von ihnen zu schaffendes Gebilde werde die allgemeine Wohlfahrt in bestimmter Richtung günstig beeinflussen, sie alle gemeinsam beherrscht und zu einem Kollektivverlangen nach Errichtung des Gebildes führt. Aber der elementarere Vorgang der Gesellung, der hier in seinen einfachsten Zügen zu zeichnen ist, und der dadurch bewirkte Zustand der Geselligkeit ist vorwiegend aus mannigfachen individuellen und subjektiven Begehrungen herzuleiten.

Das Verlangen nach Gesellung bewegt sich in der Richtung des geringsten Widerstandes. Es ist eine kosmische Kraft, die in der Seele wirkt, und zwar, soweit die Bewegungsbahn in Frage kommt, nach dem gleichen Gesetze wie in der physischen Welt.

Die Begehrungen nach Gesellung sind teilweise Instinkte, teilweise komplexere Gefühle und Willensentschließungen. Es ist Aufgabe der Psychologie, die zusammengesetzteren (sog. höheren) Motive auf Instinkte zurückzuführen und zu zeigen, wie gerade unter dem Einflusse des gesellschaftlichen Lebens teilweise instinktive Antriebe durch Willensentscheidungen ersetzt werden,

teilweise sich Instinkte und vernünftiger Wille mischen. Als Primärinstinkte, die — positiv oder negativ — für die Gesellung in Frage kommen, können wir mit Mc Dougall [1]) a) den Instinkt zu fliehen, b) den Instinkt der Abstoßung (Repulsion), c) den Instinkt der Neugier, d) den Instinkt der Kampflust, e) den Instinkt der Selbsterniedrigung und der Selbstbehauptung, f) den Elterninstinkt, g) den Zeugungsinstinkt, h) den Herdeninstinkt, i) den Akquisitionsinstinkt [2]) und k) den Bauinstinkt unterscheiden.

Zur positiven Gesellung führen vor allem der Herdeninstinkt, der Bautrieb, der Geschlechtstrieb, die Neugier. Zur negativen Gesellung, d. h. zu einer gegensätzlichen Berührung mit anderen Menschen, die Kampflust und der Abscheu (Repulsionsinstinkt). Aber auch das Verlangen zu fliehen, Unterwerfungsverlangen und sein Gegensatz Selbstentfaltung, der Elterninstinkt und Akquisitionstrieb kommen als direkte Verursacher von Gesellung in Betracht.

Sie äußern sich als Verlangen nach Kooperation, nach Schutz, nach physischer Nähe anderer Menschen, nach Gesellung schlechtweg. Auch die unmittelbaren physischen Triebe Hunger und Durst, die Kälte- und Wärmeempfindungen können Gesellungswünsche auslösen.

Die eigentlichen Gefühle, deren Grundtypen Liebe, Haß und Achtung sind, bringen nicht minder als die Instinkte Gesellungsbedürfnisse zur Entstehung. Das Verlangen nach Sympathie ist, wie wir gesehen haben, seiner Art nach wesentlich von dem bloßen Herdentriebe verschieden.

Eine dritte Kategorie von Gesellungsneigungen entsteht auf einer Stufe der Menschheitsgeschichte, die über das primitive Stadium hinausgeschritten ist, aus verstandesmäßigen Erwägungen des Vorteils: aus Interessen.

Diese Dreiteilung: instinktive, gefühlsmäßige und rationale Gesellung ist uns wesentlich. Nicht, daß in jedem Einzelfalle nur die eine oder andere Art vorliegen müßte, wird behauptet; oft verbinden sich Instinkte, Gefühle und Interesse miteinander. Aber begrifflich ist die Scheidung vorzunehmen. Schon oben hoben wir hervor, daß die Gemeinschaft, die der nach Sympathie verlangende

---

[1]) Vgl. William Mc Dougall, An Introduction to Social Psychology, Kap. III.

[2]) Wir sagen absichtlich nicht Erwerbstrieb, weil das, was man in der Sozialökonomik früher darunter verstand, kein Instinkt, sondern ein komplexer Wille ist.

Mensch sucht, von der Aufnahme in die Masse oder Gruppe, an der dem Herdenmenschen gelegen ist, recht verschieden ist. Jener will nicht Menschen in Mehrzahl schlechtweg, sondern mitfühlendes Verständnis. Das alte Wort Bacons: A crowd is not company trifft für seine Auffassung zu. Ihm liegt oft an dem e i n z i g e n Freund, an der Zweisamkeit, und gerade in der Menge überkommt ihn das Gefühl der Verlassenheit.

Gesellung wird aus Berechnung gesucht dort, wo es sich um irgendeine Art von Geschäft handelt, was nicht ausschließt, daß sich in den wirtschaftlichen Verkehr oft auch Zusammenhänge der Sympathie mischen oder bestimmte primitivere Instinkte unmittelbar benachbart sind. Aber auch außerwirtschaftliche Selbstsucht, die Berechnung aus Selbstgefälligkeit, Eitelkeit, Ehrgeiz und Machtverlangen (also die rationalisierten Formen des Instinkts der Selbstdarstellung) führen zur Gesellung.

Die Stärke dieses Gesellungsverlangens wechselt. Sie pflegt mit der Häufigkeit von Gesellungsvorgängen abzunehmen. In einsamer Bergeshöhe, in der Oase, an verlassenen Küsten begrüßt man den seltenen Gast mit sehr viel mehr Freude und Genugtuung als in der Großstadt. Der Sinn für Geselligkeit ist schnell übersättigt; aber die Sehnsucht nach dem anderen Menschen begleitet den, der abseits lebt, wie den, der im Gewühl die Menge zu verabscheuen begonnen hat.

Oft wird für bloßes Gesellungsverlangen gehalten, was aus anderer seelischer Quelle stammt. Man will aktiv sein, sich betätigen, braucht d a z u Menschen; man sucht sie als Werkzeuge, nicht als Artgenossen. Oder: man will herrschen, Macht ausüben; jetzt sucht man Diener und Abhängige, nicht eigentlich Menschen. Man verlangt nach Geschlechtsliebe und begehrt das Weib (oder den Mann). Man will sich vergleichen mit anderen, Kräfte messen; man braucht den Partner. In all diesen (und noch manchen anderen) Fällen wird eine bestimmte Art Gesellung gesucht, aber nicht als Zweck, sondern als Mittel zum Zwecke.

Bisweilen überkommt in bewußter oder verkleideter Form den Einzelmenschen die Angst der Kreatur vor der Individuation, vor dem Alleinsein. Gott schweigt ihm, die Natur schweigt; er braucht eine menschliche Stimme und ein menschliches Ohr; sei es auch nur zu sagen, was er leidet, oder zu hören, wie man es machen muß, um in der Vereinzeltheit leben zu können.

Der Gefangene, der Verbrecher, der Reuige rufen Gestalten von Menschen herbei; wollen Geschehenes, das sie in die Verlassenheit getrieben, ungeschehen machen; aber sie wollen auch

von denen hören, denen sie wehe getan haben, daß ihnen vergeben ist. Andere verlangen in schmerzensreicher Stunde tief nach einem geliebten Toten; die Wiederkehr vergangener Stunden soll zugleich noch einmal Gesellung mit dem nicht mehr Erreichbaren bringen. Das gläubige, fromme Gemüt sehnt sich mehr als nach Gesellung mit Menschen nach Vereinigung mit Gott. Zwischen der Sehnsucht des Liebenden nach der Geliebten und der Ungeduld, mit der der abwesende Geschäftsfreund vom Kaufmann erwartet wird, liegen große Gefühlsspannen; aber alle Erwartung umfaßt das Wort Gesellung.

Gesellung ist auch die feindliche Begegnung der Duellanten, die Angst, mit der der vom Zahnschmerz Geplagte den Marterstuhl besteigt, der Zorn, mit dem sich Todfeinde noch einmal auseinandersetzen, der Ekel, mit dem der Vornehme dem Verräter begegnet. Unsere Beziehungen des Zueinander und des Auseinander werden in gleicher Weise von diesem Begriffe eingeschlossen.

Aus dem Gesellungsverlangen, das dem Herdeninstinkt entstammt, ergibt sich die Tendenz zum Massenhandeln und Massenvorgehen; aus dem Sympathie-Suchen Freundschaft und eine Vertiefung des zwischenmenschlichen Zusammenhanges; aus den interessemäßigen Verbindungen entstehen Zweckzusammenhänge („Gesellschaft" im Sinne von Tönnies); aus der gegensätzlichen, feindlichen Verbindung entsteht teils Lockerung und Sprengung bestehender Vereinigungen, teils Anbahnung neuer Verbindungen; aus der rein egoistischen Assoziation gehen oft nur Scheinverbindungen und unechte Beziehungen hervor, wohingegen die kameradschaftliche Vereinigung äußere Bindungen durch innere verstärkt. Das Durchtränken von Gesellung mit Gefühlen aus dem solitären Stadium kann den menschlichen Zusammenhang vertiefen, kann aber auch Leiden an der Verbundenheit und Abhängigkeit herbeiführen.

§ 6. Abhängigkeit. Den Zustand, der durch Gesellung geschaffen wird, nennen wir Geselligkeit. Er kann lediglich im Zusammensein, in physischen Kontakten, Wechselbeziehungen der Wahrnehmung bestehen; in der Regel wird er darüber hinaus *Kooperation*, gemeinsame Tätigkeit bedeuten, deren Gradunterschiede beträchtlich sind. Die Interaktionen, die im Zustande der Geselltheit zwischen den Menschen stattfinden, kristallisieren sich zu einer loseren oder festeren Gebildeform, so daß der Begriff des Gebildes den der Geselligkeit zur Voraussetzung hat. Doch bestehen Gebilde auch außerhalb dieses Zustands; sie können die wechselnden Zustände

der Gesselltheit überdauern. Die Gebilde leben dann in den Seelen örtlich voneinander getrennter Menschen weiter. In der Regel genügt gelegentliche Begegnung oder die Wahrnehmung von Lebensäußerungen, Symbolen oder Vertretungen des Gebildes, um das Bewußtsein von seiner Existenz wachzuhalten. Je abstrakter das Gebilde, desto weniger bedarf es einer Geselligkeit, die alle zu ihm gehörigen Menschen umfaßt. Ein Tanzkränzchen verlangt häufige Gesellung seiner Mitglieder; ein Weltreich wirkt durch seine Symbole und seine Kraftäußerungen.

Die Gesellung ist uns kein Wertbegriff. Ihre Häufigkeit in der Menschheitsgeschichte ist kein absoluter Fortschritt. Der Zustand der Einsamkeit, der die starken Gefühle und großen Gedanken weckt, hat nicht weniger zu einem (vielleicht vorhandenen) Fortschritt beigetragen als alle Kooperation und Arbeitsteilung. Der Verkehr zieht oft herab, macht gemein, trivial und unselbständig.

Immer ist es notwendig, sich zu vergegenwärtigen, daß Gesellung nicht nur Kooperation, sondern auch Abhängigkeit herbeiführt. Wir verstehen unter ihr den Zustand der Verbundenheit von Größen untereinander, bei der das Tun oder Lassen der (als abhängig bezeichneten) Größe in stärkerem oder geringerem Grade von einem anderen Gliede (oder von anderen Gliedern) der Verbindung bestimmt wird.

Wir unterscheiden einseitige und gegenseitige Abhängigkeit. Im zweiten Falle wird das Tun oder Lassen jedes Gliedes der Verbindung teilweise von jedem anderen Gliede bestimmt [1]).

Gerade an der Abhängigkeit erkennen wir die große Bedeutung, die die zwischenmenschlichen Beziehungen für das Leben haben. Jedes Zu- und Miteinander schafft Abhängigkeiten. Sie werden durchaus nicht immer als Last oder Druck empfunden; Unlustgefühle sind nicht stets mit ihnen verknüpft. Ein gewisses Maß von Abhängigkeit, zumal gegenseitiger Abhängigkeit, macht sogar das Leben erst erträglich. Entscheidend ist die Frage: wovon und worin sind wir abhängig? Vielfach aber wird der uns hier angehende Zustand am besten durch jene graphische Darstellung von Sascha Schneider veranschaulicht, die „Das Gefühl der Abhängigkeit" betitelt ist: ein Mensch schleppt in geduckter

[1]) Streng genommen, kann es nur gegenseitige Abhängigkeit geben, da immer auch ein Einfluß von dem reagierenden B auf den vorwiegend handelnden A ausgeübt wird. Jedoch bestehen oft praktisch so tiefgehende Unterschiede, daß soziologisch die Kategorie: einseitige Abhängigkeit unentbehrlich ist.

Haltung zwischen engen Felswänden schwere Ketten nach und vermag sich nicht frei zu bewegen. Eine solche Abhängigkeit stellt sich subjektiv als eine Verminderung an Daseins- und Selbstgefühl dar; Möglichkeiten eines reicheren, schöneren, produktiveren Lebens sind beseitigt zugunsten eines ärmlicheren oder härteren Zustandes.

Aber nicht nur unsere A-Beziehungen schaffen Abhängigkeit; auch die Beziehungen des Aus- und Ohneinander verknüpfen, wie wir beim Begriffe der Gesellung gesehen haben, Menschen und schaffen dadurch Abhängigkeit. Auch aus Konkurrenz, Opposition und Konflikt gehen Abhängigkeiten hervor. Nur ist das nicht ihr wesentliches Merkmal; denn Vorgänge der Lösung, der Entgegenstellung, des Kampfes zielen primär darauf ab, Abhängigkeiten zu beseitigen. Daß sie wieder zu neuen Abhängigkeiten führen können, ist richtig, beweist aber nur die tatsächliche Verschlungenheit dessen, was wir begrifflich sondern mußten. Unmittelbar gehört der Begriff Abhängigkeit in den Zusammenhang mit den Prozessen der Bindung.

Der Hauptkern aller Lebenserfahrung besteht in der Erkenntnis, daß es Abhängigkeiten gibt. Hier liegt der Unterschied der Stellung zum Leben zwischen Jugend und Alter [1]). Jene verkennt (zu ihrem Heile) die erdrückende Fülle von Abhängigkeiten; sie vermutet Freiheit, wo Bindung besteht. Sie ist geneigt, Mängel im persönlichen oder sozialen Leben auf Unfähigkeit oder Willensschwäche zurückzuführen, wo in Wirklichkeit eine vis maior entscheidet.

Die Umklammerung des Einzelmenschen durch Beziehungen, die Übergewalt der Kollektivkräfte, die Zwangsläufigkeit des sozialen Geschehens, eben die unübersehbare Fülle von Abhängigkeiten zu ahnen, dazu will gerade die Beziehungslehre führen. Das Gesetz der Abhängigkeit ist ihr eigentlicher, ernster Gegenstand.

§ 7. Abhängigkeit und Leid.

In einer Besprechung [2]) von Müller-Lyers Werk „Soziologie der Leiden“ [3]) sagt Oskar Blum: „Es ist also das Leiden, welches man mit gutem Fuge als das Grundproblem der Soziologie bezeichnen könnte.“ Es entsteht die Frage, ob wir, über unseren Begriff der Abhängigkeit hinausgehend, ihm darin folgen können. Ist Leiden ein soziologischer Begriff, vielleicht sogar ein Grund-

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Väter und Söhne“ in „Der neue Strom“, 1. Jahrgang, 3. Heft.

[2]) Vgl. Oskar Blum, Soziologische Pathologie; Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 42. Band, 1. Heft, S. 240.

[3]) München 1914.

begriff, der ein zwischenmenschliches Hauptverhältnis ausdrückt, das noch allgemeiner und wesentlicher ist als Abhängigkeit?

Zunächst sei festgestellt, daß außerhalb unseres hier gegebenen Vorstellungskreises die Idee einer Pathologie der Gesellschaft liegt. Was man im Sozialen gesund oder normal, was krank oder abnorm nennen soll, ist nur aus einem zugrunde liegenden Wertbegriffe zu folgern. Eine solche Betrachtung gehört in die Sozialphilosophie.

Jedoch ganz abgesehen davon, daß Leid und Krankheit nicht ein und dasselbe ist, so bleibt zu untersuchen, ob wir die Tatsache Leid nicht doch einer soziologischen und damit wertfreien Betrachtung unterziehen können. Können wir nicht das Leid als eine außersoziologische Erscheinung ansehen, die von der Beziehungswissenschaft selbst nicht zu analysieren ist, sondern als subjektives Erlebnis aufgefaßt werden muß, das aber auf seine Entstehungszusammenhänge, Ursachen und Bedingungen hin soziologisch durchforscht werden muß? Wir können die Tatsache als gegeben ansehen, daß Menschen leiden. Wir fragen nur: wie kommt es zu diesem subjektiven Zustande? Welchen Anteil haben daran zwischenmenschliche Beziehungen und Abhängigkeiten?

Damit verknüpfen wir Spekulationen, ob auch die „Gesellschaft" leidet (gar: ob sie erkranken kann) schon deshalb nicht, weil es für uns ja keine Substanz Gesellschaft gibt und Vorgänge nicht leiden können. (Nur zur Kritik einiger Spekulationen, z. B. der Oskar Blums, sei im Anhangteile dieses Kapitels etwas gesagt.)

Vergegenwärtigen wir uns: Mancher wird jetzt bisweilen nach Jahren einem alten Freunde begegnen, den er zum letzten Male in den scheinbar schon so weit zurückliegenden Tagen vor dem Kriege gesehen und gesprochen hat. Wir finden ihn verändert. Von irgendwoher ist das Leid an ihn herangetreten; es geschah früher oder später. Spuren hinterließ es im Antlitze. Vielleicht redet er nicht viel von seinen bitteren Erfahrungen; andere aber finden in passender Stunde wieder das alte Vertrauen und die alte Mitteilsamkeit. In befreiender Wechselrede fließen die persönlichen Erlebnisse ausgeklungener Stunden an unserem Erinnern vorüber. Von körperlichen Leiden: Krankheiten und Entbehrungen berichten die einen; von Enttäuschungen, Haß, Neid, Unfrieden die anderen. Es sind stets ganz persönliche Schicksale; völlig von den Interessen des Ich aus betrachtet und dargestellt, scheinbar ohne Perspektiven ins Allgemeine, Soziale.

Wer gewohnt ist zu denken, vergleicht, und wer ins fünfte Jahrzehnt des Lebens getreten ist, viele Menschen gekannt und in

wechselnden Umständen gelebt hat, kann viele Einzelschicksale vergleichen. Es scheint dem Nachdenklichen, als ob sie zumeist einen gleichen Rhythmus aufwiesen: verwandt den Wellen am Meeresstrande. Aber mehr noch: Ursachen und Wirkungen verknüpfen sich hier wie dort in gleicher Weise. Die Ursachen ferner sind oft übereinstimmend, die Wirkungen nicht minder. Häufig erkennt man die gleiche gemeinsame Ursache gesonderter individueller Schicksale vieler. Überdenkt man eine große Anzahl von Einzelschicksalen insgesamt, so verschwimmen allmählich die Besonderheiten. Eine große Masse von Gesamtleid überlagert den Horizont unseres inneren Blickes. Was uns vorher als ein undurchdringliches Dickicht von seltsam und zufällig verschlungenen Einzelerlebnissen und Einzelübeln erschien, bekommt eine Einheitlichkeit und einförmige Übereinstimmung, die wir fast als eine erste Erleichterung vom Drucke quälender Beobachtungen und als einen ersten Ausblick in die Ferne der Erlösung empfinden.

Den, der sich berufsmäßig und täglich mit den Wissenschaften von der „Gesellschaft" beschäftigt, wird die Erkenntnis, daß auch die persönlichen Leiden, die körperlichen wie die seelischen, in hohem Grade aus dem Gemeinschaftsleben der Menschen stammen und deshalb häufig gleiche Ursachen und Wirkungen haben, nicht überraschen.

Was ist hierbei mit Leiden gemeint? Eine Wissenschaft gibt es ja, die bereits das Wesen und die Behandlung von Leiden zum Gegenstande hat: die Medizin. In ihr beschäftigt sich speziell mit der Lehre von den Krankheiten, also bestimmten Leiden, die Pathologie. Aber es handelt sich bei ihr nur um einen verhältnismäßig kleinen Teil aller Leiden, um die Krankheiten der Organe des menschlichen Körpers. Am individuellen menschlichen Leibe werden Krankheiten festgestellt, zu erklären und zu heilen gesucht. Gegenwärtig entsteht innerhalb der Heilwissenschaft eine neue Disziplin: die soziale Medizin, die die Wechselbeziehungen zwischen Krankheiten und gesellschaftlichen Zuständen untersucht. (Wir sagen Wechselbeziehungen; denn es handelt sich dabei — wie auch Alfred Grotjahn[1]) meint — nicht nur um die Bedingtheit mancher krankhaften Zustände des Leibes durch soziale Verhältnisse, sondern auch um die Wirkungen, die bestimmte Krankheiten auf Bau und Leben der Gesellschaft ausüben.)

Aber eine soziologische Untersuchung der Leiden hat es nicht

---

[1]) Vgl. Alfred Grotjahn, Soziale Pathologie, Berlin 1912.

bloß mit Krankheiten des menschlichen Körpers zu tun, sondern mit jeder Art Menschenleid überhaupt. Nun ist sicherlich innerhalb menschlicher Erlebnisse ein Gebiet Leiden gegenüber anderen Gefühlen nicht deutlich und dauernd abzugrenzen; auch nicht einmal gegenüber seinem begrifflichen Gegensatz, den Freuden. Verwandeln sich doch die Freuden, die man übertreibt, unversehens in Schmerzen. Und was den einen völlig kalt und gleichgültig läßt, bringt den anderen fast zur Verzweiflung. Leiden sind etwas Subjektives, fortwährend nach Inhalt und Form, Gradstärke und Dauer Wechselndes. Insofern scheinen sie jeder Messung und damit wissenschaftlichen Behandlung wie jeder soziologischen Betrachtung recht fernzuliegen.

Dieser subjektiven, nicht umgrenzbaren Erscheinung gegenüber sucht man nach ihrer objektiven Ergänzung. Der Mediziner nennt sie Krankheit; der Soziologe wird sie (nach Müller-Lyers Vorgang) vielleicht in dem allgemeineren Worte Ü b e l finden. In welchem Maße Übel als Leiden empfunden werden, sich diese objektiven Zustände also subjektiv spiegeln, bleibt dabei eine offene Frage.

Dann wäre also zu sagen, was man unter Übeln zu verstehen hat. Denn daß wir alle sie im Einzelfalle als Erlebnisse nur allzu deutlich von anderen Tatsachen des Daseins wahrnehmungsmäßig unterscheiden können, genügt einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise nicht. — Müller-Lyer, von dessen Versuche, eine erste Soziologie der Leiden zu geben, gleich noch etwas gesagt werden soll, nennt Übel „alles, was das Leben stört". Aber mit Recht hat Oskar Blum eingewendet: „Übel ist alles, was das Leben stört: das ist offenbar eine teleologische Definition. Leben ist hier als oberster Zweckbegriff aufgefaßt, dem „alles" als Mittel untergeordnet werden soll. Aber mit welchem Recht? Das bleibt dahingestellt. Nimmt man aber das teleologische Gewand der obigen Definition fort, so bleibt eine Tautologie übrig: das Übel stört das Leben; was das Leben stört, ist vom Übel usw. Aber was stört das Leben? Wir kommen somit immer zu dem, was zu erklären ist, zurück und können den magischen Kreis nicht durchbrechen, solange wir auf jener beschreibenden Definition des Übels bestehen."

Müller-Lyer sucht die Begriffe Übel und Leiden im Gattungsbegriffe Konflikt zu vereinen; Oskar Blum beschränkte diesen Begriff und sagt: „Konflikt ist in der Tat die einzige einwandfreie Bezeichnung für den Ursprung der Leiden. Allerdings nicht Konflikt schlechthin, sondern u n g e l ö s t e Konflikte oder, um es

in der schärferen Sprache der Philosophie auszudrücken, unaufgehobener Widerspruch.“ [1])

Man kann die subjektive und die objektive Seite einer Erscheinung überhaupt nicht in einem übergeordneten Gattungsbegriffe vereinen; dieser wird immer wieder entweder subjektiv oder objektiv erfaßbar sein. Wir gehen vielmehr aus von der inneren subjektiven, veränderlichen Tatsache der Leiden. Sie sind die Gefühle, die vom Menschen als Störungen seines Lebensprozesses empfunden werden. Ob sie sich von einem außersubjektiven Standpunkte wirklich als Störungen erweisen, bleibt außer Betracht. Alles, was solche Unlustgefühle hervorruft, kann man als Übel bezeichnen. Bei dem engeren Kausalzusammenhange, der hier besteht, wird der subjektive Begriff Leid auch oft in einer mehr objektiven Betrachtungsweise gleich Übel gesetzt. Jedenfalls bekommt nach dieser Auffassung nicht der Begriff Leiden seinen Inhalt aus dem scheinbar objektiv umgrenzbaren Begriffe Übel; sondern er ist selbst der logische Ausgangspunkt und scheint somit zu bewirken, daß man auch die Übel ebensowenig objektiv bestimmen, aufzählen und in eine quantitative Ordnung bringen kann wie die Leiden. Obgleich also weder Leiden noch Übel einen unveränderlichen Begriffsinhalt haben, sehen wir doch die Möglichkeit einer verallgemeinernden, wissenschaftlichen Betrachtung ihrer darin, daß alle Gefühle und Ursachen von Gefühlen trotz der individuellen Besonderheiten der Einzelmenschen sehr viel Typisches aufweisen. Die Ähnlichkeit der Menschen und menschlichen Zustände bewirkt, daß sich die scheinbare subjektive Unbestimmbarkeit und Undefinierbarkeit von Leid und Übel bei näherer Prüfung in Regelmäßigkeiten verwandelt, die es ermöglichen, daß wir sogar zu einer Systematik der Übel gelangen, die freilich nur eine beschränkte Exaktheit besitzen kann.

Aber unser Problem ist: Wo liegt der Ursprung der menschlichen Leiden? Wie lassen sie sich beseitigen oder vermindern? Wer eine „Soziologie der Leiden“ für möglich hält und versucht, geht von der Ansicht aus, daß ein großer Teil — bei weitem der größte — aus den Beziehungen der Menschen untereinander entsteht. Woher können sie sonst stammen? Aus der außermenschlichen Natur und aus rein biologischen, allen Organismen gemeinsamen Existenzvoraussetzungen? Sicherlich, hieraus erwachsen Leiden. Doch wir wissen alle, daß manche Kulturfortschritte gerade in der Ver-

---

[1]) Vgl. hierzu jedoch unsere Behandlung von Konflikt im 5. Kapitel dieses Buches.

engung des Kreises dieser Übel bestehen, daß also gesellschaftliche Vorkehrungen hierbei von großem Einflusse sind. Negativ betrachtet: viele Leiden, die den Menschen von der außermenschlichen Natur bereitet werden, ließen und lassen sich vermindern und abschwächen durch Vervollkommnungen des sozialen Zusammenhanges unter den Menschen.

Ein zweiter Quell der Leiden liegt in jedem Einzelnen von uns selbst, ist (wirklich oder scheinbar) rein individuell. Jeder von uns trägt an sich selbst, an seinen Leidenschaften, Temperamente, Fähigkeiten und Unfähigkeiten, körperlichen und seelischen Dispositionen, an seinem Ich. Sicherlich ist es mehr als eine praktische ethische Weisheit, die Erklärung für das persönliche Leid in uns selbst zu suchen, nicht bei anderen oder in der sachlichen Umwelt.

Indessen: die Autonomie des Ich und, mit ihr zusammenhängend, seine Selbstverantwortung schrumpft immer mehr zusammen, je mehr man sich in die Gesetze unseres sozialen Daseins vertieft. Für den Soziologen löst sich eben ein großer Teil menschlicher individueller Eigenschaften in Beziehungen zu anderen Menschen auf. Die meisten Leiden, die flüchtigen, im Augenblick manchmal brennend schmerzhaften, im Angesichte des Ewigen dahinschmelzenden Leiden des Menschen erweisen sich als Erkrankungen der sozialen Schalen des Ich.

Eben sagten wir, daß ein Teil Wahrheit — und zwar in einem für jeden Einzelfall sehr verschiedenen Grade — darin liegen kann, daß man erklärt, das persönliche Leid habe seine Ursache im leidenden Menschen allein. Aber das entgegengesetzte Verfahren ist nicht minder fruchtbar und aufschlußreich: die Beziehungen zwischen den individuellen Übeln und der sozialen Umgebung oder Abstammung des Menschen aufzusuchen. Es gibt Leiden, die aus einem großen Menschenkreise vielleicht nur einer oder ganz wenige spüren, während sie die Menge der Gefährten nicht versteht, vielleicht sogar für „eingebildet" hält; diese Leiden entstammen einer besonderen Art, auf Eindrücke zu reagieren. Sie scheinen also höchst persönlich und dem Kreise unserer sozialen Übel fernzustehen. Aber sie sind gerade durch den Abstand von der menschlichen Umgebung, aus diesem Anders-Sein, aus (vielleicht nur halbbewußten) Vergleichen entstanden, rühren also aus Beziehungen her und sind infolgedessen ebenso gesellschaftlich verursacht, wie sie (anders betrachtet) höchst persönlich erscheinen. Seiner Familie, seinen Kameraden, seinen Volksgenossen, seinem Zeitalter innerlich fern sein und an dieser Einsamkeit leiden: das sind Zustände, die durchaus in den Kreis

unserer Beobachtungen hinein gehören. Wir können sie erstrecken auf Leiden, wie es diejenigen sind, die die Romantiker Weltschmerz nannten, also auch auf Melancholien kranker Gemüter.

Solche seelische Übel lassen sich gewiß nicht lediglich aus gesellschaftlichen Zuständen oder Einrichtungen allein herleiten; aber sie entstammen einem Mißverhältnisse zwischen einer persönlichen, abnormen Artung und sozialen Verhältnissen. Das persönliche und das soziale Ich stehen in Disharmonie.

Auf den ersten Blick mag es zweckmäßig erscheinen, die Leiden der Menschen einzuteilen in Leiden, die von der außermenschlichen Natur verursacht sind, zweitens in Leiden, die aus gesellschaftlichen Einrichtungen stammen, und schließlich in Leiden, die aus der individuellen Artung entstanden sind. Es weisen aber alle Arten von Leiden natürliche, gesellschaftliche und persönliche Elemente (in wechselnder Mischung) auf. Nehmen wir ein Übel, das rein der außenmenschlichen Natur zuzschreiben ist: ein Erdbeben etwa. Die Leiden, die ihm entspringen, sind stark vom Grade der sozialen Hilfsleistungen und von der Intensität der wirtschaftlichen Folgen abhängig. Und das persönliche Element dabei? Der Ausbruch des Vesuvs war für den Geist eines Plinius sicherlich ein anderes Erlebnis wie für irgendeinen Philister in Pompeji.

Anders beantworten die Frage nach dem Grade der Verursachung von Leiden durch gesellschaftliche Zusammenhänge Müller-Lyer und Oskar Blum. Sozialisten wie diese beiden Autoren werden geneigt sein, dem Gesellschaftlichen das Übergewicht gegenüber dem Persönlichen beizulegen. Wir selbst suchen (auch in der Theorie der Leiden) die Verstricktheit des Ich mit dem Sozialen aufzusuchen, glauben aber, daß die persönlichen Kräfte die Übel der menschlichen Umwelt in sehr verschiedener Art und Stärke aufnehmen und u m w a n d e l n. Müller-Lyer erklärt: „Die Erkenntnis, daß nahezu alle Leiden des Individuums, soweit sie nicht auf Naturkatastrophen beruhen, Ausflüsse sozialer Krankheiten sind, gehört zu den bedeutendsten Entdeckungen der Soziologie" (l. c. S. 7).

Man muß jedoch überhaupt die Ansicht ablehnen, daß in den Leiden das Grundproblem aller Gesellschaftslehre liegt. Etwas Verführerisches hat diese Auffassung sicherlich. Dem hoffenden, gequälten Menschenherzen scheint sich hinter den Hallen soziologischer Wissenschaft das ersehnte Tor der Erlösung vom Übel aufzutun. Zwar verheißt diese Deutung noch nicht die Heilung selbst, sondern nur die Diagnose. Aber eine rechte Erklärung

verschafft den ersten Zugang zur Besserung. Ein solches Versprechen könnte die Soziologie nicht halten. Wer ferner das Leid in den Mittelpunkt seiner Wissenschaft stellt, die sich die Untersuchung der Formen der menschlichen Beziehungen zur Aufgabe macht, ist einer Tendenz verfallen und gerät immer mehr in die Netze einer subjektiven und pessimistisch gefärbten Auffassung seines Gegenstandes. Mit nicht geringerem Rechte könnte ein zufriedenes, sanguinisches Gemüt die Freuden als das Grundproblem der Soziologie ansehen.

Uns will scheinen: Leiden kann nur der einzelne Mensch (oder das einzelne Tier, vielleicht auch die einzelne Pflanze). Aber freilich leidet jeder von uns auch aus sozialen Ursachen. Aus den gleichen sozialen Quellen fließen manche Leiden, von denen alle Personen des entsprechenden Gesellschaftskreises (graduell verschieden) erfaßt werden. An sozialen Beziehungen und Einrichtungen leiden ganze Völker, Rassen, Erdteilbewohner, ja die ganze gleichzeitig lebende Menschheit. Je größer die Zahl der an denselben sozialen Übeln Leidenden ist, desto mehr nähert sich der Ausspruch der Wahrheit, daß das individuelle Leid eine Form gesellschaftlicher Übel ist. Einen darüber hinausreichenden, tieferen, geheimnisvolleren Sinn würden wir aber dem Satze nicht beizulegen vermögen.

Müller-Lyer versucht, innerhalb der (sozial verursachten) Leiden eine Klassifikation vorzunehmen. Die Terminologie, deren er sich dabei bedient, ist für unser Sprachgefühl so gequält und ungeschickt, daß wir sie hier nicht wiedergeben möchten. Aber sachlich ist sein Versuch lehrreich. In beträchtlicher Vereinfachung und Verallgemeinerung handelt es sich dabei um die Sonderung von 1. Krankheiten (biologische Leiden, die der Mensch als Lebewesen erfährt); 2. Leiden des Menschen als Sexual- und Familienwesen, die also aus dem Verhältnis der beiden Geschlechter und der Generationen entstehen; 3. die eigentlich sozialen Konflikte aus Streit zwischen einzelnen Personen, Gegensätzen des Menschen zu Staat und Gesellschaft, Klassengegensätzen, Herdenzwängen, Kämpfen zwischen Völkern und Rassen.

Aus seiner Übersicht seien einige Unterarten von Leiden genannt, die, wie uns scheinen will, die besondere Beachtung des Soziologen verdienen: Die Leiden „der problematischen Naturen, der Menschen mit abnormen Trieben und Drängen, bei denen abnorme Gutmütigkeit, Jähzorn, Neid, Bosheit, Neigung zum Lügen besonders stark, ja bis zur Kanaillerie und zum Satanismus usw. entwickelt sein können“. Ferner macht Müller-Lyer

brauchbare Unterscheidungen in den Leiden, die aus einem Mißverhältnisse zwischen Umwelt und Anlage entspringen. Er erwähnt zum Beispiel die Vorgänge, „durch die ein Mensch mehr oder weniger plötzlich in ein ihm bis dahin fremdes Milieu versetzt wird, an das er sich nicht anzupassen vermag. Dahin gehört zum Beispiel der Konflikt des Emporkömmlings und umgekehrt des Herabkömmlings, ferner der Konflikt des Auswanderers, der dauernd am Heimweh krankt und, endlich nach Hause gekommen, sich auch da nicht mehr wohl fühlen kann".

Wir stellen bei einer Einteilung vorwiegend sozial verursachter Leiden besonders e i n e n Gegensatz in den Vordergrund: zwischen den Leiden, die uns aus den natürlichen Trieben und Leidenschaften anderer Menschen erwachsen, und denen, die gerade aus den Überwindungsversuchen der triebhaften Natur, also aus Ideen, Idealen, Abstraktionen und besonders Organisationen entstehen. Den furchtbaren Widerspruch des sogenannten Kulturlebens darzutun, daß die Gesellschaft den Übeln der ungezügelten Bestialität der Menschen ein Ende machen will durch die vielleicht nicht minder großen Leiden der viel gepriesenen Vergeistigung und Sozialisierung, scheint uns wichtig.

Aber bei aller nachspürenden Prüfung des Kausalzusammenhanges zwischen Leid und Gesellschaftsleben sollte man nie außer acht lassen, daß Leiden s u b j e k t i v e Spiegelungen sind. Wieviel Leiden rühren aus Mißverständnissen, aus Mangel an Einsicht oder Überblick her! Es gibt Leiden, die mit Aufklärung eines dem Leidenden bisher verhüllten Zusammenhanges, mit wirklichem Troste schwinden. Freilich ragen gleich wieder in diese persönlichen Falsch- und Wahrnehmungen B e z i e h u n g e n zu anderen Menschen hinein. Sobald wir vor der Frage nach den Mitteln der Leidüberwindungen stehen, breitet sich vor uns mit besonderen Ansprüchen das weite soziale Feld.

Das wäre neben den (bisher skizzierten) Ursachen der Leiden unser zweiter Problemkreis: ihre Überwindung. Hier tritt sogleich die große praktische Bedeutung der scheinbar mehr theoretisch belangreichen Herleitung der Übel entweder aus der Natur oder aus der Gesellschaft oder aus der Person hervor. Denn auf dem Felde, aus dem die Übel erwachsen, wird man auch ihre Überwindung suchen müssen. Wer das Leid der Menschen vorwiegend persönlich auffaßt, führt den Beladenen zu den Heilstätten von Religion oder Philosophie. Die Naturübel hingegen sucht die Technik zu überwinden. Wer aber soziale Verhältnisse hauptsäch-

lich für Not und Leid verantwortlich macht, dem ist die Organisation ein Zaubermittel.

Unsere Teilnahme richtet sich vor allem auf diesen Gegensatz: Leidüberwindung durch innere persönliche Kräfte oder Leidüberwindung durch Tat, soziales Handeln und Organisation. Dort keimt der Erlösungsgedanke, hier sucht optimistische Aktivität ein irdisches Paradies zu bereiten. Jene subjektive Richtung verzichtet auf die Beseitigung der Übel und sucht nur Willen und Denken des einzelnen Menschen zu einem Zustande zu erhöhen, wo das Leid nichts mehr über die Seele vermag; diese Auffassung hingegen müht sich unablässig an äußeren Besserungen des Gesellschaftsmechanismus. Innere Erlösungen scheinen sich darzubieten in duldender Stille des Gemüts oder in den Hoffnungen auf Künftiges, Himmlisches oder schließlich in den verschiedenen Formen weiser Entsagung, die die Philosophen von alters her zu empfehlen nicht müde wurden. In ekstatischen Steigerungen kann das restlose Auskosten des Leidenskelches zu einer bitteren Wonne werden, die im Schmerze eine besonders gehobene Steigerung des Lebensgefühls wahrzunehmen wähnt. Im subjektiven Erlösungsglauben vereinen sich streng rationalistische Erkenntnislehren (wie die der Stoa) und Zauberformeln der Mystik. Gemeinsam ist ihnen allen, daß die Menschendinge dieses Lebens im ganzen für hoffnungslos, zum mindestens für nur beschränkt verbesserungsfähig angesehen werden, und daß der Wert dessen, was wir im Alltag praktisches Leben nennen, nur in der Bewährungsmöglichkeit oder im Gleichnisse erblickt wird. Fast alle ethische Weisheit Asiens kennt nur die persönlichen Wege der Erlösung und mißt sozialen Verbesserungen lediglich eine mittelbare oder untergeordnete Bedeutung bei. Die Upanischaden, Buddha, Christus lehren uns, daß man über das Leid i n n e r l i c h emporwachsen möge.

Anders jener europäische, optimistische Materialismus, der die sozialen Zustände sehr ernst nimmt und in der sozialen Entwicklung Phasen allmählicher Leidüberwindung durch Organisation sieht. Müller-Lyer behauptet: „Die Übel sind soziale Krankheiten, und sie können nur auf sozialem Wege erfolgreich bekämpft werden. Das gewaltige Mittel, das uns dazu zu Gebote steht, ist die Organisation. Da, wo der einzelne nichts vermag, dem Übel hilflos gegenübersteht und es zähneknirschend erdulden muß, da wird er mächtig und stark, wenn er sich mit seinesgleichen verbindet" (l. c. S. 201). Dabei verliert sich dieser Autor in der Anpreisung aller möglichen Gesinnungsgenossenschaften, die angeblich starken

Trost im Leide gewähren. Selbst Blum muß einwenden: „Sein durchaus zutreffender Hinweis auf die erlösende Wirkung der Organisation endet in der Praxis mit nichts anderem als mit der Anpreisung der Vereinsmeierei.“ Aber Blum, der im Dienste seines Dogmas die Übel des Daseins aus dem Klassenkampfe herleitet, versteigt sich zu noch größerer Einseitigkeit, wenn er in dieser Sache sein letztes Wort in folgendem Satz gibt: „Nur eine Art der Organisation kann ernstlich in Betracht gezogen werden, wenn es sich um die Befreiung der Menschheit von den Feinden, die ihr Dasein verunstalten, handelt: die Organisation der Produktion als die Basis aller übrigen Umgestaltungsversuche.“ Welch eine unüberbrückbare Kluft zwischen Buddhas Lehre vom letzten Wissen, das ewige Erlösung bringt, und diesem trüben Gedanken an die Bedeutung der wirtschaftlichen Organisation!

Die Überschätzung der Organisation ist zu vermeiden. Aber es möge nicht geschehen, um sogleich in den Quietismus Asiens zu flüchten. Wir sind auf dieser Erde, um zu handeln. Schlechte durch bessere Organisationen zu ersetzen, wollen wir nicht müde werden. Die Bekämpfung der Epidemien etwa werden wir nicht von der Entsagungslehre erwarten, sondern allerdings nur von Organisation und Forschung.

Aber insgesamt scheint uns gerade die Erkenntnis der sozialen Verursachung so vieler Leiden zu lehren, daß sich schwindende alte Übel in neue wandeln, und daß es eine Verminderung der Gesamtsumme des Leidens durch Organisation nicht gibt; es gibt Wandlungen, neue Konflikte, Verschiebungen, neue Aufgaben und neue Schmerzen. Nehmen die Leiden ab, die menschliche Leidenschaften bereiten, so mehren sich die Leiden, die aus der Verwirklichung der Ideen fließen. Es mag zunehmender Sozialisierung gelingen, grobe materielle Nöte zu mindern; es geschieht in demselben Maße, in dem die großen Freuden seltener werden. Kleinere Freuden und geringere Schmerzen lösen hohe Lust und scharfes Wehe ab. Das Durchschnittliche mit seiner ewigen Langeweile und seiner Kümmerlichkeit setzt sich auf die hohen Königsstühle, wo das gigantische Schicksal des Ungewöhnlichen thronte.

Aber schließlich noch eines: eine Frage, die wenigstens noch aufgeworfen werden muß: Ist denn überhaupt Leidüberwindung anzustreben? Und in welchem Grade kann dies ein Ziel sein?

Das mag, soweit es sich um den Einzelmenschen handelt, eine ethische Frage sein. Uns brennt die Möglichkeit eines furchtbaren Konfliktes auf der Seele: könnte nicht das persönliche Leid auch eine notwendige Äußerungsform voranschreitender gesellschaft-

licher Entwickelung sein? Könnte es nicht so sein, daß du leidest, damit die Menschheit wachse?

Hier stehen wir an der Grenze zur Spekulation, deren unsicheren Boden wir nicht mehr betreten wollen. Dem vorurteilslosen Denken scheint sich das zu erschließen: Über die Ziele der Menschheit, denen sich etwa der einzelne zu opfern hat, wissen wir nichts. Dem selbstquälerischen, auf ganz unklarer Basis ruhenden Opferfanatismus sollte man mit Mißtrauen und skeptischem Gleichmute begegnen. Das Rad der Zeit, das zum Ewigen rollt, zermalmt Mensch auf Mensch; der Weltgeschichte sind wir nur Flüchtigstes. Aber es ist krankhaft zu wähnen, daß das Wachstum der Welt nur aus persönlichen Übeln gediehe. Im Sozialen ist es wie im Persönlichen: es gibt Leiden, die schwächen und töten, es gibt Leiden, die lebendig machen. Man kann nicht als einzigen großen Programmpunkt für das Handeln des einzelnen wie der Gesellschaft die Forderung aufstellen: Leidbeseitigung. Aber noch viel weniger kann man an den Leiden der Kreatur als an einer belanglosen Sache vorübergehen.

§ 8. Mischbeziehungen.

Der Unterschied zwischen einer psychologischen und einer soziologischen Betrachtungsweise zeigt sich nicht zuletzt auch darin, daß unsere grundlegende Einteilung in Beziehungen des Bindens und solche des Lösens in der Psychologie nicht vorgenommen werden kann. Die M o t i v e, die dem Handeln zugrunde liegen, haben stets Mischcharakter. Aktion und Reaktion folgen in der Seele vielfach so schnell aufeinander, daß sie als eine einheitliche komplexe Erscheinung wirken. Oder aber ein Verlangen des Zueinander zu B ist zugleich ein Verlangen des Auseinander von C. Nur selten ist ein Gefühl einfach, zumeist zusammengesetzt. In der Welt des Handelns, die im Schema der bloßen Raumzusammenhänge vereinfacht werden kann, ist in der großen Mehrzahl der Fälle die primäre Einordnung von Prozessen in unseren beiden Kategorien möglich. Freilich darf man dabei nicht die äußere Zuordnung mit der Erklärung, womöglich mit der Herleitung der Beziehung aus Motiven verwechseln. Einen Prozeß der „Angleichung" wird niemand bei der Aufteilung für die „Tafel der Beziehungen" den B-Beziehungen oder „Opposition" den A-Beziehungen zurechnen. Daß Keime zur anderen Kategorie in jeder Beziehung stecken, wird alsbald bei der Analyse — aber eben erst bei ihr — deutlich. Sobald man bei der Analyse auf die Motive stößt, steht man vor Misch-Erscheinungen. Wenn A sich B anzupassen versucht, indem er ihn nachahmt, wird die Untersuchung der seelischen Vorgänge auch die Ansätze zur Ab-

sonderungsneigung aufweisen können, da das Gefühl der Abhängigkeit, das mit der Nachahmung verbunden ist, eine Reaktion hervorruft (von der Nachahmung weg). Oder wenn A dem B opponiert, so muß er sich bis zu einem gewissen Grade in seine Gedanken und Absichten einzuleben suchen, wird also an ihn innerlich mehr gebunden, als dem Opponierenden lieb sein mag. Gerade daß jede Beziehung in der Seele eine Reaktion hervorrufen kann, die Keime zu der entgegengesetzten Beziehung enthält und damit ein Umschlagen der Beziehung in ihr Gegenteil herbeizuführen imstande ist, macht es notwendig, daß unsere Einteilung in A- und B-Beziehungen immer nur als Arbeitshilfe aufzufassen ist[1]). Jede Beziehung kann sehr schnell abgelöst werden durch eine andere, nicht selten durch die ihr entgegengesetzte.

Vom Standpunkte der psychologischen Analyse gibt es also fast nur M-Beziehungen, die Tendenzen des Bindens mit solchen des Lösens vereinen. Für die verräumlichte Ordnung der soziologischen Tafel entscheidet das Grundbild der Handlung; eine Handlung, die nach der Erfahrung des täglichen Lebens mehr als 50% Elemente des Zueinander enthält, gehört zu den A-, enthält sie mehr als 50% Elemente des Auseinander, so gehört sie zu den B-Beziehungen. Es gibt jedoch zwischenmenschliche Beziehungen, bei denen sich ohne Gewaltsamkeit eine solche Einordnung nicht vornehmen läßt, weil es zweifelhaft sein kann, ob in ihr mehr ein Zu- oder ein Auseinander besteht; wie nennen sie M- (Misch-) Beziehungen. Nicht erst die psychologische Analyse führt zur Erkenntnis dieses Mischcharakters, sondern eine bereits räumlich orientierte Beobachtung des äußeren typischen (nicht des individuellen) Vorgangs.

Wir unterscheiden primäre und sekundäre Mischbeziehungen. In den erstgenannten Fällen stehen sich nur zwei Parteien gegenüber (im einfachsten Falle der Mensch A und der Mensch B); bei den sekundären Fällen ist ein Drei-Verhältnis gegeben zwischen A, B und C. Primär ist die Mischung dort deshalb, weil sie bereits in der einfachen Paarbeziehung, dem Zweierverhältnis, zutage tritt, während sich die Mischung in den sekundären Fällen erst daraus ergibt, daß nicht nur das Verhältnis zwischen A und B, sondern auch der Dritte (C) zu beobachten ist. Dabei stellt sich heraus, daß die Beziehung zwischen A und B auf einem Prozesse des Zu-, die zwischen A und C auf einem Prozesse des Auseinander beruht.

---

[1]) Anders die Sonderung in Beziehungen erster und Beziehungen zweiter Ordnung; vgl. darüber Kap. IV, § 3 u. 4.

Vergegenwärtigen wir uns in Kürze die in unserer Tafel beispielsweise als primäre M-Beziehungen genannten Unterprozesse, wobei wir die alphabetische Reihenfolge beibehalten können:

1. anzüglich werden: Es werden von A gegen B Urteile, Ironie, Hohn oder Indiskretionen oppositionell vorgebracht, die aber eine gewisse Intimität (ein Miteinander) voraussetzen;

2. sich auseinandersetzen: Mischbeziehung von Annäherung und Opposition. Der Vorgang der Aussprache verbindet A und B; dabei stehen sich aber auch äußerlich und damit soziologisch erkennbar die Willensrichtungen, Ansichten, Interessen feindlich gegenüber;

3. chaperonieren: A hat ein Schutz- und Wächteramt gegen B (bisweilen ein Paar); doch legt A mehr oder weniger Mißtrauen gegen B in bezug auf den Gebrauch der Unbewachtheit an den Tag, B dagegen Opposition, weil die Bewachung als hinderlich oder unwürdig aufgefaßt wird;

4. entzaubern: Befreiung von Illusion, Wahn, Sinnesbefangenheit, also ein Akt der Bindungsbeseitigung; zugleich aber ein Akt der Ernüchterung, der Abstoßung, Entfremdung;

5. Handel treiben: Güterbereitstellung, Bedarfsdeckung und Beschaffung des sonst räumlich oder zeitlich nicht Erlangbaren, also ein Prozeß des Zueinander; zugleich eine Ausnutzung eben dieser Bedürftigkeit, indem die Tauschbedingungen eine Tendenz haben, sich in dem Grade für die eine der beiden Parteien zu verschlechtern, in dem das Gut begehrt wird; Vorgang des Gegeneinander in der Preisbildung;

6. imponieren: In A wird durch Handlungen oder Unterlassungen von B der Eindruck von Achtung für diesen hervorgerufen; zugleich entsteht das Gefühl des Abstandes von B und seiner Überlegenheit. Das Zueinander, das durch Billigung des Tuns entsteht, ist geknüpft an Fremdheitsvorstellungen;

7. ironisieren: Man könnte zweifeln, ob nicht jede Art von Ironie nur Abstand dokumentiert und Abstand schafft, also eine Beziehung des Auseinander ist. Aber uns will scheinen, daß in der bloßen Ironie auch eine Annäherung enthalten ist;

8. kokettieren[1]): Unter Koketterie im primitiven Sinne versteht man das Benehmen eines Menschen (oder Tieres), das durch eine gefällige Geltendmachung von Reizen zum Begehren aufstacheln will. Insoweit handelt es sich um einen Prozeß des

---

[1]) Vgl. meinen Artikel „Koketterie“ im Handwörterbuche der Sexualwissenschaft, Bonn 1923, S. 276/277.

Zueinander. Über dieser elementarsten und unmittelbarsten Art erheben sich aber in einer sehr stufenreichen Folge die verfeinerten Formen koketten Liebesspiels, bei denen das bloße Spiel immer mehr zum Selbstzweck wird, und die sich von der bloßen Einladung zum Geschlechtsverkehr sehr weit entfernen. Ja, diese Verselbständigung des Liebesspiels von seinem sexuellen Ausgangs- oder Endpunkte gehört sogar zur Koketterie (im engeren Sinne). Es handelt sich bei ihr um eine Umgangsform, die vielfach nur den Schein der Hingabelust und Hingabewilligkeit erwecken soll, also um ein Benehmen, als ob man zu einem ernsthaften erotischen Verhältnisse bereit wäre, während in Wahrheit diese Absicht nicht besteht. Hier verquicken sich also deutlich Binden und Lösen miteinander;

9. konfrontieren: Hier werden Parteien in Verbindung miteinander gebracht in der Erwartung und in der Regel mit dem Ergebnisse, daß sie sich zueinander gegensätzlich verhalten oder äußern;

10. kritisieren: Jede Kritik setzt ein sich hingebendes Befassen mit dem Gegenstand der Kritik voraus, zugleich die Wachheit gegenüber den Mängeln und die Bereitwilligkeit, sie als solche aufzuweisen;

11. sich mokieren: Die hier vorliegende Art des Spotts ist ohne Angenähertheit an den Verspotteten nicht möglich. Der Spott ist im übrigen ein B-Prozeß;

12. Satisfaktion geben: Die Bereitwilligkeit zum Zweikampfe, also zur Austragung eines Konflikts, wird nur Personen gewährt, die einem klassenmäßig nahestehen;

13. jedes Spiel beruht auf Gemeinschaft und Gegenstellung zugleich. Wenn um Geld gespielt wird, will man den eingesetzten Geldbesitz des Partners an sich bringen; Voraussetzung ist aber die Bereitwilligkeit von B, sich in die Verbundenheit mit A, wie sie durch das Spiel gegeben ist, einzulassen;

14. verpflichten: Hier ist eine Interessenverbindung von A und B geschaffen, bei der jedoch durch die dem B gegenüber dem A auferlegte Pflicht Distanz geschaffen ist;

15. jemandem das Geld aus der Tasche ziehen: Diese bildlich geformte Redewendung kennzeichnet eine Beziehung des Miteinander (in gemeinsamer Unternehmung, Geschäft, Spiel, Vertrag, intimer Gemeinschaft verschiedenster Art), die (oft mit Hilfe von maskiertem Vorgehen) zu Überlistung führt;

16. züchtigen: „Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er";

17. das fair-play-Prinzip ist eine Regel des Kampfes, Sports (also des Gegeneinander), bei der das Bewußtsein einer jenseits des Kampfes mit dem Gegner bestehenden Gemeinschaft gewisse Verfahren ausschließt;

18. eine auf Konnexion beruhende Beziehung verbindet A mit B, beruht aber zugleich auf klassenhafter Distanz;

19. die durch die Kunst zwischen Menschen geschaffenen Beziehungen sind um ihres Gehalts an Innerlichkeit willen recht eng; zugleich aber steht das Kunstwerk, die Versachlichung dieser Innerlichkeit, trennend zwischen den Menschen;

20. bei einer Maskerade können A und B in engstem Kontakte miteinander stehen, ohne daß A und B von ihrer bürgerlichen Person das Geringste wissen. Nah- und Fernsein liegen im Vorgange vereint.

Es konnte uns bei diesen Andeutungen nicht daran liegen, die mitgeteilten Worte zu definieren oder den durch sie bezeichneten Vorgang erschöpfend zu beschreiben. Es sollte nur der Mischcharakter kurz skizziert werden. Dabei ist zu beachten, daß, obwohl wir uns mehrfach einer das Motiv streifenden Ausdrucksweise (wohl oder übel) bedienen mußten, der Mischcharakter stets auch äußerlich wahrnehmbar ist und in der Handlung zur Geltung kommt. Am wenigsten deutlich mag dies im Falle 6, beim Vorgange des „Imponierens", hervortreten. Man könnte ihn als einen reinen Bewußtseins- (inneren) Vorgang ansehen und damit nicht als einen soziologischen Begriff. Wenn jedoch ein Redner einer Menge, David dem Goliath, ein Varietékünstler den Zuschauern (oder was man sonst an Beispielen heranziehen mag) imponiert, so prägt sich das irgendwie im Verhalten der Beteiligten aus; z. B. durch Applaus, durch Verstummen des Hohns, durch gesteigerte Aufmerksamkeit. Immer aber wenn das wahrnehmbare Verhalten von Menschen beeinflußt wird, besteht ein soziologisch relevanter Tatbestand.

Folgen in gleicher Kürze die sekundären Mischbeziehungen:

1. anschwärzen: A nähert sich B, um C zu schädigen. Das Verhältnis A:B ist eine Beziehung des Zu-, das Verhältnis A:C eine Beziehung des Gegeneinander;

2. Gleiches durch Gleiches bekämpfen: Simmel untersucht den Grundsatz des similia similibus im zweiten Kapitel seiner Soziologie und sagt u. a. darüber: „Gerade die durch die Gleichheit der Interessen aufeinander Angewiesenen kennen ihre Schwächen und ihre verwundbaren Punkte gegenseitig am besten, so daß der Grundsatz des similia similibus — die Ver-

nichtung irgendeines Zustandes durch Erregung eines gleichartigen — sich hier im weitesten Maßstabe wiederholen kann. Während man gegenseitige Förderung und Vereinheitlichung am besten bei einem gewissen Maß qualitativer Unterschiedenheit gewinnt, weil hierdurch das Ergänzen, Zusammenwachsen, organisch differenzierte Leben sich ergibt — scheint die gegenseitige Zerstörung am besten bei qualitativer Gleichartigkeit zu gelingen, abgesehen natürlich von so großem quantitativen Kraftübergewicht der einen Partei, daß das Verhältnis der Beschaffenheiten überhaupt gleichgültig wird." [1])

Hier ergibt sich der Mischcharakter des Prozesses dadurch, daß der Zweck ein Gegeneinander ist, das Mittel aber den Zusammenhängen des Miteinander entnommen ist;

3. jemandem die Augen über jemanden öffnen: Zumeist liegt der Fall so, daß A sich B nähert, um Bs günstiges Vorurteil gegen C in peius zu wandeln. (Die Verwandtschaft mit unserem Falle 1 ist deutlich. [Seltener mag A in dieser intimen Aussprache mit B ein ungünstiges Vorurteil des B gegen C zu zerstören suchen. Es entspricht kaum dem Sprachgebrauche, sich in diesem Falle der obigen Redewendung zu bedienen; man spricht dann wohl lieber von „aufklären". Diese Art des „Augen-Öffnens" trägt keinen Mischcharakter, ist aber — überflüssig zu sagen — auch eine Dreierbeziehung]);

4. klatschen: A „verklatscht" B bei C. Die feindliche Handlung des A gegen B ist zugleich eine vertrauliche Annäherung des A an C;

5. rächen: Nämlich jemanden (A) an einem anderen (B) rächen. (Vergelten: nur in dem Sinne: [gleich rächen]: C vergilt die Tat des B an A dadurch, daß er aus Treue gegen A den B schädigt.) (Anders, wenn Gutes mit Gutem vergolten wird, oder wenn nur ein Zweierverhältnis in Frage kommt, also A dem B vergilt, was B dem A getan hat.);

6. die Stellung des tertius gaudens ist soziologisch sehr belangreich: A und B streiten und schaden sich dadurch gegenseitig, während C den Vorteil aus diesem Streite der anderen zieht. (Freilich liegt hier insofern eine Abweichung von unserem Typus der sekundären Mischbeziehungen vor, als zwischen A und B auf der einen und C auf der anderen Seite überhaupt keine [in Handlungen oder Unterlassungen bestehende] Beziehung vorhanden zu sein braucht. Der Fall kann so liegen, daß durch das Verhältnis

[1]) Zitiert nach der 1. Auflage, S. 125.

des Gegeneinander von A und B eine objektive Situation geschaffen wird, die C zu seinen Gunsten ausnutzt. Unserer Einordnung liegt jedoch die Vorstellung einer Situation zugrunde, wobei C auch die Möglichkeit hätte, sich feindlich gegen A oder B oder beide zu verhalten, aber ein friedlich-freundschaftliches Verhältnis, also auch eine bewußt bestehende Beziehung vorzieht) [1]).

Praktisch nicht selten, für die beziehungswissenschaftliche Analyse aber schwierig sind die Fälle, wo in einer sekundären Mischbeziehung eine primäre Mischbeziehung enthalten ist (z. B. ein Mädchen rächt eine Freundin an einem Manne dadurch, daß es mit diesem ein kokettes Spiel treibt).

Zu § 1: a) Bei begrifflich systematischen Untersuchungen, die eine Synthese anstreben, entsteht das Bedürfnis nach Veranschaulichung, die das Verständnis erleichtert. Nur diesem Zwecke dient unsere „Tafel der menschlichen Beziehungen". Wie Quesnay in seinem „tableau économique" (auf freilich zu wenig exakter Grundlage) versucht hat, seine Lehre von der Verteilung des Volkseinkommens zu verdeutlichen, so suchen wir in unserer Tafel in abgekürzter Darstellung die Verteilung des Stroms der sozialen Prozesse zu veranschaulichen.

Wie die Tafel einerseits auf der Deduktion des Begriffs Beziehung (Prozeß) beruht, so gründet sie sich anderseits auf lexikographischen Studien. Der Gedanke, die Soziologie nach Gesichtspunkten eines Wörterbuchs durchzuarbeiten, ist bereits von E. Waxweiler und R. Michels geäußert und seine Ausführung begonnen worden. Emile Waxweiler hat seiner „Esquisse d'une Sociologie" ein lexique sociologique beigefügt, eine von Christian Beck vosgenommene Sammlung von 2200 Wörtern, denen der Verfasser einen soziologischen Sinn beimißt. Die Sammlung war als Versuch beabsichtigt und erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es werden lediglich Verba, Substantiva, Adjektiva alphabetisch angeordnet und ohne Erklärung oder sachliche Gruppierung gegeben. In der an anderer Stelle [2]) gegebenen Würdigung von Waxweilers Werk wird darauf hingewiesen, daß seine Lehre in der Biologie wurzelt. Das zeigt sich auch bei der Auswahl der von Beck aufgeführten Wörter. Waxweiler betrachtete mit Recht ein solches Lexikon nicht nur als ein Nachschlagewerk, sondern als eine Arbeitsbasis für soziologische Forscher. Zur eigentlichen Ausführung des Plans ist er nicht mehr gelangt.

Robert Michels hat einige Monate vor Kriegsbeginn eine Reihe von Forschern aus allen Ländern zur Mitarbeit an einem Handwörterbuch für Soziologie aufgefordert, das bei Veit u. Co. in Leipzig erscheinen sollte. Ein vorläufiges Sach- und Namenregister wurde versandt. Begreiflicherweise hätte es noch der gründlichen Überprüfung bedurft. Der Krieg hat diese Vorarbeiten vernichtet.

Im Oktober 1919 eröffnete ich an der neubegründeten Universität Köln ein soziologisches Seminar, das sich seit Beginn des Sommersemesters 1921 in eine größere allgemeine Abteilung (Unterstufe) und eine kleinere Ober-

[1]) Über die „Kunst des Dritten", die z. B. in der Befolgung des Grundsatzes „divide et impera" bestehen kann, vgl. Simmel, l. c., S. 123 ff.

[2]) Vgl. Kap. I Erläuterung zu § 23.

stufe gliedert. In der Oberstufe nahmen wir lexikographische Übungen auf und untersuchten die Literatur auf alle soziologisch relevanten Wörter. Dabei legte ich folgendes Schema zugrunde:

I. Beziehungswissenschaftliche Ausdrücke:
   a) für soziale Prozesse;
   b) für soziale Gebilde;
   c) für soziale Zustände.
II. Soziopsychologische und psychosoziologische Bezeichnungen.
III. Sozialphilosophische Bezeichnungen:
   a) logische und erkenntnistheoretische;
   b) aus anderen sozialphilosophischen Unterdisziplinen.
IV. Aus anderen Nachbargebieten:
   a) Politik;
   b) Völkerkunde;
   c) Rechtssoziologie;
   d) Biologie;
   e) Sozialökonomik.

Es stellte sich sehr bald heraus, daß die Arbeit viel zu umfangreich war. Trotz weitgehender Arbeitsteilung wären wir erst nach Jahr und Tag mit dem Buchstaben A fertig geworden, zumal da uns manchmal die Analyse eines Wortsinns (besonders der Rubriken II und III) mehrere Stunden lang aufhielt. Ich beschränkte deshalb später unsere gemeinsamen Studien auf die Rubrik I. Aber auch bei dieser nur beziehungswissenschaftlichen Kollektivarbeit kamen wir nur langsam voran, gerade weil sich oft bei der Analyse nur eines einzigen Wortes oder einer einzigen Redewendung so viel lernen und sagen ließ. Um die Mitarbeit der Studierenden rege zu halten, habe ich zwar immer wieder Vorschläge und selbständige Forschungsversuche von Seminarmitgliedern angeregt, gern entgegengenommen und zur Besprechung gestellt; zumeist habe ich aber Ergebnisse meiner eigenen Literaturdurchsuchung mitgeteilt und diskutieren lassen. Diese Aussprachen sind auch für die vorliegende „Tafel" von Wert gewesen. Jedoch sind wir im Oberseminare nur bis zum Buchstaben „H" gelangt.

Sicherlich sind diese Versuche, zunächst einmal den Wortschatz zu sammeln, zu sichten und begrifflich durchzudenken, nur e i n e Teilaufgabe. Soziologie ist nicht Philologie. Aber tut nicht die Akribie des Philologen der Soziologie heute besonders not? Über die Bedeutung der Durchforschung der Sprache für unsere Wissenschaft sagt Waxweiler sehr richtig: „Es ist kaum nötig zu bemerken, daß diese sprachliche Bezeichnung in keinem anderen Zweige der biologischen Wissenschaft vorhanden ist, weil diese im allgemeinen mit dem Studium eines Zustandes von Lebewesen beginnen, der bestand, bevor er seinen Namen empfangen hat. Dagegen gilt für die menschliche Ethologie im allgemeinen: Nahrung, Werkzeuge, Arbeitsverrichtungen oder Kunstschöpfungen, alle äußeren Anpassungen der Menschen an ihre Umgebung zeichnen sich aus demselben Grunde in ihrer Sprache ab. Daß die sozialen Beziehungen hier besonders ihren Ausdruck finden, kommt daher, daß der Mensch vor allem das Tier geworden ist, das sich durch andere seiner Art bildet. So ist durch die Tatsache eines spontanen Mechanismus, der bewirkt, daß das Wort den Gegenstand mit seinem Zeichen zusammenschweißt, der menschliche Sprachschatz eine Art Inventarium vor der Wissenschaft der Soziologie geworden." [1])

---

[1]) Waxweiler l. c. S. 114.

b) Spencer fragt in seinem System der synthetischen Philosophie [1]: Welches ist die Formel für den zeitlichen Zusammenhang der Erscheinungen? Die Antwort lautet: Entwicklung und Auflösung (Evolution und Dissolution) machen die Geschichte jeder wahrnehmbaren Existenz aus. Der Stoff vereinigt sich zu Aggregation (Prozeß der Integration) unter gleichzeitiger Zerstreuung der Bewegung (Differenzierung). Während sich das Aggregat als Ganzes integriert, geht in seinen Teilen der Prozeß der Andersverteilung vor sich. In den „First Principles" kommt Spencer zu folgender Definition: „Entwicklung ist Integration des Stoffes und damit verbundene Zerstreuung der Bewegung, während welcher der Stoff aus einer unbestimmten, unzusammenhängenden Gleichartigkeit in bestimmte, zusammenhängende Ungleichartigkeit übergeht, und während welcher die zurückgehaltene Bewegung eine entsprechende Umformung erfährt" (S. 145). Das gilt für kosmische Prozesse sowie für die von der Psychologie, Biologie und Soziologie zu behandelnden Vorgänge.

c) Ein soziologisches System, das wie das Unsere auf menschlichen Beziehungen schlechtweg beruht, ohne einer besonderen Zwecksetzung den Vorrang zu lassen, sucht — das scheint uns ein Hauptvorzug zu sein — zu vermeiden, was Ross die Herrschaft eines einseitigen sozialen Determinismus nennt [2]. Irgendein bestimmtes Interesse wird dabei für den Lauf der gesellschaftlichen Entwicklung verantwortlich gemacht. Er schreibt: „In dem Augenblick, wo der Staat seine stärkste Bedeutung erreicht, scheint das militärisch-politische Interesse die herrschende Gewalt in der Geschichte zu sein; in dem Augenblick, wo die Religion ihre stärkste Geltung erlangt, erscheint das religiöse Interesse als der Haupteiniger und -spalter der Menschen." In der Gegenwart herrsche der Ökonomismus. — Ross erklärt diesen Wechsel in der Heraushebung eines bestimmten, wechselnden Faktors sehr richtig damit, daß das Verhalten und die Handlungen der Menschen am meisten von dem abhängen, was sie am meisten plagt. („When they worry chiefly about what the Unseen will do to them, the course of society will be must affected by development in the field of religion. When they be awake for fear their property or their lives will be taken, their attitude toward everything will depend on how it is related to the security-furnishing, i. e., the State. When their supreme anxiety is where the next meal is coming from, they will be for everything that promises to promote economic success and against everything which appears to hinder it. As soon as one worry is soothed it ceases to shape the course of history and some other supreme worry takes charge.")

d) Mit dieser Ablehnung des allgemeinen historischen Vorrangs eines bestimmten Interesses fällt für uns auch die marxistische Zweiteilung der gesellschaftlichen Struktur in Ober- und Unterbau und die aus diesem Dualismus folgende Entwicklungstheorie.

Zu § 2: a) Unsere Gegenüberstellung von offenen und maskierten Beziehungen ist nicht zu verwechseln mit der für andere Zwecke vorgenommenen Sonderung Max Webers von offenen und geschlossenen Beziehungen [3]. Danach soll „eine soziale Beziehung nach außen

[1]) Vgl. meine Schrift „Zur Grundlegung der Gesellschaftslehre (eine kritische Untersuchung von Herbert Spencers System der synthetischen Philosophie), Jena 1906.

[2]) Vgl. Ross, Principles S. 57/58.

[3]) Vgl. Max Weber, l. c., S. 23.

‚offen' heißen, wenn und soweit die Teilnahme an dem . . . sozialen Handeln, welches sie konstituiert, nach ihren geltenden Ordnungen niemandem verwehrt wird, der dazu tatsächlich in der Lage und geneigt ist. Dagegen nach außen ‚geschlossen' dann, insoweit und in dem Grade, als ihr Sinngehalt oder ihre geltenden Ordnungen die Teilnahme ausschließen oder beschränken oder an Bedingungen knüpfen". Hier setzen also die Beziehungen Gebilde voraus. Es handelt sich um die Frage nach der Zugänglichkeit der von den Gebilden umfaßten Personenkreise.

b) Ein naheliegendes einfaches Beispiel für Maskierung, zugleich für Unechtheit der (vorgegebenen) Beziehung gewährt das Verhalten des Hochstaplers.

Zu § 4: a) Die Frage, wie ein Mensch beschaffen ist, der ohne menschliche Gemeinschaft aufwächst, ist oft aufgeworfen worden. Barth[1]) sagt: „Es gibt Beispiele, daß Menschen, in früher Kindheit von der Gesellschaft getrennt, körperlich sich normal entwickeln, ihre geistigen Fähigkeiten aber so einbüßten, daß sie, obgleich noch vor der Zeit der Geschlechtsreife in die Gesellschaft zurückversetzt, doch menschliches Denken und menschliche Sprache nicht mehr erlernen konnten. A. Rauber, der die gut bezeugten Fälle solcher Isolierten gesammelt hat, nimmt darum eine dementia ex separatione an." — Ross meint[2]): „The observations upon human beings of ‚wild' upbringing who at various times have been brought among civilized people show them to be characterized by a vegetative type of existence, automatic reactions, unconsciousness of self, inability to learn the use of language, absence of social emotions, and indifference to human companionship. Self-consciousness, the rise of personality, and the ordinary capacity for thought and emotion are impossible without the give-and-take of life in society." (Das scheint uns übertrieben. Wenigstens sind, soviel wir der Literatur entnehmen können, doch Fälle bekannt, wo von „Fehlen sozialer Empfindungen und von Gleichgültigkeit für menschliche Gefährten" nicht gesprochen werden kann. Interessant ist z. B. ein Bericht, der im November 1921 in deutschen Zeitungen zu lesen war[3]): „Das Leopardenkind: Eine Geschichte, die an die Erzählungen Rudyard Kiplings erinnert, wird im Bulletin de l'Asie française auf Grund eines Berichtes, der in der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft von Bombay erstattet wurde, wiedergegeben. In den Kaschar-Bergen hatten Bewohner des Dorfes Dhungi vor fünf Jahren zwei junge Leoparden getötet; darauf war die Mutter der Tiere immer um das Dorf herumgestrichen, bis sie am dritten Tage ein Kind raubte, das von der Familie, während sie zur Arbeit in den Reisfeldern ging, auf dem Boden sitzend zurückgelassen war. Alle Nachforschungen nach dem verlorenen Kinde blieben vergeblich. Erst drei Jahre später erlegten Jäger einen weiblichen Leoparden und fanden, als sie die Spur verfolgten, in dem Lager zwischen den Tatzen zweier jungen Tiere sitzend ein Kind, das die herbeigerufenen Eltern dann als das ihre wiedererkannten und mit sich nahmen. Der Junge war außerordentlich wild, schlug und biß alle Personen, die ihm zu nahe kamen, warf sich sogar auf die Hühner, um sie zu zerreißen und roh zu verzehren. Seine Knie, die Haut seiner Hände und die Fußsohlen waren mit einer dicken schwieligen Haut bedeckt, und die Zehen standen

---

[1]) Vgl. l. c. S. 115 (der 2. Aufl.).

[2]) l. c. S. 96.

[3]) Wir zitieren nach der Kölnischen Volkszeitung Nr. 828 vom 14. XI. 1921.

fast im rechten Winkel. Als der englische Beamte, dem er vorgeführt wurde, ihn sah, war er bereits wieder an das menschliche Leben gewöhnt, ging aufrecht, lief aber immer noch auf allen Vieren. Er aß Reis und Gemüse, schlief in der Hütte seines Vaters und erkannte die Dorfbewohner dank seinem sehr scharf entwickelten Geruch. Dabei war er fast blind; aber diese Blindheit hatte sich nicht durch sein Leben unter den wilden Tieren entwickelt, sondern war augenscheinlich ein Erbteil von seiner Mutter, die am grauen Star litt."

Park und Burgess zitieren[1]) unter der Überschrift „Feral Men" einen Aufsatz von Maurice H. Small: „On some psychical relations of society and solitude" aus dem „pedagogical seminary", VII, Nr. 2 (1900), S. 32—36. Hier werden auch die von Rauber aufgezählten Fälle gegeben.

b) So sehr wir Spanns irrige Hervorhebung eines Gegensatzes von Individualismus und Universalismus und seine einseitig richtende Stellungnahme ablehnen müssen, so gern erkennen wir an, daß seine Einführung des Begriffs der Abgeschiedenheit in der Soziologie von Wert ist. Das Wort selbst entstammt der Mystik und ist von Eckehart geprägt. Spann erklärt [2]): „Geht der Individualismus von der inneren Selbständigkeit und Selbstgenugsamkeit des Ich aus; der Universalismus von dem Schöpferischen geistiger Gegenseitigkeit zwischen Menschen, um die Gesellschaft zu erklären; so vereinigt Abgeschiedenheit in gewissem Sinne Bestandteile beider Auffassungen in sich. Als einsiedlerischer Zustand ähnelt sie, äußerlich gesehen, dem Fürsichsein der Individualisten; ihrer inneren Bedingung nach aber hat sie innigste Verwandtschaft mit dem Universalismus. Der Abgeschiedene sucht und sieht nur eines, nur das göttliche Prinzip, das hinter der Welt steht. Gemeinschaft mit diesem erfühlten Weltgeiste, Gemeinschaft ohne Vermittlung durch Natur oder Seele, unmittelbare Gemeinschaft mit dem Göttlichen selbst — das ist das Wesen der Abgeschiedenheit."

In der Beziehungslehre interessiert die Abgeschiedenheit nur in ihren Einflüssen auf das zwischenmenschliche Verhältnis, also einmal als besondere Art von Einsamkeit, ferner dadurch, daß sich Menschen, die abgeschieden leben (leben wollen oder gelebt haben), anders mit Menschen verbinden als gesellige. Der Inhalt der Gedanken und Gefühle abgeschiedener Menschen ist als solcher kein Gegenstand der Soziologie.

c) Unsere obige Untersuchung der Isoliertheit verbindet, unserer Aufgabe gemäß, die tatsächliche Betrachtung des Zustandes mit der funktionellen. Es war auch zu zeigen, was die Einsamkeit für den Vergesellschaftungsprozeß zu leisten vermag.

d) Aus der Literatur über Einsamkeit seien hier drei Werke genannt, die zu den in Fußnoten oben angeführten von Garve, Guyau, Landsberg, Ross, Scheler, Schmalenbach, Simmel und Strasser hinzuzufügen sind; nämlich:

Karl Jaspers, Psychologie der Weltanschauungen (Berlin 1919, J. Springer), besonders in Teil C I,2: Der Geist zwischen Vereinzelung und Allgemeinheit, S. 335 ff. und

Eduard Spranger, Lebensformen; Halle 1921, besonders 2. Abschnitt: Die idealen Grundtypen der Individualität, S. 107 ff.

Rudolf Maria Holzapfel, Panideal; Jena 1923, besonders Erster Teil: Einsamkeit, S. 7 ff.

e) Das meiste, was oben in § 4 über Isoliertheit steht, war von mir vor diesem Buche für Schelers Sammelwerk über Soziologie des Erkennens

---

[1]) l. c. S. 239 ff.

[2]) Spann, l. c., S. 184 der zweiten Auflage.

unter dem Titel „Einsamkeit und Geselligkeit als Bedingungen der Mehrung des Wissens" geschrieben. Da sich im gegenwärtigen Augenblicke noch nicht sagen läßt, ob dieses Sammelwerk früher als dieses Buch erscheinen wird, möchte ich auf den erwähnten zeitlichen Zusammenhang meiner Arbeiten hier besonders aufmerksam machen.

Zu § 5: a) Indem wir uns Mc Dougalls Lehre von den (genannten) Elementarinstinkten zu eigen machen, lehnen wir Giddings' Theorie ab, daß es eine besondere Geistesverfassung des Artbewußtseins (consciousness of kind) als Instinkt gibt. Nach Giddings handle es sich dabei um einen Bewußtseinszustand, in dem irgendein Wesen, mag es hoch oder niedrig auf der Stufenleiter des Lebens stehen, ein anderes bewußtes Wesen als zu derselben Art gehörig anerkennt, zu der es selbst gehört. Das Consciousness of kind scheide das Belebte vom Unbelebten. — Was die (von der Biologie zu untersuchende) Reaktion von Wesen auf Wesen derselben Art betrifft, so scheint uns Waxweiler mit seiner bereits erwähnten Lehre von der sozialen Affinität das Richtige getroffen zu haben. Mac Dougalls „gregarious instinct" bedarf in dieser Richtung der Vertiefung und Vervollständigung nach der physiologischen Seite. Waxweiler sagt gegen Giddings: „Il est visible que l'impression d'identité de réaction est consecutive à l'affinité sociale, et que celle-ci peut exister sans celle-là [1]).

b) Oppenheimer erwähnt in der „Allgemeinen Soziologie" sein Gesetz der Strömungen [2]). Er hat es so formuliert: „Die Menschen strömen vom Orte des höheren sozialen und wirtschaftlichen Druckes zum Orte des geringeren sozialen und wirtschaftlichen Druckes auf der Linie des geringsten Widerstandes." In der Gebildelehre werden wir darauf zurückkommen.

§ 6: Über die Unmöglichkeit völliger Unabhängigkeit unseres Urteils schrieb ich in meinem Aufsatze „Die Psychologie der Reklame" in der Festschrift zur Feier des 50 jährigen Bestehens der Annoncenexpedition Rudolf Mosse, Berlin 1917 (nicht im Buchhandel): „Dabei darf man nicht übersehen, daß Menschen, die auf allen Lebensgebieten in ihrem Urteile völlig selbständig bleiben, nicht existenzfähig wären. Sie würden als Narren zugrunde gehen. Vielmehr gehört jeder von uns irgendwo zu den Passiven; gewiß: mit Gradunterschieden. Der gebildete, nach Klarheit und innerer Unabhängigkeit strebende Mensch wird, wenn er Wert darauf legt, nicht bloß in einem Teilabschnitte des Daseins vollwertig zu sein, niemals sein selbständiges Urteil ganz ausschalten wollen; aber er wird auch bald einsehen, daß ihn schon die unerläßliche Zeitökonomie dazu zwingt, sich hier und da besseren Sachkennern zu fügen. Gerade wer in Fragen der Religion, Ethik oder Lebenskunst ein Eigner bleiben will, wird sich in Alltäglichkeiten vielfach leiten lassen müssen."

Zu § 7: a) Das meiste, was oben über das Leid steht, habe ich bereits in der „Neuen Rundschau", 10. Heft, XXI. Jahrgang (Oktober 1920) unter dem Titel „Zur Soziologie der Leiden" veröffentlicht.

b) In Müller-Lyers obengenannter Schrift, die originell Geschautes mit seltsam trivialen Gemeinplätzen vereint, ist der Begriff der Soziologie der Leiden immer so aufgefaßt, daß in ihr lediglich der soziale Ursprung für die individuellen Leiden aufzusuchen ist. Blum aber geht weiter und erklärt: „Das Leiden des Individuums ist die Form des gesellschaftlichen Übels."

---

[1]) Vgl. Waxweiler, l. c., S. 56.

[2]) Vgl. S. 282.

Das ist gewiß ein viel tieferer, aber auch in seinem Gehalte an Mystik viel anfechtbarerer Gedanke. Gibt es „gesellschaftliche Übel", die in der Form des persönlichen Leides spürbar werden, und ist alles Menschenleid nichts als die Empfindung der Zelle am großen, einheitlichen und lebendigen Körper der Gesellschaft? Kann die Gesellschaft insgesamt erkranken? Ist das individuelle Leid nur ein Teilschmerz im allgemeinen Übel? — Nein.

Es gibt gemeinsame Schicksale und Zustände von Völkern, Rassen, Familien, die man in Analogie zu den Krankheiten setzen kann. Das deutsche Volk etwa leidet heute insgesamt, und das allgemeine Übel äußert sich in einer furchtbaren Fülle individueller Nöte. Sicherlich sind viele — aber nicht alle — Leiden deutscher Menschen in der Gegenwart Formen des allgemeinen Übels von Krieg und Niederlage.

Aber wie weit kann man in dieser Auffassung des Menschenleides als eines Allgemeinzustandes gehen, der nicht nur in allen Zellen des „Gesellschaftsleibes" gleichmäßig, sondern lediglich in den besonders dazu disponierten Einzelmenschen spürbar wird? Uns will scheinen, als ob die unbefangene Beobachtung des Lebens lehrt, daß sie nur bis zu einem gewissen Grade Geltung beanspruchen kann.

c) Die Idee, eine Pathologie der Gesellschaft zu geben, ist nicht neu; Paul von Lilienfeld hat sich schon in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ausgiebig darin versucht. Zumeist aber ist es bei ihm und anderen „Organizisten" bei fragwürdigen Analogien zwischen Erscheinungen am Menschenleibe und im Volks- und Staatsleben geblieben. Neuerdings ist es besonders beliebt, über die Krebserkrankungen der Gesellschaft dicke Bücher zu schreiben. Je mehr man freilich dem Einzelmenschen wahre selbständige Existenz zugunsten der Gesellschaft abspricht, desto mehr kommt man dazu, zu behaupten: Nicht du und ich, sondern nur die Gesellschaft leidet.

Drittes Kapitel.

Die Kontakte unter den Menschen.

§ 1. Die Stellung der Soziologie zu den Kontakten.

Alle Beziehungen des Zu- und Miteinander beginnen mit Kontakten (Berührungen im weiteren Sinne des Wortes). Wir fassen die Kontakte noch nicht als Beziehungen selbst auf, sondern nur als Vorgänge, die unter Umständen Beziehungen schaffen. Sie gelten uns als Auslöser von Interaktionen, als Erscheinungen von verhältnismäßig kurzer Dauer, die gegenüber den Vorgängen der Annäherung noch nicht deutlich die Absicht des Zueinander von seiten einer der sich begegnenden Parteien (oder aller beider) enthalten. Kontakte können schnell erlöschen wie plötzlich aufleuchtende Funken; dem Augenblicke der Begegnung kann die Ewigkeit des Fernseins folgen, und das Vergessen legt bisweilen seine verhüllende Decke über das Geschehen der Berührung. Manchmal löst auch die Berührung das Gegeneinander, Feindseligkeit oder Fremdheitsbewußtsein aus, so daß wir zwar die Kontakte als Voraussetzungen der Assoziation ansehen müssen, aber nicht auch die Assoziation als notwendig einzige Folge von Kontakten. Nicht nur neue Beziehungen werden durch sie eingeleitet, sondern auch bereits bestehende umgewandelt, verstärkt, vermindert oder beseitigt.

Die Kontakte sind körperliche oder seelische oder körperlich-seelisehe Tatsachen; sie sind Gegenstände der psychologischen, speziell der soziopsychologischen Forschung. In den Untersuchungen über sie knüpft die Soziologie deutlich an die Seelenkunde (und an die Physiologie, z. B. an die Neurologie) an. Sie sind uns unter einem bestimmten Gesichtspunkte belangreich: Nicht handelt es sich in diesem Grenzgebiete vom Standpunkte der Beziehungslehre um ein gründliches Erfassen des Vorgangs des Kontakts am (und im) Körper oder in der Seele des einzelnen Menschen; sondern er fesselt uns als verbindendes Glied zwischen dem soziologisch wesentlichen Zustande der Einsamkeit und den Assoziationsvorgängen. Unsere Frage ist: Was beseitigen die Kontakte, wozu führen sie?

Eine deutliche Grenze vom Kontakte zur Annäherung, dem Primärstadium der eigentlichen Beziehungen der Assoziation ist nicht zu ziehen möglich. Ein Dankeswort oder eine Frage etwa kann ein bloßer Kontakt sein; sie können aber schon eine Beziehung des Zueinander enthalten. Manche dehnen den Begriff des Kontakts sehr weit und vermengen ihn mit unseren A-Beziehungen. So wird Nachahmung bisweilen als Kontakt bezeichnet. Sicherlich wird im täglichen Leben das Wort Nachahmung auch auf Vorgänge des Nachahmens, Kopierens angewendet, die mit Annäherungsabsichten nichts gemein haben, ja ihnen entgegen gerichtet sein können. Wenn ein Schüler hinter dem Rücken des Lehrers dessen Gesten karrikiert, um die Mitschüler zu belustigen, so handelt es sich, soweit Lehrer und Schüler in Frage kommen, in der Regel eher um Opposition, also um eine B-Beziehung; psychologisch betrachtet: um einen Primärkontakt. Aber der soziologische Begriff der Nachahmung umfaßt dieses Nachahmen nicht mit; er ist, wie noch zu zeigen sein wird, anderer Art. § 2. Kontakt und Beziehung.

Wir suchen, wie gesagt, Kontakt und Annäherung möglichst voneinander zu sondern. (Kontakt und Konnex sind nicht dasselbe.) In der Regel ist eine Mehrzahl und vor allem Wiederholung, ja Häufung von Berührungen notwendig, um Assoziation zu schaffen. Es wird zu zeigen sein, wie der Lauf der Beziehungen in vielen Fällen den Weg von häufigen (oft von außen oder durch die Umstände aufgenötigten) Kontakten über Duldung zum Kompromiß und schließlich zur Annäherung nimmt. Aber es gibt primäre Kontakte, die mit Elementarkraft Pol mit Pol verbinden und unter Überspringen aller Zwischenglieder sogleich zur Vereinigung führen, wenn nicht unüberwindliche Hemmnisse im Wege stehen (so bei manchen erotischen Beziehungen).

Zwischen Isoliertheit und Kontakt besteht kein absoluter, sondern nur ein Gradunterschied. Kontakte schaffen Verbindungen und beenden damit den Zustand (theoretisch angenommener) völliger Abgeschlossenheit. Aber sie beseitigen immer nur einige Teile des Zustands von Allein-Sein, sie heben nicht die Isoliertheit total auf. Ja, nicht selten bringen sie erst Vorstellungen und Gefühle von Einsamkeit recht zum Bewußtsein. In jedem Verkehrsverhältnisse von Mensch zu Mensch ist wesentlich, *worin* man miteinander in Kontakt, *worin* isoliert ist. § 3. Kontakt und Isoliertheit.

Man setzt sich etwa in einem Kaffeehause an einen Tisch, an dem andere Menschen bereits Platz haben. Kontakte entstehen; zugleich aber werden in der Regel Fremdheiten bleiben, die oft grotesk, peinlich oder schmerzlich sind. Seltsam sind die Kontakte

zwischen Menschen, die sich begegnen, sich aber aus Unkenntnis der Sprache nicht verständigen können. Oft habe ich mich auf einer Reise in Indien in möglichste Nähe von Eingeborenengruppen gestellt, die sich lebhaft in ihrer, mir gänzlich unverständlichen Sprache unterhielten. Meine Ohren und Augen gaben sich jeder mir möglichen Wahrnehmung hin, und die braunen Leute sahen mich gleichfalls. Mir wollte es scheinen, als ob ich aus Gebärden und Lauten manches erfuhr, was mir vielleicht beim Lauschen auf den Inhalt gesprochener Sätze entgangen wäre, als ob also der Mangel des Sprachkontakts durch andere Berührungen der Sinne in mancher Hinsicht mehr als ersetzt würde. Ich verstand nicht den materiellen Inhalt ihrer Worte, aber vielleicht dafür einiges davon, wie die Menschen es meinten, weil mein liebevoll erschlossener Wille zum seelischen Kontakte eine wortlose Intimität schuf. Gibt es nicht ein beredtes Schweigen, und gibt es nicht Geschwätz, das Abgründe zwischen Menschen legt?

§ 4. Distanz. Die Arten zwischenmenschlicher Berührungen, ihre Häufigkeit und Nachhaltigkeit beeinflussen in hervorragendem Grade das menschliche Verhalten. Die Kontakte sind dabei nicht nur Vorgänge zwischen Einzelmenschen; sondern zwischen Gebilden bestehen analoge Berührungen. Gruppenkontakte beschäftigen nicht minder unsere Aufmerksamkeit als einzelmenschliche.

Auf den ersten Blick mag es angemessen erscheinen, wenn wir ebenso, wie wir die Kontakte als Voraussetzungen der Assoziation erfassen, die Lehre von den Beziehungen des Auseinander durch die Theorie der D i s t a n z (und Distanzierung) einleiteten. Indessen ist Distanz entweder als bloßer Begriff des Fernseins, der Berührungslosigkeit soziologisch irrelevant oder (im Sinne von: Fern h a l t e n , Nicht-Zu-Nahe-Kommen-Lassen) eine Unterart des Kontaktes, die freilich sehr wesentlich ist [1]). Ein Abstand: „zehn Schritt vom Leibe" ist auch ein Kontakt, wenn auch negativ bestimmt. Gerade die mit Distanz verknüpften Berührungen können zu nachhaltigen Annäherungen führen, bisweilen freilich Opposition und Konflikt wecken. Nietzsches „Pathos der Distanz" ist eine soziale Kraft, deren Wirkungen zu untersuchen reizvoll wäre.

Kontakte, die sich häufen oder eintönig wiederholen, können Wirkungen zeitigen, die den Folgen der anfänglichen Berührungen gerade entgegengesetzt sind. Haben die ersten Kontakte Anziehung und Interesse gezeitigt, so können die Wiederholungen abstoßend wirken, und umgekehrt.

---

[1]) Vgl. jedoch Kap. VI, § 2.

Wir unterscheiden: §5. Arten von Kontakten.

I. Primäre und sekundäre Kontakte. Jene sind Nahkontakte, durch die Sinne unmittelbar vermittelte Berührungen, also Kontakte durch den Tastsinn (eigentliche Berührungen), von Angesicht zu Angesicht (durch das Auge), durch Sprechen, Hören, Riechen. Die sekundären sind Fernkontakte (über größere Entfernungen wirkende).

II. Verwandt, aber nicht identisch damit ist die Gegenüberstellung von physischen und psychischen Kontakten. (Ein Nahkontakt wird in der Regel zugleich eine physische und eine psychische Berührung sein.)

III. Freiwillige und unfreiwillige und

IV. sympathetische und kategorische Kontakte.

Zunächst steht der Mensch mit dem Gegenwärtigen und Anwesenden in physischem Kontakt. Sinnliche Wahrnehmung ist die Voraussetzung. Der Tastsinn, als der elementare, ursprüngliche Sinn, aus dem sich die anderen Sinne erst entwickelt haben, veranlaßt das Bewußtsein der eigentlichen Berührung. Wir brauchen hier nicht viele Worte zu machen, um die unausschöpfliche Bedeutung, die die durch die Haut vermittelten Kontakte für die menschlichen Beziehungen haben, hervorzuheben. Das Streicheln und Küssen, der Händedruck, der Backenstreich, der Stoß mit dem Fuße, das „Anrempeln", aber auch die leise, wie unabsichtliche Berührung des Gewandes können die (eine lange Kette von Beziehungen eröffnenden) Primärtatsachen sein oder schon vorhandenen Zusammenhängen von Menschen eine neue oder verstärkte Richtung geben. §6. Physische Kontakte.

Wenn sich tröstend und beschwichtigend eine liebe Hand auf eine fiebernde Stirn legt, wenn sich beim Abschiede noch einmal zwei Hände zueinander finden, sind diese Berührungen Symbole des Miteinander. Die Mißhandlungen mit Faust und Fuß sind der brutale konkrete Ausdruck derber Konflikte. Der enge Zusammenhang von Seele und Leib, die Abhängigkeit des Lebensgefühls von den Nerven, die von keinem Spiritualismus hinwegzudiskutierende Körperlichkeit unserer Menschennatur zeigen sich in der Herrschaft der physischen Kontakte. Wir wollen greifen und fühlen, was wir lieben; wir wollen züchtigen, was wir hassen. Die Hand ist nicht nur als Vorbild des Werkzeugs der Ausgangspunkt der Menschheitsgeschichte; sie ist das letzte Symbol des Zu- und Auseinander.

Und dann der Blick! Sich von Angesicht zu Angesicht zu begegnen, ist die vorletzte, oft tatsächlich die letzte Stufe eines physischen Kontakts. Welche Gewalt über die Seele hat die Stimme,

welche — nicht selten verhängnisvolle — Bedeutung der Geruchssinn. Der Glaube an den Rassengeruch (Negergeruch, Chinesengeruch usw.) und die Stützung des Rassengegensatzes auf diese Behauptung spielt eine sehr verhängnisvolle Rolle in den sozialen Verhältnissen der Völker. (Ich schrieb gelegentlich darüber: „Es handelt sich hierbei nur um einen äußersten Fall der bekannten Erscheinung, daß man den Widerwillen gegen den aus Rassen- oder Nationalvorurteil Unbeliebten dadurch schüren und vertiefen will, daß man ihn für dreckig erklärt. Kaum jemals liegen solchen Beschimpfungen wirkliche Beobachtungen über physische Unsauberkeit zugrunde. Der Kausalzusammenhang liegt nicht so: die Leute sind schmutzig; deshalb verachte ich sie; sondern: ich nenne sie schmutzig, weil ich sie verachte.")

§ 7. Anziehung und Abstofsung.

Der Kontakt durch Auge, Ohr und Geruch geht nicht selten dem Kontakte durch den Tastsinn voraus. Es mag den Physiologen und Psychologen zur Entscheidung überlassen bleiben, ob sie außerdem eine physische Anziehungskraft unterscheiden wollen, die unabhängig von der Sinneswahrnehmung besteht, und die sich deren nur als Werkzeug bedient. Es muß der Begriff Kontakt eine Fülle von Unterarten von Berührungen zusammenfassen, die untereinander in sehr verschiedenen Einwirkungsbeziehungen stehen können. Eine Kontaktart wirkt stets auslösend oder auslöschend auf andere Arten.

Wir werden Anziehung und Abstoßung (besser Angezogen- und Abgestoßen-Sein) als Primärkontakte ansehen müssen, deren Verhältnis zu den sinnlichen Wahrnehmungen hier nur kurz gestreift werden kann. Es sind seelische Vorgänge, welche die Wahrnehmungen ebenso begleiten, leiten und verleiten, wie sie von diesen beeinflußt werden. Der Kausalzusammenhang ist oft recht verwickelt. Nehmen wir einige einfache Grundverhältnisse: A fühlt sich zu B erotisch hingezogen; das Verlangen B physisch zu berühren entsteht. Hier geht die Attraktion dem Willen zum physischen Kontakte und damit unter Umständen der Ausführung der Berührung voraus. — Oder aber A kommt unbeabsichtigt mit B in physischen Kontakt. Die Folge mag das Gefühl der erotischen Angezogenheit sein. Die Attraktion ergibt sich erst aus dem körperlichen Kontakte.

Uns beschäftigen die physischen Kontakte allein wegen ihres Zusammenhanges mit Attraktion und Repulsion. Was geschieht, wenn sich zwei Fremde begegnen? Völlige Gleichgültigkeit ist selten; die Regel: ein (oft nur geringes) Maß von Interessiertheit, das teilweise durch die äußeren Umstände, teilweise durch das Verhalten und die Eigenschaften beider Menschen bestimmt

wird; bisweilen ist diese Interessiertheit zur Erregtheit gesteigert. (Wenn man z. B. unter Liebe Hinneigung, Verliebtheit oder Wollust versteht, so ist Liebe „auf den ersten Blick" durchaus nicht bloß, wie behauptet worden ist, eine Romanphrase, sondern von manchen Menschen erlebte Wirklichkeit.)

§ 8. Sympathetische und kategorische Kontakte.

Wir können als den einen Typus des Regelfalles annehmen, daß wenn sich zwei (oder mehr) Menschen begegnen und die Aufmerksamkeit nicht durch Drittes beansprucht ist, sehr schnell — oft in Teilen von Sekunden — Anziehung oder Abstoßung entsteht. Small sagt: „Each is a magnet acting upon the rest." Im Falle der Attraktion entsteht das Gefühl, daß man sich besser befinden würde, wenn man in eine (je nach dem Einzelfall verschiedene) Verbindung zu dem anderen Menschen träte, als wenn man allein bliebe. Worauf diese Einflüsse von Mensch zu Mensch beruhen, woran sie orientiert sind, ist bisher noch gänzlich ungeklärt. Wir gebrauchen Bilder wie Fluidum, magnetische Strahlung; aber sie erklären nichts. (Die erotische Anziehung bei Begegnungen Fremder kann z. B. auch nicht auf Gefühle für das Schöne, die in einem Zusammenhange mit den persönlichen Geschmacksurteilen ständen, zurückgeführt oder zum mindesten nicht allein damit erklärt werden; vielmehr ist diese Anziehung viel elementarer und steht nicht selten zu dem Schönheitsempfinden in Widerspruch.) Wieweit Instinkt gewordene Erinnerungen, Gefühlsverdrängungen und Ähnliches dabei mitspielen, muß dahingestellt bleiben. Die Energie, mit der sich die Attraktion äußert, ist sehr verschieden. Oft dringt sie nicht voll in das Bewußtsein oder wird sogleich gefälscht, umgedeutet oder zersetzt.

Von der Abstoßung läßt sich dasselbe sagen. Die unerklärliche Abneigung, die bisweilen bei Begegnungen in uns aufsteigt, ohne daß sie der Verstand zu begründen vermöchte, der sich ihr sogar nicht selten entgegenstellt, muß von uns hier als Tatsache hingenommen werden, die manchmal auf einem recht verwickelten Kausalnexus, manchmal aber auf einfachen, ursprünglichen Gesetzen des Seelenlebens beruhen mag.

Uns ist die Geschwindigkeit der Reaktion unseres Gefühles auf die Wahrnehmung der anderen Person besonders wichtig. N. S. Shaler [1]) sagt darüber sehr richtig: „Wenn wir beobachten, was bei solchen Begegnungen geschieht, sehen wir, daß die innere Handlung in ihrer Unmittelbarkeit der der Augenlider gleich ist, wenn das Auge bedroht ist. Sie ist geschehen, bevor wir es wissen."

Aber nicht immer ist das Gefühl der Attraktion oder Repulsion

[1]) Vgl. N. S. Shaler, The Neighbor, 1904, S. 207 ff.

rege. Oft tangiert der in unseren Wahrnehmungskreis Tretende nicht das (bei vielen Menschen beständig vibrierende) Verlangen nach dem anderen oder seine Furcht vor dem anderen (den Instinkt zu fliehen oder den Instinkt der Neugier). Bisweilen reagieren wir objektiver; unser Verstand, unser Orientierungsverlangen ist reger als das Gefühl der Sympathie oder Apathie. Wir schätzen den Fremden ein, ordnen ihn einer Gruppe zu. Seine soziale Zugehörigkeit zu einer Klasse, einem Stande, einem Stamm, einer Rasse usw. wird von uns, den Beobachtern, zunächst vorgenommen.

Es handelt sich hier (nach Shalers Terminologie) um einen kategorischen Kontakt, während in den erstgenannten Fällen der mehr gefühlsmäßigen Aktion (Attraktion und Repulsion) der Fremde von uns in Beziehung zu unserem Subjekte, also unserem Geschmacke, unseren Neigungen, Sehnsüchten und unseren persönlichen Erlebnissen gestellt wird. Hier ist ein sympathetischer Kontakt (positiv oder negativ) gegeben. Ererbte und erlebte Zusammenhänge sind dabei wirksam.

Wir fragen weiter: Was entsteht bei näherem Kennenlernen, wenn der Kontakt zum Konnex wird und die Beziehung beginnt? Nicht selten erleben wir ein Umschlagen oder ein allmähliches Abbiegen unserer Einstellung vom Sympathetischen zum Kategorischen oder vom Kategorischen zum Sympathetischen. Wir haben etwa den Fremden nach konventionellen, oft oberflächlichen und irreführenden Anzeichen zunächst einer sozialen Kategorie eingeordnet. Wir glaubten am Anzuge, der Haltung, dem Benehmen zu erkennen: das ist eine vornehme Dame, ein Marktweib, eine Stenotypistin, ein Beamter, ein Offizier in Zivil, ein neuer Reicher, ein Spion. Unser Verstand gab diese Antwort; eine Parteinahme des Gefühls wurde erst indirekt durch die Einordnung und nach ihr vermittelt. Zum Begehren oder Meiden fühlten wir uns nicht angeregt. Oder aber die erste Begegnung schuf jene allgemein menschliche, ichbezogene, psycho-physische Reaktion, wobei es unserem Gefühle nicht entsprach, soziale (d. h. in diesem Falle: an ein Gebilde gebundene) Zugehörigkeiten zu konstruieren. Nennen wir diese die individuell-intime, jene die „gesellschaftliche“ Reaktion, so können wir nicht selten bei längerer Fortdauer des Kontakts und der Anbahnung der Beziehung die Beobachtung an uns machen, daß sich die individuell-intime Reaktion zugunsten der gesellschaftlichen und diese in der Richtung auf jene abschwächt. Zuerst gefiel oder mißfiel uns der Fremde als Mensch. Das erzeugte ein Interesse, das zu seiner Erklärung den Verstand rege machte, der die Erscheinung in den Rubriken der „Gesellschaft“ einzuordnen unternimmt. Das Ergebnis kann darin bestehen, daß

die etwa vorhandene anfängliche Erregtheit zu einem lauen Interesse nicht mehr am Einzelmenschen, sondern am Typus gewandelt wird. Oder aber aus der anfänglichen Einordnung des hinzugetretenen Beamten oder neuen Reichen entwickelt sich eine menschliche Teilnahme an diesem Beamten oder diesem neuen Reichen. Nicht selten schafft das zweite Stadium des Kontakts ein Schwanken zwischen Attraktion und Repulsion. Nehmen wir an, der erste Eindruck war gefühlsmäßiges Angezogensein, so kann die danach einsetzende kategoriale Einschätzung Tendenzen zur Repulsion erzeugen, die nun mit den ursprünglichen Gefühlseinstellungen ringen. Das letzte und die Beziehung begründende Stadium kann schließlich eine vorläufig (mehr oder weniger klar) bestehende Entscheidung zur positiv sympathetischen oder antipathischen Stellung enthalten.

Nicht in eine Formel zu bringen sind die Wirkungen von Wiederholungen der Kontakte. Sie können bisweilen den anfänglichen Eindruck verstärken; bisweilen aber führen sie den Umschwung ins Gegenteil herbei. Die Häufigkeit, die äußeren Umstände, die Ungewöhnlichkeit oder Hergebrachtheit der Kontaktart, die Individualitäten sind dabei maßgebend. Enttäuschung (positive und negative), aber auch Bestätigung und Festigung der primären Stellungnahme können eintreten.

§ 9. Beispiele von Primärkontakten.

Werfen wir einen Blick auf die Beispiele von Primärkontakten, die unsere „Tafel" enthält:

a) Anblicken und Anblinzeln sind Nahkontakte des Auges, denen in der Regel innere Einstellungen zum anderen Menschen vorausgegangen sind.

b) Von Anstecken reden wir, wenn durch Wahrnehmungen Verbindungen zwischen Menschen herbeigeführt werden, die zur Wiederholung des am anderen wahrgenommenen Vorgangs nötigen. So kann Lachen, Weinen, Niesen, Gähnen, Schreien „anstecken". Oft braucht trotz des (bisweilen) grotesken Nachahmens eine eigentliche Beziehung aus dem Kontakte nicht hervorzugehen; aber die Ansteckung kann in anderen Fällen zu einer „Angestecktheit" führen, die wir als Angleichung, wenn auch oft unbeabsichtigte, durch die Umstände erzwungene Angleichung ansehen müssen [1]).

c) Ausfragen braucht noch keine Beziehung zu sein. Wir denken, wenn wir den Vorgang nur als Kontakt ansprechen, an jene Fälle, wo erst aus Interview, Auskunft-Suchen und -Geben, Vernehmung usw. die Beziehung folgt und der Vorgang des Fragens

[1]) In der Tafel haben wir deshalb hinter „anstecken" den Hinweis Ac geschrieben, weil dieser über den Kontakt hinausragende Begriff der Angestecktheit unter „Angleichung" als A-Beziehung erscheint.

und Antwortens erst Ergebnisse zeitigen soll, die beziehungsmächtig wichtig sind.

d) Begrüßen, Bekanntschaft-Machen und Besuchen sind klare Fälle von Primärkontakten. Desgleichen

e) Fühlung-Nehmen, wobei die Willensentscheidung zur Annäherung das Merkmal des Kontakts bildet.

f) Reagieren ist der allgemeine Vorgang, und zwar in der engeren Umgrenzung gleich: auf Begegnung mit anderen Menschen reagieren.

Vierkandt [1]) erwähnt den Vorgang der „feinfühligen Reaktion" in dem § 14, der die „Tatsachen der Sympathie" eingehend behandelt. Hier heißt es u. a.: „Der Mechanismus der Übertragung ist am einleuchtendsten beim unmittelbaren leiblichen Kontakt. In dieser Weise erlebt das Pferd die innere Verfassung seines Reiters und wird von seiner Sicherheit oder Unsicherheit beeinflußt. Lehrreich ist der folgende Vorfall, den mir ein Arzt erzählte: Ein Nahrungsmittel für seinen Säugling war ausgegangen. Es wurde ersetzt durch ein Präparat, das genau ebenso beschaffen war und daher genau ebenso wirken mußte. Als die Mutter dann dem Säugling auf ihrem Arm die Speise anbot, verweigerte dieser die Annahme. Als der Vater darauf seinerseits das nämliche tat, nahm er die Nahrung an. Die Unruhe der Mutter, die den Ersatz nicht für vollwertig hielt, hatte sich ihm ebenso mitgeteilt wie die Ruhe des Vaters, der über diesen Punkt völlig beruhigt war. — Bei vielen Naturvölkern werden bekanntlich die Kinder jahrelang von der Mutter auf dem Rücken getragen: vermutlich wird dadurch der Kontakt zwischen beiden Teilen enger und das ganze Verhältnis zwischen ihnen im Sinne der inneren Wärme günstig beeinflußt." Die Reaktion kann z. B. in Gefallen-Finden und -Nehmen oder darin bestehen, daß Rivalitäts- und Feindseligkeitsgefühl wach werden, die dazu führen, daß man den anderen „mit den Augen mißt".

g) Zahllos sind die Kontakte, die im Lachen bestehen. Der Umstand, daß wir das Erröten eines anderen wahrnehmen, schafft Kontakte. Man könnte einwenden, daß Lachen und Erröten noch nicht selbst Kontakte sind, sondern nur als Ursachen für sie in Betracht kommen. Indessen handelt es sich für uns nicht um die psychologische Zergliederung des Vorganges, als lediglich darum, daß Verbindungen zwischen Menschen in diesen Vorgängen ihren Ausdruck finden. In der Tat kann der Fall so liegen, daß A lacht, B, der es hört, auf A aufmerksam wird und erst dieses

---

[1]) Vgl. Vierkandt, l. c. S. 115.

Aufmerken den Kontakt bildet; aber auch der Fall beschäftigt uns, wo das Lachen des A der äußere Ausdruck der Wahrnehmung des B ist (oder des Bewußtseins, von B wahrgenommen zu werden).

h) Küssen und andere Kontakte der Zärtlichkeiten sind in der Sexualsoziologie näher zu behandeln.

Ein weites Aufgabenfeld liegt vor dem Forscher, der die mannigfachen durch die Sprache vermittelten Kontakte untersucht. Sie geben Grenzfragen der Phonetik, Philologie und Soziologie auf. Das Geplauder, die Konversation, die Diskussion, die Wechselrede, das Geschwätz sind Beispiele von Themen der Soziopsychologie.

i) Suggestion und Hypnose bis zu den Phänomenen des Okkultismus, der vorgibt, Kontakte mit „Geistern" zu schaffen, interessieren den Beziehungsforscher nicht minder als den Psychologen.

k) Emotionalisieren und Intellektualisieren soll heißen: Gefühle oder Gedanken in anderen Menschen rege machen, wobei die beiden Vorgänge teilweise als gegensätzliche Vorgänge gedacht sind.

l) Daß die Arbeit des porträtierenden Malers oder Bildhauers Kontakte durch das Auge schafft, ist nicht so selbstverständlich, wie es zunächst scheinen mag; denn diese Kontakte von Mensch zu Mensch stehen nicht selten völlig zurück hinter der Hingabe des Künstlers an sein Werk. Aber das im Einzelfalle beziehungswissenschaftlich Erforschenswerte kann gerade in diesem Gegensatze der Hingabe des Bildners an seine Schöpfung zum Interesse an der Person des Modells bestehen. Die Frage ist dann: Ist ein zwischenmenschlicher Kontakt vorhanden? Welche Beziehungsmöglichkeiten enthält er?

m) Wieviele Kontakte werden aus Neugier gesucht und geknüpft? Die Frage ist: Weisen diese Berührungen andere Tendenzen der Dauer und Gradstärke auf als mehr persönlich gefärbte, sympathetischere Berührungen?

n) Alle Reklame fordert Kontakte heraus. Welch ein unerschöpfliches Thema der Soziopsychologie!

o) Es bleiben von unseren (nicht im entferntesten den Gegenstand erschöpfenden) Beispielen Spiel, Scherz und Spaß; vor allem die Kontakte des Tanzes. Wir müssen der Versuchung widerstehen, den zahlreichen Einflüssen der durch Tanz geschaffenen Kontakte auf Mensch und Gruppe in diesem Zusammenhange hier nachzugehen. Die Sexual-, die Religions-, die Kunstsoziologie, die Geschichte der Arbeit, der Gegensatz von primitiver und sogenannter höherer Kultur finden hier Anknüpfungspunkte in großer Zahl. Der die Menschen verbindende

gleiche Rhythmus der Bewegungen beim Tanze von zwei und mehr Personen kann bis zur Aufhebung des Individuationsbewußtseins führen. E. Grosse [1]) hat gezeigt, daß bei den Jägervölkern (nur bei ihnen?) in der Tanzeshitze die einzelnen Tänzer gleichsam zu einem Wesen verschmolzen werden, das von einem Gefühl erregt und bewegt wird. Die soziale Bedeutung des primitiven Tanzes liegt völlig in dieser Wirkung der sozialen Unifizierung. Nur sollte man nicht bloß dem primitiven Tanze, d. h. dem Tanze der Naturvölker, diese Wirkung zuschreiben; freilich mag Grosse recht haben, wenn er das herkömmliche Ballett auf der Bühne in eine ganz andere Reihe als jene Tänze stellt. Indessen hat gerade wieder der moderne Tanz viel an unifizierender Kraft entfaltet.

§ 10. Sekundäre Kontakte. Vom beziehungswissenschaftlichen Standpunkte aus könnte man den größten Teil der Geschichte der objektiven Kultur und der Technik als einen stattlichen Beitrag zur Lehre von den Fernkontakten bezeichnen. Handelt es sich doch dabei um Verminderung der durch Zeit und Raum geschaffenen Entfernungen, um eine Wandlung des Fernen in das Nahe. Das, was sich nicht physisch berührt, soll in eine enge Verbindung gebracht werden, als ob nicht Zeit oder Raum zwischen den Dingen läge. Die Verkehrsmittel von Pferd und Wagen bis zum Flugzeug, Post, Telegraphie, Telephonie und dem modernen Radioverkehr, Zeitung und Kino, Handel und Schiffahrt, Schrift, Buchdruck und Photographie, Geld und Kredit sind wirksame Mittel der Fernkontakte. Immer wieder wird unsere Aufmerksamkeit darauf gelenkt, welche Bedeutung die Entwicklung eines solchen Riesenapparates des Verkehrs für die Vergesellschaftungsprozesse hat. Technisch ist die Verbindungsmöglichkeit aller Menschen unseres Planeten gegeben, nicht minder die Schaffung des äußeren Zusammenhangs von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die sekundären Kontakte sind nicht minder zahlreich als die primären. Auf ihnen beruht vorwiegend das Leben der Stadt, besonders der Großstadt, während das Dorf mehr die Stätte der Nahberührungen ist; auf ihnen Staaten-, Völker- und planetarischer Verkehr.

Freilich schafft der hochentwickelte technische Verkehrsapparat keine gefühlsmäßigen Zusammenhänge. Sein Mechanismus dient ferner ebenso Kontakten, die trennen und lösen, wie solchen, die Beziehungen des Miteinander schaffen. Die Vervollkommnung der Verkehrstechnik erscheint wie eine Ironie auf die gegenwärtige Fremdheit, Zerspaltenheit und absolute Feindseligkeit zwischen

---

[1]) Vgl. E. Grosse, Die Anfänge der Kunst, 8. Kapitel: Der Tanz, S. 198 ff., J. C. B. Mohr, Freiburg und Leipzig (jetzt Tübingen) 1894.

Völkern, Staaten, Rassen und Klassen. Der Umstand, daß in Bruchteilen von Sekunden ein Funkspruch um die Erde herumgesandt werden kann, erhält dadurch seine fragwürdige Bedeutung, daß das, was gemeldet wird, nicht selten Lüge und Verleumdung ist. Die Publizität, die das moderne Leben kennzeichnet, ist kein absoluter Fortschritt, sondern lediglich ein Komplex von Mitteln zu Zwecken, die von der Denkweise, Gesinnung und den Urteilen der Menschen bestimmt werden. Das Wesentliche ist bisher von der Vervollkommnung des Apparates nicht geleistet und kann von ihm nicht geleistet werden, weil ein Mechanismus nicht Geist besitzt. Wir stehen vor der erschütternden Tatsache, daß sich die Völker nicht besser kennen als in grauer Vergangenheit; ja, daß die Verständigung von Mensch zu Mensch über bleibende Werte, im ganzen gesehen, eher geringer geworden ist.

Die feindseligen Absperrungen der Staaten, das Zoll- und Tributsystem, der Versuch, die Verkehrsmittel zu monopolisieren, der Geist des Imperialismus, die Überbietung der Verkehrsleistungen durch solche der Kriegs- und Zerstörungstechnik gleichen die Vorteile, die mit der Erleichterung der Fernkontakte geschaffen sind, wieder aus und verkehren sie sogar in Nachteile.

Gerade die Wirtschaftssoziologie, die wir hier nicht behandeln, sondern nur im Vorübergehen streifen können, ist überreich an Stoff für die Lehre von den Kontakten. Was umschließen nicht die beiden Worte Geld und Kredit an Inhalt. Über die sekundären Kontakte in der Weltwirtschaft schrieb ich vor kurzem [1]: „Zwischen dem Kontor des Importeurs und den Plantagenarbeitern in den Tabakbezirken Sumatras oder in den Gummipflanzungen Hinterindiens besteht eine komplizierte Berührungsreihe. Menschen sind schicksalhaft untereinander verbunden, die sich vielleicht nie im Leben zu Gesicht bekommen. Hier eröffnet sich ein reizvolles Studium für die Arten und Wirkungen von Berührungen zwischen Menschen verschiedener Rassen, die weltwirtschaftlich voneinander mehr oder weniger abhängig werden. In Bombay z. B. bestand vor dem Kriege unter den dortigen deutschen Kaufleuten der Brauch, in der Neujahrsnacht der Hindu die eingeborenen Händler in ihren Wohnungen aufzusuchen, sie zu beglückwünschen und zu neuen Geschäften mit deutschen Firmen zu animieren. Man wählte diesen Zeitpunkt, weil in dieser Nacht die Eingeborenen neue Geschäftsbücher begannen und von Priestern segnen ließen. Neue Kontakte, diesmal primäre, örtliche, wurden gesucht.

[1]) Vgl. „Die Weltwirtschaft als soziologisches Gebilde", Kieler Vorträge, herausgegeben von B. Harms, Heft 8, Jena 1923.

Aber auch die anderen Einteilungen der Kontakte sind weltwirtschaftlich fruchtbar, so die oben behandelten zwischen sympathetischen und kategorischen. Dort beruht, um es zu wiederholen, die Anknüpfung der Verbindung auf einer gefühlsmäßigen Zuneigung, hier auf einem durch die Sache bestimmten, rationalen Zusammenhange. Geschäftliche Kontakte zum Auslande gehören im allgemeinen zur zweiten Reihe. Aber nicht selten führen auf Sympathie oder bloßer Freude am anderen Menschen beruhende persönliche Verbindungen zu wirtschaftlichen Beziehungen, wie andererseits aus Geschäftsbeziehungen menschlich-persönliche Annäherungen hervorgehen können. Wäre es nicht sehr fruchtbar, auf einem möglichst großen Erfahrungsfelde der Weltwirtschaft der Bedeutung der sympathetischen Kontakte nachzugehen? Für die reine Wirtschaftstheorie kommen sie nicht in Betracht; für die Wirtschaftssoziologie sind sie um so wichtiger.

Auch die Gegenüberstellung von freiwilligen und unfreiwilligen Kontakten ist zu nennen. Die Geschichte der Kolonien, aber nicht nur sie: auch die des Außenhandels auf dem europäischen Kontinente weist eine Fülle von Beispielen für unfreiwillige Kontakte auf, deren wirtschaftliche Beurteilung und Nutzung anders vorzunehmen ist als bei freiwilligen Berührungen."

§ 11. Das Verhältnis der primären zu den sekundären Kontakten.

Jeder Mensch ist in ein System von Nah- und Fernkontakten eingeschlossen, dessen Einzelerscheinungen wechseln. Aber auch zwischen den Einflüssen der beiden Kontaktarten besteht beständiger Wechsel. Bald überwiegt die Nähe und die Wahrnehmung, bald die Ferne und die Erinnerung. Nicht immer ist also die räumliche Gemeinschaft stärker; bisweilen beherrscht unser Gefühl und unseren Willen die Gemeinschaft mit dem Fernen. Das Gedächtnis der Toten, die Vergegenwärtigung abwesender Freunde und Angehöriger, die Furcht vor Menschen, denen wir in Zukunft Rechenschaft schuldig sind, die Sehnsucht nach der fernen Geliebten, die Sorge um die unserer direkten Führung entwachsenen Kinder, solche und andere Fernkontakte überwuchern nicht selten den Einfluß des Gegenwärtigen und bestimmen in stärkerem Grade unser Verhalten. Dabei mischen sich unsere Vorstellungen von dem Fernen mit unseren Wunschbildern, Begehrungen und Befürchtungen in eigentümlicher Weise, so daß Illusionen mannigfacher Art die Fernkontakte begleiten. Die Nahkontakte werden in der Regel durch die vergleichsweise unbestechlichere Wahrnehmung kontrolliert und bis zu einem gewissen Grade objektiviert.

Die Gewalt des gegenwärtigen Augenblicks, die Unmittelbarkeit der Wahrnehmung, die physische Nähe stärken freilich den Einfluß des Primärkontakts; wir bemühen uns, die Erinnerungen und Er-

wartungen, die unsere Seele mit dem Fernen verknüpfen, in Einklang mit dem Momentanen und konkret-leiblich vor uns Stehenden zu setzen; aber da das einzig Gewisse, das wir haben, der gegenwärtige Augenblick ist, so mag sich nicht selten der Zwiespalt zugunsten des Nahkontakts entscheiden.

Auch hierbei üben die Individualität, die Stärke der inneren Gesichte, die Ideologie, die Beständigkeit des Willens, die augenblickliche Verfassung unseres Leibes und unserer Seele starken Einfluß aus. Nicht alle sind gesinnt wie Penelope oder Solvey. Die allmächtige Zeit verwischt die einst so tief in unser Herz eingegrabenen Züge.

Nicht immer müssen Nah- und Fernkontakte gegensätzlich sein. Bisweilen weckt eine physische Berührung einen schlafenden oder abgeblaßten Sekundärkontakt; oder etwa ein Brief macht uns erst für einen Nahkontakt empfänglich.

Die psychologische Analyse müßte (vielleicht noch genauer als bei den Nahberührungen) bei den sekundären Kontakten zwischen dem Bewußtseinsvorgang als solchem und den technischen Mitteln der Verbindung sondern. Die Seelenkunde wendet sich dem Studium der *inneren* Prozesse zu und vertraut die Deskription und Erklärung der *objektiven* Vorgänge der Technik oder Kulturbeschreibung an. Der Soziologe hat auf beide Erscheinungskomplexe sein Augenmerk zu richten, kann jedoch eine gründliche Behandlung dieses Gegenstandes den Nachbarwissenschaften überlassen, die in der Tat — besonders nach der technischen Seite hin — umfangreiche Untersuchungen angestellt haben. Wir sondern jedoch auch

a) sekundäre Kontakte, deren äußerlich wahrnehmbare Herstellung *durch technische Mittel* bewirkt wird, durch Briefwechsel, Telephon usw. Hierbei ist über die Einwirkung der äußerlich hergestellten Verbindung auf die Seelen der Menschen nichts ausgesagt. Aber wir versuchen uns vorzustellen, wie groß die Spannweite der Wirkungen ist, die etwa ein Brief oder eine Depesche hervorrufen kann. Ein Geschäftsbrief, ein Liebesbrief, Briefe, „die ihn nicht erreichten", ein Diplom, ein „blauer" Brief, eine anonyme Drohung schaffen Fernkontakte von mannigfacher Art und Stärke. Dabei ist die subjektive Empfänglichkeit für schriftliche Nachrichten sehr verschieden. Frauen pflegen persönlich gehaltene Briefe im allgemeinen mehr zu begehren als Männer. („Nicht wahr, Du schreibst bald und ausführlich?") Die Phantasie ist bei manchen Menschen an Briefen leicht entzündlich; andere verstehen nicht, das Gelesene zu beleben. Mancher

liest mit Geschicklichkeit (bisweilen mit Übereifer) ,,zwischen den Zeilen"; es gibt aber auch Leute, die ein wahres Talent besitzen, briefliche Mitteilungen mißzuverstehen. — Seltsam ist, in welch verschiedenem Grade durch Telephongespräche Kontakte hergestellt werden. Manchem (noch mehr mancher) ist es ein Trost beim Auseinandergehen, daß die Bitte, doch ja morgen ,,anzurufen", bejaht wird. Dagegen vermögen andere im Fernsprecher nicht das geeignete Instrument zur Übermittelung sympathetischer Kontakte zu erkennen; er scheint ihnen lediglich das spezifische Werkzeug der rein kategorischen, geschäftlichen Verbindung. — Es ist die Frage, ob die schnell voranschreitende Technik der Lautübertragung mehr zur Mechanisierung der menschlichen Beziehungen beiträgt oder ob umgekehrt mehr die Veräußerlichung der Verhältnisse von Mensch zu Mensch die Mechanisierung des Verkehrs begünstigt.

b) Die Fernkontakte als Bewußtseinsvorgänge; z. B. gedenken, hinwünschen, zu jemandem neigen, sich sehnen. Doch besteht der Unterschied zwischen dieser Art Berührungen und den technischen auch noch darin, daß es sich hier vielfach nur um ein Suchen nach dem Fernkontakte, also um eine oft einseitige Berührung, handelt. Gewiß, auch ein Brief kann verlorengehen, und oft ist die telephonische Verbindung nicht herzustellen; normalerweise aber kann man annehmen, daß A und B durch einen Brief usw. so miteinander in Verbindung treten, daß B von dem Erinnern des A an B Kenntnis erhält. Auch mag der Brief mit der wahren Versicherung schließen: Ich gedenke Deiner! Aber wir haben jetzt speziell die Bewußtseinsvorgänge im Auge, die nicht in äußeren Symbolen Gestalt gewinnen, sondern lediglich Willensvorgänge bleiben. Wir meinen das ,,Sichherwünschen" und das ,,Hinwünschen" [1]). Die Sehnsucht ist das Suchen nach dem Kontakte mit dem Fernen. (Wenn wir die Redewendung ,,sich zu jemandem neigen" hier mit aufgeführt haben, so ist uns sicherlich nicht verborgen, daß es sich dabei auch um einen Nahkontakt handeln kann; aber wir haben hier gerade jene besondere Form der sympathetischen Verbindung mit einem Abwesenden im Auge, die im Bilde durch eine Wage verdeutlicht werden kann, bei der ein vorausgehendes Auf- und Abschwanken durch das Sinken einer belasteteren Schale [der Schale der ,,Neigung"] beendigt wird.)

---

[1]) Stoltenberg, der diese beiden Ausdrücke in seiner ,,Soziopsychologie" gebraucht, verwendet das Wort ,,Hinwünschen" in einem anderen Sinne (S. 67).

Die Frage, ob durch die Leidenschaft und Ausdauer der Sehnsucht ein zweiseitiger Fernkontakt wirklich hergestellt wird, führt bis an die Grenze zur Mystik. Wir müssen die Entscheidung der Telepathie überlassen.

Zum Kapitel III insgesamt: Die beziehungswissenschaftliche Literatur über Kontakte in deutscher Sprache ist noch recht spärlich. Einen hervorragenden Einzelbeitrag lieferte Simmel in seinem „Exkurs über den Fremden" [1]. Es heißt da: „Die Einheit von Nähe und Entferntheit, die jegliches Verhältnis zwischen Menschen enthält, ist hier zu einer, am kürzesten so zu formulierenden Konstellation gelangt: die Distanz innerhalb des Verhältnisses bedeutet, daß der Nahe fern ist, das Fremdsein aber, daß der Ferne nah ist." — Aus der fremdsprachigen Literatur wäre in erster Linie N. S. Shalers „The Neighbor" zu nennen. Hier findet sich der schöne Satz: „Human society, the largest of all organic associations, requires that its units be knit together in certain common purposes and understandings, and the union can only be made effective by the ways of sympathy — by the instinctive conviction of essential kinship."

In psychologischer Hinsicht ist der Abschnitt „Die innere Stellung zu den Mitwesen" in Stoltenbergs „Soziopsychologie" [2] (S. 47) aufschlußreich.

Wie überhaupt für die Beziehungslehre, so ist besonders für die Lehre von den Kontakten die schöne Literatur, zumal Roman und Novelle, eine unerschöpfliche Fundgrube. Als die für unsere Zwecke ertragreichste würde ich Stephan Zweigs „Phantastische Nacht" in seiner Sammlung „Amok" [3] ansehen. Sie ist geradezu die Novelle der wechselnden Kontakte.

Zu § 6: Über „Rassengeruch" vgl. auch Max Webers Diskussionsbemerkungen in „Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages", Tübingen 1911, S. 154/155.

Zu § 9: Zur Sprachsoziologie lieferten wertvolle Beiträge Leo Jordan und Karl Voßler in „Hauptprobleme der Soziologie", München und Leipzig 1923, S. 33 ff.

Zu § 10: a) Über die durch die Zeitung geschaffenen Kontakte vergleiche meinen Beitrag „Die Presse" in dem von mir herausgegebenen Sammelwerke „Soziologie des Volksbildungswesens", München und Leipzig 1921, S. 428 ff.

b) Die Publizität ist mehrfach von Robert E. Park soziologisch, also auch als Form der sozialen Kontakte, behandelt worden; so in seinem Aufsatze „The City" im American Journal of Sociology XX (1914/15) und neuerdings in „The Natural History of the Newspaper", ebendort, XXIX, Nr. 3 (1923).

Das Hauptwerk über öffentliche Meinung ist F. Tönnies' groß angelegte Untersuchung: „Kritik der öffentlichen Meinung" (Berlin 1922).

---

[1] Vgl. Simmel, Soziologie, S. 685 ff.

[2] Berlin 1914, K. Curtius.

[3] Stephan Zweig, Amok, Novellen einer Leidenschaft, Leipzig 1922, Insel-Verlag.

Viertes Kapitel.

Die Hauptarten der Beziehungen.

§ 1. Suchen und Finden. Auf dem Untergrunde unserer nüchternen Übersicht über die Kontakte unter den Menschen, wie wir sie im Vorausgehenden zu skizzieren versucht haben, ruhen Ahnungen von Fremdheit und Nahsein, bis zu deren begrifflicher Erfassung vorzudringen wir uns versagen müssen, weil die Grenze zum Geheimnisse vom Forscher nicht überschritten werden darf. Mag es ihn wie den Fischer zum Grunde des Sees in die Tiefe der Spekulation und Mystik locken; er gehört dem hellen Tage an, damit freilich auch nur den Schichten der Atmosphäre des Lebens, die mit dem Atem des Alltags vermischt sind. Aber ein Reflex des fernen Lichtes seiner Ahnungen fällt auch in seine Arbeit. Er begreift:

Zugrunde liegt das Rätsel der Ichheit. Der Mensch ist zwischen Anziehung und Abstoßung von Ich und Du, von Wir und Ihr gestellt. Er sucht nach Ergänzung, Erfüllung und Ruhe in einer anderen, bestimmt gearteten, teils ihm polaren, teils gleichen Individualität. Die ihn sonst dem anderen Ich gewohnheitsmäßig und von Geburt an ständig erfüllenden (gradweise höchst verschiedenen) Instinkte der Fremdheit, Vorsicht, Zurückhaltung, Furcht, ja bisweilen des Ekels fallen im Vorgange der Sympathie ab und sind ersetzt durch Hingabe, Vertrauen, Einheitsbewußtsein. Die volle Erfüllung dieses restlosen Gesellungswillens erreichen einige von uns für Augenblicke; im übrigen bleibt das meiste Stückwerk. Wir suchen uns und finden uns nicht oder nur in Teilen des Wesens oder nur vorübergehend.

Die Folge ist entweder ein schließlicher Verzicht auf wesenerfüllende Gefühlsbeziehungen und ein resignierendes Begnügen mit Oberflächenberührungen oder rein sachlichen Zusammenhängen. Bei trieb- und gefühlsschwachen Menschen (unserem soziabelen Typus) stellt sich dieser Verzicht auf innere Gemeinschaft sehr früh ein; er beruht nicht eigentlich auf Resignation. In Unkenntnis eines stärkeren Grades von innerer Verbundenheit erscheint ihnen dieses Suchen des anderen Menschen als eine

überflüssige, Energie verschlingende Sentimentalität. Andere jedoch gehen ihr Lebelang mit den von Enttäuschungen müden Augen durchs Dasein, werden aber von ihrem Dämon getrieben, weiterzusuchen.

Oder die häufigere Folge ist das, was uns auch sonst im Leben fast stets einzig zu vollziehen übrigbleibt: der Kompromiß, das durch Gewöhnung sich mehrende und sinkende Begnügen mit geringeren Stärkegraden des In-Einander. Diese auch-sympathetischen Zusammenhänge der lauen Freundschaft, der künstlich aufgebauschten Liebe, der durch die Umstände aufgenötigten Kameradschaft berühren sich ohne deutlichen Übergang mit den zahllosen rein sachlichen Beziehungen, die durch Beruf, Nachbarschaft, Herkommen, Geschäft den Alltag erfüllen.

Aber auch in diesen kategorischen Beziehungen, in denen das Verhältnis zum Mitmenschen hauptsächlich das der Nutzung ist, schwächen sich die Ansprüche zumeist zum Kompromisse ab. Man lernt mit den Mängeln, der Trägheit, den anders gerichteten Interessen seiner Gehilfen, Untergebenen, Vorgesetzten, Geschäftsfreunde rechnen, bis man immer deutlicher erkennt, daß die sachlichen Schwierigkeiten, vor die man bei jeder Leistung gestellt ist, fast immer gering sind gegenüber den hydraartig stets wieder aufwachsenden persönlichen Hemmnissen. Die meisten Mißerfolge erwachsen aus der Dummheit, Kurzsichtigkeit und dem Fehlen des guten Willens in unserer menschlichen Umgebung.

Aber das ist nur die eine Linie. Die andere darf nicht übersehen werden. Gerade der Mensch, dessen innerer Reichtum in das „Mitempfinden einer Kreatur" überströmen möchte, pflegt eine ausgeprägte Eigenart zu besitzen, die sich behaupten möchte. Darüber hinaus müssen wir uns der Individualitäten erinnern, die — bisweilen in Zuständen, die mit Hingabelust wechseln — herrschen und unterwerfen wollen. Ein solcher Wille sucht auch den anderen Willen, aber nicht, um mit ihm eines zu werden, sondern um ihn sich dienstbar zu machen.

Das werktätige Leben ist auch in dieser Hinsicht mehr von den Abschwächungen des Feindseligkeitswillens und seinen Versachlichungen als von dem ungebrochenen Urgefühle erfüllt. Oft zwingt der soziale Zusammenhang, in den der Einzelmensch gestellt ist, zu feindlichen Haltungen, die seiner persönlichen Anlage und Neigung sehr fernliegen mögen.

Die häufigsten Motoren der Vergesellschaftung sind Mischerscheinungen von schwachen Sympathie-, halb eingestandenen Antipathieneigungen mit kategorischen, von den persönlichen

Wollungen unabhängigen Anforderungen. Dabei zeigt sich, wie auch das intimste, stillste und einsamste Menschendasein vom vorausgehenden und gleichzeitigen Gesellschaftsleben abhängig ist.

§ 2. Gleichheit und Ungleichheit. Alle Assoziation hat, wie Waxweiler hervorhebt, Empfindungen von Ähnlichkeit oder Gleichheit zur Voraussetzung. Aber die These, daß sich die Menschen nach Zusammenhängen der Gleichheit verbinden und nach solchen der Ungleichheit meiden, ist in dieser allgemeinen Fassung nicht richtig. Die Voraussetzung einer gewissen Gleichheit gilt nur für eine bestimmte Art der Assoziation, aber keineswegs für jede. Hier ist mancherlei zu beachten: Erstens gibt es polare Assoziation, die gerade umgekehrt auf dem Bewußtsein der Ungleichheit beruht. Das Ergänzungsverlangen ist dabei rege. Und das Ergebnis? Muß man die alt vertrauten Worte aus Schillers „Lied von der Glocke" zitieren?: „Denn, wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes sich und Mildes paarten, da gibt es einen guten Klang."

Manche Vorgänge der Annäherung und Angleichung würden wir nicht verstehen, wenn wir sie aus der Anziehungskraft des Gleichen für das Gleiche erklären wollten. Auch beruhen gerade Dissoziationen nicht selten auf dem Bewußtsein der Gleichheit. Man verlangt nach dem Fremden, Andersartigen, vom Gleichen, Gewohnten, Alltäglichen weg. Man ist die Übereinstimmung müde; sie langweilt vielleicht.

Ferner hat Waxweiler sehr recht, wenn er betont, daß, wo Interaktion stattfindet, die Beziehung also zweiseitig ist, die Reaktion durchaus nicht immer kongruent der Aktion ist. Immer wird die Art und Stärke der Beziehung mindestens von drei Kräften bestimmt: 1. vom Verhalten des A, den wir hier als agierende Kraft betrachten, 2. vom Verhalten des reagierenden B, 3. von den „Umständen", also von allen Faktoren der Umwelt, die auf A und (oder) B einwirken. Nicht jeder reagiert so wie der, der am meisten reagieren würde. Widerstände in B oder in den Umständen treten auf. Auf den uns hier angehenden allgemeinen Fall angewendet, kann also eine Aktion der Assoziation durch eine Reaktion der Dissoziation erwidert werden; es können auch dritte Faktoren das von beiden gewollte Zueinander in ein Auseinander wandeln (und umgekehrt).

Spencers und Schmollers falsche Verallgemeinerung kann eine unrichtige Auffassung der Gebilde ergeben. Sie erscheinen bei ihnen aus Gefühlen oder Erkenntnissen der Gleichheit gefügt, während an den Gruppen usw. doch auch der Zusammenhang der Ungleichheit seinen Anteil hat.

Richtig aber ist, daß Wahrnehmungen oder Vorstellungen von

Gleichheit in vielen Fällen der Ausgangspunkt der Verbindung sind, und daß das Bewußtsein der Ungleichheit häufig scheidet. Mehr aber läßt sich nicht sagen.

§ 3. Der Primat des Allgemein-Menschlichen.

Unsere Scheidungen in Beziehungen (im engeren Sinne) und soziale Prozesse (im engeren Sinne), die wir im ersten Kapitel vorgenommen haben, ist wesentlich; nicht nur als heuristisches Mittel der wissenschaftlichen Arbeit. Wir behaupten, daß auch in der Wirklichkeit für viele menschliche Beziehungen die Gestaltung der sozialen Gebilde, in die die Menschen gestellt sind, von untergeordneter Bedeutung ist. Wir behaupten nicht, daß irgendwann und irgendwo Menschen unbeeinflußt von Gruppeneinflüssen und von der Macht der abstrakten Kollektiva existieren. Aber es gibt Grundeinstellungen von Mensch zu Mensch, deren Wesenskern von den wechselnden Gebildeformen nicht berührt wird. Beziehungen, die auf Liebe, Haß, Herrschsucht, Neid, Hunger und Durst und ähnlichen elementaren Kräften beruhen, können in ihren jeweiligen historischen Erscheinungsformen von Staat und Kirche, von wirtschaftlicher Organisation, von den Klassen, von Vereinsbildung, Sitte und Recht beeinflußt, umgemodelt, umgelenkt, abgeschwächt und verstärkt, niemals aber hervorgebracht oder beseitigt werden. Wenn man unter sozial (im engeren Sinne) „auf dem Gebilde beruhend“ verstehen will, so kann man jene Beziehungen nur als übersozial, als „ewig“ bezeichnen. Die Organisationen des Gruppenlebens versinken im Strome der Zeit und erscheinen wie kleine gebrechliche Fahrzeuge auf dem Ozean der allgemeinen Ich-Du- und Wir-Ihr-Beziehungen.

Dabei bedeutet das Wort „allgemein“ nicht: „alle lebenden Menschen umfassend“. Vielmehr dokumentiert es sich zumeist nur in Menschenpaaren, oft sogar nur im Geiste eines Einsamen. Bald sind diese Beziehungen räumlich und zeitlich weit ausgedehnt, bald flüchtig, vereinzelt und exzeptionell.

§ 4. Beziehungen erster und zweiter Ordnung.

Die Beziehungen erster Ordnung, die wir als A- und B-Beziehungen den Prozessen in und zwischen den Gebilden (C- bis F-Beziehungen) vorwegnehmen, gelten uns also als Prozesse, die ihrem allgemeinen Typus nach nicht vom Vorhandensein bestimmter Gebildestrukturen abhängig sind, sondern aus biologischen Regeln fließen. Die Besonderheiten freilich, wie sie schon in den (in der „Tafel“ aufgeführten) Unterprozessen zutage treten, sind teilweise von einem bestimmten Zustande der Kultur und damit von historischen Gebilden abhängig. Coedukation, Galanterie, Kollegialität, Fetischismus, Ketzerei, Lynchjustiz u. a. m. sind keine „allgemein menschlichen“ Beziehungen; in ihnen sind nur Elemente von solchen enthalten. Diese Bestandteile sind es

aber, die die Einordnung der genannten Unterprozesse in den Kategorien der Hauptprozesse ermöglichen.

Die sozialen Beziehungen zweiter Ordnung, die wir auch soziale Prozesse im engeren Sinne nennen, kennzeichnen sich nicht dadurch, daß jeder dieser Prozesse auf Kombinationen von sozialen Beziehungen erster Ordnung beruht, sich also von ihnen wie die komplexere von der einfacheren Erscheinung unterscheidet. Das wird bisweilen der Fall sein, muß es aber nicht sein. Vielmehr ist es das Merkmal der C- bis F-Prozesse, daß sie nur innerhalb und zwischen Gebilden Wirklichkeit werden. Gewiß kann man Begriffe wie „herrschen" und „dienen" so weit dehnen, daß allgemein menschliche Beziehungen damit bezeichnet sind; aber wir nennen die dann gemeinten Beziehungen lieber mit anderen Worten, während Herrschaft und Dienst in unserem (engeren) Sinne einen sozialen Zustand voraussetzt, bei dem eine größere Anzahl von Menschen in (festerer oder loserer) Organisation lebt. Statt „herrschen" sagen wir, wenn eine soziale Beziehung erster Ordnung gemeint ist, lieber „führen", statt „dienen" „folgen".

Der Gegensatz von A- und B- zu den C- bis F-Beziehungen ist somit auch nicht der zwischen dem Verhältnis in einer kleinen (Zweier- oder Dreier-) Gruppe und dem der größeren Kreise. Sicherlich wird die Paar-Beziehung uns öfter bei den sozialen Beziehungen erster Ordnung, die Beziehung zwischen einer Mehrzahl von Menschen öfter bei den sozialen Prozessen (im engeren Sinne) begegnen. Aber z. B. kämpfen, Handel treiben, eine Heimat schaffen usw. kann viele und wenige Personen voraussetzen; desgleichen z. B. korrumpieren, zwingen, politisieren usw.

Wie bereits angedeutet, kann die Zuordnung zur ersten oder zweiten Beziehungsklasse in Einzelfällen streitig sein. Es ist oft nur eine Zweckmäßigkeitsfrage. Es liegt uns in Grenzfällen dann daran, einen bestimmten Zusammenhang deutlicher hervortreten zu lassen, als es bei der anderen Zuweisung der Fall sein würde. Wenn wir z. B. „zwingen" als C-Prozeß ansehen, so ist lediglich jener Zwang gemeint, der aus einem Herrschafts- oder Dienstverhältnisse fließt, während wir die allgemein menschlichen Zwangsbeziehungen lieber durch eine größere Anzahl von verwandten Ausdrücken bezeichnen.

§ 5. Individuelle Haupthaltungen.

Wir sagten oben — im zweiten Kapitel, § 8, als wir das Wesen der Mischbeziehungen zu charakterisieren versuchten —, daß es nicht möglich sei, unsere Zweiteilung der zwischenmenschlichen Handlungen in Binden und Lösen auch auf die Motive, die zu solchen Handlungen führen, auszudehnen. Indessen entsteht die Frage, ob sie nicht nach einem anderen Gesichtspunkte in einer

soziologisch fruchtbaren Weise (also nicht eigentlich psychologisch) geordnet werden könnten. Es wären dann unsere sozialen Prozesse in jedem Einzelfalle daraufhin zu untersuchen, welche Motivkategorie oder welche Mischung von Motiven in ihnen wirksam ist, soweit der soziale Prozeß überhaupt auf subjektiven Elementen beruht. Wir haben uns, wie aus dem Vorausgehenden hervorgeht, auf den Standpunkt gestellt, daß die ganze unübersehbare Skala der Instinkte, Gefühle, Interessen, Gedanken, Überzeugungen in Betracht kommt, und daß es der Analyse des Einzelprozesses überlassen bleiben muß, den Zusammenhang von Seelenregung und sozialer Handlung zu ergründen.

Indessen ist der Versuch, in generalisierenden Vereinfachungen individuelle Haupthaltungen des Einzelmenschen gegenüber dem zwischenmenschlichen Verkehr festzustellen, notwendig, wenn er auch nicht so bald voll befriedigen wird. Es würde sich also darum handeln, diejenigen typischen Einstellungen des Menschen hervorzuheben, die in erster Linie sein Verhalten gegen andere Menschen oder Gruppen bestimmen. Small sieht sie in den Interessen der Menschen. Besonders gefesselt wurde ich durch ein paar Sätze in der Würdigung, die Harry Elmer Barnes in der „Sociological Review" dem Wirken von William Isaac Thomas[1]) gewidmet hat. Er bezieht sich darin auf ein (uns bisher nicht zugängliches) Werk, das der amerikanische Gelehrte in Verbindung mit Florian Znaniecki über „The Polish Peasant in Europe and America" veröffentlicht hat. Am Ende des ersten Bandes soll dort Thomas einige methodologische Untersuchungen gegeben haben, die ein paar kurze Bemerkungen über solche Haupthaltungen enthalten. Hier sind Fundamental-Wünsche des Menschen unterschieden, die zusammen die „principal attitudes" bilden. An anderer [2]) Stelle formuliert sie Thomas, wie folgt: 1. der Wunsch nach neuer Erfahrung und frischen Anreizungen, 2. das Verlangen nach Anerkennung, 3. Das Verlangen nach Erwiderung und 4. das Verlangen nach Sicherheit.

Wenn wir uns auch nicht entschließen können, uns auf diese vier Hauptwünsche des Menschen als Ausgangspunkte des sozialen Verhaltens zu beschränken, so entspricht es doch durchaus unserer

---

[1]) Vgl. „Some Contributions of American Psychological Sociology to Social and Political Theory; VIII: W. J. Thomas" von H. E. Barnes, Sociological Review, XVI, 1, S. 19 ff.

[2]) Citiert bei Park und Burgess, S. 489. Vielleicht irrtümlich nennt Barnes statt des Verlangens nach Erwiderung (desire for response) den Willen zur Macht (desire for mastery), der jedoch zum „desire for recognition" gehört.

eigenen Auffassung, wenn diese vier Wunschrichtungen der besonderen Beachtung beim Studium des sozialen Handelns empfohlen werden. Dabei ist häufig die Gegensätzlichkeit der vier Arten von großer Bedeutung. Manche Menschen lassen sich vor allem vom Verlangen nach Sicherheit im Verkehr mit ihren Mitmenschen und in ihrer Stellung zu Staat, Kirche, Wirtschaft, Wissenschaft, Verein usw. leiten.. Sie bilden das große Heer der Zagen, konventionell Eingeengten, Folgsamen, Erlebnisarmen und dem Rückschritt dienenden Menschen. Sie geraten immer wieder in Konflikt mit dem Typus 1, der sich nach neuen Erfahrungen, neuen Reizen und nach dem Wechsel im Leben sehnt. Diese sind die Sensationshungrigen, Unzufriedenen, die Menschen, die aus Erlebnissucht mit Recht, Sitte und Tradition in Konflikt geraten. Innerhalb des Typus 2 wird man die eigentlich Anerkennungssüchtigen und die nach Meisterschaft und Macht Verlangenden unterscheiden müssen. Wir verstehen den Unterschied so: Dort diejenigen, die sich von der Gruppe vorschreiben lassen, was sie zu tun und zu lassen haben, aber auch für ihren Gehorsam Anerkennung, Rangerhöhung, Billigung oder Belohnung erwarten; hier die von Nietzsche die Schaffenden genannten Menschen, seine Brüder, denen er seine Rosenkranzkrone zuwarf.

Wieder können sich die vier idealen Typen in praxi mannigfach verknüpfen. Der Gegensatz zwischen 1 und 4 wird im allgemeinen schwerer zu überbrücken sein als der zwischen 2 und 3, bei denen mannigfache Übergänge vorkommen.

Aber es handelt sich hier nicht bloß um Menschentypen, sondern recht eigentlich um innere Grundeinstellungen, die auch bei einem und demselben Menschen wechseln können. Bisweilen können wir uns eine Individualität geradezu als Summierung dieser Haupthaltungen vorstellen.

Diese Haupthaltungen veranlassen den Menschen zu bestimmtem Tun und Lassen. Zugleich aber ist das Handeln von objektiven Gegebenheiten (menschlicher und sachlicher Umwelt, zumal von den Werkzeugen des Handelns) abhängig. Das, was als Handlung, als Prozeß den Soziologen interessiert, ist das Ergebnis einer Kombination der persönlichen Wünsche und der äußeren Gegebenheiten, die wir als Situation bezeichnen können. Die Wünsche sind teils von der Individualität des Wünschenden, teils von vorausgehenden Situationen abhängig. Will man die Natur des sozialen Prozesses durch eine Formel veranschaulichen und vereinfachen, so könnte man die Formel aufstellen:

$$P = I \cdot B_{1 \ldots x} \cdot O \cdot A_f$$

Dem liegen die drei anderen Formeln zugrunde:

$$P = A \cdot B$$
$$A = I \cdot B_{1} \ldots _{x}$$
$$B = O \cdot A_{f}.$$

Hierbei bedeutet:

P den sozialen Prozeß,
A die individuelle Haupthaltung des Handelnden,
B die Situation,
I die Individualität des Handelnden,
$B_{1} \ldots _{x}$ die vorausgehenden Situationen,
O sachliche (objektive) Gegebenheiten,
A_{f} die Haupthaltungen der in den Prozeß einbezogenen anderen (fremden) Menschen.

Die Situationen für die Betätigung und Verwirklichung der Hauptwünsche sind begrenzt; sie verändern, schwächen oder verstärken die Wünsche. Aus einem Widerspruch zwischen Situation und Hauptwunsch entstehen innere oder äußere Kämpfe, die entweder mit dem Zurückweichen der individuellen Haupthaltung oder einem Nachgeben der Situation enden.

Nehmen wir als Beispiel (in stark schematisierter) Vereinfachung einen Menschen, dessen Grundhaltung in einem bestimmten Zeitpunkte nach neuen Anreizen drängt (Haupthaltung 1). Er, von Haus ein armer Proletarier, verlangt nach der Lebenshaltung eines wohlhabenden Aristokraten. Wir erklären uns diese Sucht aus seiner individuellen Veranlagung (etwa in diesem Falle als sinnlich, dem Schönen zugeneigt, unfleißig usw.) und aus den sein Lebensgefühl herabdrückenden Verhältnissen der Armut, in denen er bisher gelebt hat. Es ergibt sich für unseren Freund eine Situation, in der er für einen vornehmen und reichen „Baron" gehalten wird. Dies erklärt sich aus der Leichtgläubigkeit und dem sozialen Strebertum (letzlich aus Haupthaltung 2) seiner augenblicklichen menschlichen Umgebung (z. B. in einem Hotel) sowie aus äußeren Situationsumständen (Verwechslung von Briefen, Namen oder Ähnlichem). Den sozialen Prozeß, der sich ergeben mag, würde der Kriminalist als Hochstapelei ansehen und zu ahnden suchen. (Unser Schema soll nun freilich nicht bloß dazu dienen, die Grundform verbrecherischer Handlungen zu erklären; nur um an einem möglichst einfachen Beispiele den Zusammenhang aufzuweisen, wählten wir den Vorgang des Betrugs.)

Alle Unterprozesse (und damit alle Einzelprozesse des werktätigen Lebens) lassen sich nach diesem Schema in ihre Elemente auflösen. Steht man vor der Aufgabe, einen Spezialfall beziehungswissenschaftlich zu analysieren, so bietet sich unsere obige Formel

als Grundregel dar, nach der die Zerlegung vorzunehmen ist. Wie weit die Faktoren „Individualität" und „vorausgehende Situationen" selbst wieder zerlegbar sind, ist in jedem Falle weiter zu prüfen.

Damit haben wir zu der (am Ende vom zweiten Kapitel § 1) vorgeschlagenen Einordnung des Einzelprozesses auch das Schema für seine Analyse gewonnen. Die vier Thomasschen „principal attitudes" erschöpfen nicht die Möglichkeiten der Kategorienbildung für die Haupthaltungen. Sie scheinen uns nur besonders geeignet als vorläufige Arbeitshilfen zu dienen, da sie in der Tat einen sehr großen und wichtigen Kreis der menschlichen Begehrungen nach der soziologischen Seite, also in Hinblick auf die Möglichkeit der Tat-Werdung, zusammenfassen.

§ 6. Soziale Handlungen.

Auch Waxweilers Kategorien können uns wichtige Hilfen gewähren. Er spricht gleichfalls von „sozialen Begehrungen" (désirs sociaux); sie bestehen in dem Verlangen, so oder so gegen bestimmte Einzelwesen oder alle anderen Personen zu handeln. Unser Autor gibt (im siebenten Kapitel) eine Übersicht über die Handlungen, die aus den désirs sociaux hervorgehen. Das bedeutet also eine Zusammenstellung von Kategorien von sozialen Prozessen (wie wir sagen würden). Freilich kann (wie wir soeben in § 5 zu zeigen versucht haben) der soziale Prozeß nicht bloß aus der sozialen Affinität der Menschen und damit aus den sozialen Begehrungen erklärt; vielmehr können nur Tendenzen zu solchen Handlungen dabei festgestellt werden. Waxweiler unterscheidet folgende Formen der Aktivität: er nennt zunächst die konjunktiven, d. h. die verbindenden Handlungen, die unmittelbar auf die einfache soziale Annäherung folgen; danach die Handlungen zum Schutze oder zur Schädigung anderer, den Wettbewerb, die Versuche, andere zu gleichartigen Reaktionen anzutreiben, den spontanen und von jeder bewußten Nachahmung unabhängigen Zusammenschluß unter dem Einflusse der Furcht und ähnlicher Gefühle gegenüber irgendeiner Gefahr und die verschiedenen Formen der Wiederholung. Hierbei werden (teilweise nach dem Vorbilde von Vigouroux und Juquelier) vier Formen unterschieden: 1. Nachahmung (Imitation), falls die Initiative zur Wiederholung von dem Subjekt ausgeht, das diese Lebensäußerung wiederholt, 2. die Suggestion, falls die Initiative von dem ausgeht, dessen Handlung wiederholt wird, 3. die Kontagion, wenn die Initiative beiden unbewußt ist und 4. die Reproduktion, wenn die Wiederholung auf vollständige Erneuerung der Lebensäußerung in gleicher Erscheinung zielt. —

Initiative (als eine weiter noch genannte Aktivitätsform) sei dann vorhanden, wenn ein Einzelmensch auf irgendeinem Gebiete anders handele, als er durch Erziehung und Lebenserfahrung gewohnt sei [1]). Wichtig vor allem zum Verständnisse des Wirtschaftslebens sind ferner die Handlungen der Aneignung und Nutzung. Als letzte Äußerung der sozialen Anlagen der Menschennatur wird die Auslese angeführt. Also neun Hauptarten von „activités sociales" werden unterschieden; sie werden genannt:

1. activités conjunctives,
2. „ protectrices ou novices,
3. „ compétitrices,
4. „ divulgatrices,
5. „ grégaires,
6. „ répétitrices,
7. „ initiatives,
8. „ acquisitives,
9. „ sélectives.

Wie verhält sich diese Zusammenstellung zu unserer „Tafel der menschlichen Beziehungen"? Wir haben versucht, durch Unterordnung aller sozialen Prozesse unter unseren beiden Grundprozessen diese Handlungen zu sub-, und nicht bloß zu koordinieren. Waxweilers konjunktive Handlungen (1) kehren in unseren A-Prozessen wieder. Die Handlungen zum Schutze anderer sondern wir von den Schädigungsprozessen; jene finden sich vorwiegend in unseren allgemeinen A-Beziehungen (besonders Gruppe a), diese bei den B-Beziehungen wieder. Die Konkurrenz ist auch bei uns ein wesentlicher Hauptprozeß (Ba). Die Versuche, andere zu gleichartigen Reaktionen anzutreiben, erscheinen bei uns aufgelöst in einer Reihe von Unterprozessen (wie anhangen, anstecken, jemanden frei halten usw.). Die als fünfte Kategorie genannte bloße Massenbildung halten wir für einen soziologisch verwickelten (wenn auch in psychologischer Hinsicht oft einfachen) Vorgang, der nicht bloß aus sozialem Begehren abgeleitet werden kann. Er scheint uns in die Waxweilersche Übersicht nicht hineinzupassen. Wir befassen uns eingehend mit ihm in der Gebildelehre und verstehen ihn lieber vom Gebildebegriffe der Masse her als aus Beziehungen, da der subjektiv gemeinte Sinn der handelnden Menschen in den hier gemeinten Fällen kaum auf Massenbildung gerichtet ist. Man kann nur sagen, daß bei Paniken und ähnlichen unter dem

[1]) Inwieweit aus der Initiative der Fortschritt hervorgehe, inwieweit er dem Zufalle zu danken sei, darüber finden sich lesenswerte Aphorismen bei Waxweiler (S. 188).

Einflusse der Furcht stehenden Ereignissen der Einzelne häufig das Verlangen hat, sich der vorhandenen, aber nicht von ihm geschaffenen Masse anzuschließen.

Den Wiederholungshandlungen werden wir bei den allgemeinen A-Beziehungen unter „nachahmen" gerecht zu werden versuchen. Initiative scheint uns ein besonderer Modus des individuellen Handelns, aber nicht ein zwischenmenschliches Handeln zu sein. Das, was darüber soziologisch auszusagen ist, kommt in anderem Zusammenhange häufig zur Geltung (z. B. bei: den Ausschlag geben, dominieren, herrschen auf Grund von Bedeutung usw.). Die Akquisitionshandlungen finden bei den D-Prozessen, ferner bei F-Prozessen wie Ausbeutung und Kommerzialisierung Berücksichtigung; die Auslese schließlich ist auch bei uns ein selbständiger Hauptprozeß (Cd).

Die Waxweilersche Aufzählung erklärt sich aus seiner biologischen Grundauffassung, während unser Beziehungssystem lediglich soziologisch orientiert ist. Unverkennbar ist aber die Hervorhebung von konjunktiven, Schutz-, Schädigungshandlungen, von Konkurrenz, Nachahmung, Akquisition und Auslese von Wert. Sie sind in der Tat einige der Hauptprozesse, machen aber nicht ihre Gesamtheit aus.

Zu § 1: a) Tiefe Gedanken über das Verhältnis der Menschen zueinander enthält Martin Bubers Schrift „Ich und Du" (Inselverlag, Leipzig 1923). Freilich sind hier die aphoristischen Darlegungen ganz in Metaphysik getaucht. Die Gegenüberstellung des Verhältnisses Ich-Du und Ich-Es ist aber auch für exaktere beziehungswissenschaftliche Untersuchungen sehr brauchbar. Wir zitieren:

„Die Welt ist dem Menschen zwiefältig nach seiner zwiefältigen Haltung. Die Haltung des Menschen ist zwiefältig nach der Zwiefalt der Grundworte, die er sprechen kann. Die Grundworte sind nicht Einzelworte, sondern Wortpaare. Das eine Grundwort ist das Wortpaar Ich-Du. Das andere Grundwort ist das Wortpaar Ich-Es; wobei ohne Änderung des Grundwortes, für Es auch eines der Worte Er und Sie eintreten kann. Somit ist auch das Ich des Menschen zwiefältig. Denn das Ich des Grundworts Ich-Du ist ein anderes als des des Grundworts Ich-Es. — Die Welt als Erfahrung gehört dem Grundwort Ich-Es zu. Das Grundwort Ich-Du stiftet die Welt der Beziehung." [1])

b) Wie wir den Begriff „Beziehung" in den Mittelpunkt unserer Untersuchungen stellen, so wäre es auch möglich, den — freilich noch allgemeineren — Begriff „Verhältnis" in das Zentrum zu setzen. Vgl. dazu u. a. auch Wilhelm Vollrath, „Verhältnisprobleme in der Theologie", Kölner Vierteljahrshefte, 2. Jahrgang, Heft 1, S. 34 ff.

Zu § 2: Daß sich die Menschen nach Zusammenhängen der Gleichheit verbinden und solchen der Ungleichheit meiden, ist besonders von Spencer betont worden. Teilweise in Anlehnung an ihn hat auch Gustav

[1]) Hier ist „Beziehung" in einem spezielleren, intimeren Sinne gebraucht als von uns.

Schmoller in seinem „Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre“ (2. Auflage 1908, München und Leipzig), besonders in den gerade auch soziologisch so wertvollen Kapiteln über „Zwecke und Mittel des gesellschaftlichen Zusammenschlusses“, über die „geistigen Bewußtseinskreise und Kollektivkräfte“, über „gesellschaftliche und wirtschaftliche Arbeitsteilung“ und über die „gesellschaftliche Klassenbildung“, diesen Gedanken in den Vordergrund gestellt. Schmoller, das Haupt der jüngeren historischen Schule der Sozialökonomik, gehört zu den großen Wegebahnern und Vorbereitern der modernen Beziehungslehre. Sein „Grundriß“, zum mindestens dessen erster Teil, ist mehr ein soziologisches, jedenfalls wirtschaftssoziologisches als wirtschaftstheoretisches Werk [1]).

Zu § 4: In meinem Beitrage „Aktive und passive Betätigung in der Volkshochschule“ zu der bereits erwähnten „Soziologie des Volksbildungswesens“ habe ich (S. 200 ff.) den Gegensatz von Beziehungen erster Ordnung (Mensch zu Mensch) und solchen zweiter Ordnung (durch die Beziehungen erster Ordnung weiterwirkende Beziehungen zwischen Gruppen) bereits an einem Beispiele (der Volkshochschule) zu zeigen versucht. (Nur habe ich seitdem den Begriff der Beziehungen zweiter Ordnung erweitert.) Auf S. 201 heißt es: „Man kann die Beziehungen der Volkshochschulparteien zueinander erstens untersuchen unter Außerachtlassung dieser hinter jeder der beiden Gruppen stehenden Relationen; die Parteien erscheinen isoliert und konkret so, wie sie in der Arbeitsgemeinschaft vor uns sitzen, als Menschen, zwischen denen in Rede und Gegenrede ein zirkulierender Verbindungsstrom besteht. Die Betrachtungsweise ist dabei nicht psychologisch, d. h. individualisierend, sondern soziologisch, d. h. synoptisch (beiden Gruppen [A und B] ist unsere Auffassung gleichzeitig zugekehrt). Das ist die soziologische Beobachtung erster Ordnung. Man kann dann weiter fortschreiten zur soziologischen Beobachtung zweiter Ordnung und die Personen der beiden Gruppen wieder als Produkte der eben genannten gesellschaftlichen Beziehungen auffassen, so daß sich also in der Volkshochschule Klassen-, Arbeitsteilungs- und sonstige allgemeine Gruppenverhältnisse studieren lassen.“

Zu § 5: Barnes sagt von William Isaac Thomas (geb. 1863), daß ihn viele für den originellsten und kenntnisreichsten Forscher der psychologischen Schule in Amerika halten. Er beherrscht in der Tat, wie sein ausgezeichnetes „Source Book for Social Origins“ (Chicago 1909) beweist, die Hilfswissenschaften, zumal die Ethnographie, und versteht sie soziologisch zu verwerten. Sein 1907 erschienenes Werk „Sex and Society“ bildet, wie uns scheinen will, den wichtigsten Beitrag der Amerikaner zur Sexualsoziologie. Im „Source Book“ scheint uns nur seine Kritik an Spencer nicht immer glücklich zu sein, so sehr seine Anthologie und seine eigenen Studien Spencer zu ergänzen vermögen. (Thomas unterschätzt wohl die Bedeutung des sozialen Prozesses der „Professionalisierung“.) Methodologisch von Wert ist die Hervorkehrung seiner Elementarbegriffe: Attitude (s. o.), value (in einem freilich ungewöhnlichen und deshalb leicht zu Verwechslungen führenden Sinne: Gegenstand der Betätigung des Einzelnen), control, attention (gleich Beachtung), habit und crisis. (Dieser Begriff besonders in seinem Verhältnisse zu control.)

[1]) Vgl. Herkner: „Gustav Schmoller als Soziologe“, Jahrb. f. Natök., 118. Bd. 1. Heft (1922).

Fünftes Kapitel.

Die Beziehungen des Zu- und Miteinander.

§ 1. Vom Kontakte zur Vereinigung. Im Kontakte, dessen Wesen uns im dritten Kapitel beschäftigt hat, liegen noch beide Möglichkeiten, der Weg des Zueinander und der des Auseinander, verborgen. Unser Weg führt uns zunächst die erste Bahn. Die Prozesse der Assoziation sind Gegenstand unserer nächsten Untersuchung:

Wir können einen idealtypischen Weg der Assoziation aufweisen. Dabei erinnern wir uns zunächst, daß viele Interaktionsverhältnisse zwischen Menschen nicht bis zur letzten Stufe, der Vereinigung, führen, sondern vorher erstarren oder durch dazwischen tretende Dissoziationen abgebogen, wenn nicht beseitigt werden. Ferner werden bisweilen Glieder der Assoziationskette übersprungen. Der Idealfall der vollständigen Bewegungsbahn der Assoziation entspricht folgendem Stufenbau:

a) Vorstadium: Isoliertheit, Fremdheit, Absonderung, Feindseligkeit;
b) Übergang: Kontakt,
c) Vorstufen der Assoziation:
   α) Duldung,
   β) Kompromiß,
d) Prozesse der Assoziation:
   α) Annäherung,
   β) Anpassung,
   γ) Angleichung,
   δ) Vereinigung.

Die Stufe δ (Vereinigung) führt zur Gebildeformation.

§ 2. Fremdenhafs. Das Vorstadium a haben wir im zweiten Kapitel § 4 eingehend beobachtet. Jedoch haben wir dabei vorwiegend einen Einzelmenschen unseres Kulturkreises im Auge gehabt; sein Verhalten unter dem Einflusse der Einsamkeit war unser Objekt. Seinen Zustand der Abseitigkeit konnten wir nicht ohne weiteres als das der Feindseligkeit gegen andere Menschen ansehen; wir vergegenwärtigten uns vielmehr, daß auch sozialethische Kräfte mit seiner Situation verknüpft sein können.

Anders der Mensch in der erzwungenen Einsamkeit. Anders aber vor allem der Mensch in der isolierten Gruppe, besonders der Mensch der frühen Horde der Vorkulturzeit.

Fassen wir einmal unseren Bewegungslauf der Assoziation historisch auf als einen Entwicklungsvorgang von der kleinen, isolierten Horde über den Stamm zur kleinen Volksgemeinschaft, zur großen Volksgemeinschaft und schließlich zum übervölkischen Kulturkreise, so setzen wir an die Stelle des modernen Einzelmenschen, der ja fast immer nur in der einen oder anderen Beziehung vorübergehend isoliert erscheint, die kleine Gruppe von blutsverwandten Sippengenossen, die wir hier als Element der Vergesellschaftung ansehen. Auch diese Familiengruppe erscheint zuerst als Horde und dann als Stamm isoliert, erlebt Kontakte mit anderen Horden und Stämmen, macht Stadien der Duldung und des Kompromisses (aktiv oder passiv) durch, bis immer wieder neue Vereinigungen des größer werdenden Kreises mit anderen (sich gleichfalls als Stämme, Völker, Staaten, Nationen darstellenden) Menschenkreisen zu den großen politischen Gebilden der Gegenwart (und wohl auch der Zukunft) führen. Der Vorgang der Assoziation mit anderen Gruppen verläuft dabei in der Regel genau nach unserer Stufenfolge der Assoziation (d). Immer wieder folgen Annäherungen, Anpassungen, Angleichungen aufeinander.

Mögen wir bei unserem Verlauf der Prozesse des Zueinander mehr an Einzelmenschen oder mehr an Gruppen denken, so können wir uns das Vorstadium als einen Zustand vorstellen, in dem das Gefühl des Unterschiedes zu anderen Menschen und Gruppen überwiegt. Je primitiver Mensch oder Gruppe, desto mehr wird dieses Unterschiedsbewußtsein zugleich das der Antipathie, einer feindseligen Fremdheit sein. Ratzenhofer [1]) hat meisterhaft dargetan, wie die primitive Horde vom Bluthasse gegen Blutsfremde, also gegen alle, die nicht zur Horde gehören, erfüllt ist. Sein Prinzip der absoluten Feindseligkeit beherrscht das politische Leben von der frühesten Horde bis zur Gegenwart, wenn nicht das rein Politische durch (wie wir sie genannt haben) metapolitische Kräfte [2]) beschränkt ist. Gerade Horde und Stamm unkultivierter Menschen betrachten fremde Gruppen (teilweise liegt es anders bei fremden Einzelmenschen) als feindlich. Es gilt das Gebot: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Es erscheint subjektiv

[1]) Vgl. Gustav Ratzenhofer, Wesen und Zweck der Politik, 3 Bde., Leipzig 1893, bes. Bd. I, S. 7: Das Gesetz der absoluten Feindseligkeit.

[2]) Vgl. meine „Einführung in die Politik" im Sammelwerk „Rothschilds Taschenbuch für Kaufleute" 59. Auflage, S. 153 und passim.

unmöglich, daß die Erde für beide Gruppen Raum habe. Nur zwischen eigener Vernichtung oder Vernichtung der anderen scheint einzig die Wahl zu sein.

Es ist in der Politik in der Hauptsache so geblieben wie einst. Feindschaft nach außen und friedlicher Zusammenschluß nach innen gelten seit Jahrtausenden als die Quintessenz politischer Erfahrung und Weisheit. Abschwächungen, zeitweilige Milderungen zugegeben; im ganzen entscheidet nur, inwieweit der Kreis der als zugehörig zum ,,Wir" gerechneten Menschen gezogen wird. Was außerhalb des Wir steht, wird mit dem Urinstinkte der absoluten Feindseligkeit betrachtet.

Die Hauptursache für das Feindschaftsgefühl, mit dem den Fremden begegnet wird, ist Unwissenheit und Unfähigkeit, in das eigene Lebensgefühl etwas von der fremden Individualität aufzunehmen. Dieser Mangel vermindert sich stets und in dem Maße, in dem man die Fähigkeit gewinnt, die Gedanken des fremden Ich als eigene zu denken, seine Gefühle nachzuempfinden, an seinem Leide oder seinen Freuden teilzunehmen. Die Weltmission des Mitleids liegt vor uns. Ist einmal Mitleid oder Mitfreude aufgetaucht, so erweicht der steinharte Boden des Bluthasses.

Diese primitive, törichte Abneigung gegen das fremde Element ist also nicht etwa bloß wirtschaftlich zu erklären, also dadurch, daß man im Kampfe um den ,,Futterplatz" oder das ,,Futterquantum" den Konkurrenten und seine Ansprüche fürchtet; vielmehr braucht eine Vorstellung, daß durch die Fremden die Menge der Güter gekürzt werden könnte, gar nicht vorhanden zu sein. Das Fremde, das der einfältige Geist nicht versteht, erschreckt ihn auf alle Fälle. Er erkennt ein anderes Verhalten, andere Lebensführung, andere Eigenschaften als die eigenen. Sie erscheinen dem Unwissenden als ein Vorwurf, als ein versteckter Angriff auf die eigene Art. Die Beobachtung, daß man auch anders existieren kann, daß Gottes Sonne auch über diese beunruhigenden Fremdlinge wärmend scheint, verletzt das Sicherheitsgefühl und Selbstbewußtsein.

Besonders die politische Gruppe hat zu allen Zeiten den Glauben unter ihren Mitgliedern genährt, daß sie allein vollkommen, auserwählt, unüberwindlich und normgebend sei. Die fremden Gruppen wurden als minderwertig betrachtet. Lehrt jedoch der Augenschein, daß dieser Glaube einer objektiven Prüfung nicht standhält, so entsteht eine lebhafte Beunruhigung; das naive Gefühl reagiert mit scharfem Unmut gegen das fremde Element; Haß entsteht.

Aber auch der Einzelmensch, der in engen, beziehungsarmen Ver-

hältnissen sehnsuchtslos und mit dem Gewohnten zufrieden gelebt hat, erwidert den Anblick des Fremden vielfach mit scheuer Abneigung. Sein inneres Gleichgewicht ist gestört. Statt sich hinzugeben oder auch nur mit lernbegieriger Neugier zu beobachten, sperrt er sich gegen den Eindruck und deutet ihn so lange um, bis er den Fremden als minderwertig ansehen kann.

Wo freilich der (oben genannte) Typus des nach neuen Anreizen bedürftigen Menschen oder eine entsprechende Seelenstimmung vorherrscht, läßt sich das Entgegengesetzte beobachten. Unter Umständen sind gerade die primitiveren Naturen schnell bereit, das Eigene dem Fremden zu opfern, wenn sie unter dem Eigenen gelitten haben.

Nicht selten stehen beide Einstellungen (starre Ablehnung und vorbehaltlose, bewundernde Hingabe) gerade in engeren Verhältnissen schroff nebeneinander, während größere Einsicht, Beobachtungsgabe und Erfahrung beide Extreme zu einer objektiveren Haltung abschwächen.

Wenn der Fremde nicht vernichtet oder nicht verdrängt werden kann, hilft sich der primitive und einfältige Geist durch Vorurteile. Er legt um sich und um den Fremden einen himmelhohen Wall von ungünstigen Meinungen, die oft nebensächliche Dinge zu Symbolen tiefgehender Unterschiede machen.

Ross meint[1]: „Jedes Volk bemerkt und brüstet sich mit Fällen, in denen sein Zustand höher und entwickelter ist als der eines anderen Volkes und übersieht Fälle, in welchen sein Zustand niedriger oder laxer ist. . . . Der Amerikaner ist über den Mangel an Ritterlichkeit gegen die Ehefrau beim Chinesen empört; der Chinese ist über das Fehlen von Ehrerbietung gegen die Eltern beim Amerikaner empört. Der Amerikaner scherzt über das Fehlen von Toilettenseife in seinem Zimmer in einem französischen Gasthause, während der Hotelwirt seine Schultern über des Amerikaners Bereitwilligkeit zuckt, ein Stück nach früheren Gästen zu benutzen, statt daß der Gast seine eigene Seife mitbringt."

Es ist klar, daß diese Vorurteile der Assoziation und Kooperation entgegenstehen. Aber die äußeren Umstände führen zu häufigen Wiederholungen von Kontakten. Jeder Kontakt zwingt zu Wahrnehmungen, die mit den Vorurteilen mehr oder weniger deutlich und absichtlich verglichen werden. Freilich darf man auf die Unbestechlichkeit des Urteils und die Genauigkeit der Vergleiche nicht zu sehr rechnen. Willigkeit zur Anerkennung objektiver Beobach-

---

[1]) Vgl. Ross, Principles, S. 22/23.

tungsergebnisse ist sehr selten in der Welt. Viel häufiger weicht der kurzsichtige Egoismus immer wieder aus, findet neue Vorwände für Absonderung und Isolierung.

Mächtiger als subjektive Kräfte pflegen die äußeren Umstände zu sein; sie erzwingen oft Bereitwilligkeit zum Verkehr. Jedenfalls nehmen wir den nicht seltenen Fall als Regel, daß die Kontakte mit wachsender Häufigkeit ein Befassen mit dem oder den fremden Menschen herbeiführen, und daß aus diesen psychischen Berührungen eine gewisse Bereitwilligkeit entsteht, die Existenz des anderen unangefochten zu lassen. Ob dabei Erwägungen der Nützlichkeit oder keimhafter Sympathie ausschlaggebend sind, ist für unseren Gedankengang nebensächlich.

Damit ist die Vorstufe zur Assoziation: die Duldung erreicht. Sie ist nicht dasselbe wie Sympathie, auch nicht dasselbe wie die nächstfolgende, zweite Vorstufe des Kompromisses.

§ 3. Duldung und Kompromiß.

Max Scheler hat in seinem Buche „Wesen und Formen der Sympathie“ [1]) das Mitgefühl analysiert und in vier Tatsachen zerlegt: 1. das unmittelbare Mitfühlen z. B. eines und desselben Leides „mit jemandem“, 2. das Mitgefühl an Etwas, Mitfreude „an seiner Freude“ und Mitleid „mit“ seinem Leid, 3. die bloße Gefühlsansteckung, 4. die echte Einsfühlung. Es ist in unserem Zusammenhang nicht erforderlich, die Fülle der hier vorhandenen Probleme aufzurollen; wir verweisen auf Schelers tiefdringende Untersuchungen. Besonders der Gegensatz von bloßer Gefühlsansteckung und dem Einsfühlen muß hervorgehoben werden.

Uns genügt hier, daß das Phänomen des Mitgefühls sehr verschiedene Stufen des Bewußtseins von fremder Individualität enthält. Es ist schwierig zu sagen, wo die Sympathie „beginnt“, d. h. welches innere Verhältnis zum fremden Ich wir bereits als Mitgefühl ansehen wollen. Doch ist die Zergliederung von Bewußtseinszuständen nicht unsere Aufgabe. Uns kann genügen, wenn wir unter Ausschluß der bloßen Gefühlsansteckung die drei übrigen Komplexe des Mitgefühls, die Scheler unterscheidet, als Sympathie zusammenfassen: Wir wollen den inneren Zustand als Mitgefühl (Sympathie) bezeichnen, bei dem ein Ich am fremden Ich oder an einzelnen Betätigungen dieses fremden Ich durch Mitfreude oder Mitleid Anteil nimmt [2]). Von der bloßen Freude an einer bestimmten Leistung eines anderen oder einem (vielleicht recht abgeblaßten) Schmerz über ein dem anderen entstandenes Übel erhebt sich die gradreiche Skala der Sympathie bis zu den Höhen der Einswerdung.

[1]) Bonn 1923.

[2]) Vgl. Kapitel IX dieses Buches.

Uns fesselt stets das Tat-Werden dieser Sympathie; aber die Grade der Assoziation sind nicht zugleich Stufengrade der Sympathie. Vielmehr kann bloße Annäherung von tiefem Einsfühlen mit dem fremden Ich vorgeschrieben sein, während die Vereinigung unter Umständen jenseits ausgesprochener Sympathieregung steht oder mit einem niedrigen Grade des Mitgefühls verknüpft sein kann.

Unter Duldung begreifen wir die höheren Formen der Toleranz, die aus Sympathie fließen, nicht ein. Wir machen einen Unterschied zwischen Duldung (im engeren Sinne) und Duldsamkeit (Toleranz). Toleranz kann der Ausdruck tiefster Liebe, stärksten Eins-Fühlens sein; Toleranz kann (soziologisch gesehen) geradezu das Merkmal der Vereinigung, des höchsten Stadiums von Assoziation bilden.

Wenn wir hier von Duldung als Zwischenstadium von Fremdheit und Kompromiß reden, so ist damit ein Zustand gemeint, bei dem noch keine Sympathie und freiwillige Kooperation, ja nicht einmal freiwillige Annäherung besteht, aber das Gefühl der Feindseligkeit gegen das Fremde die Handlungen nicht mehr vorwiegend bestimmt. Diese Handlungen bestehen zumeist aus Unterlassungen des Gegnerischen. Es ergibt sich ein (verhältnismäßig) ungestörtes Nebeneinander der Parteien, ein Leben-Lassen ohne gegenseitige Förderung, aber auch ohne gegenseitige Daseinserschwerung.

Wird bei der Duldung den Parteien noch kein Verzicht auf Eigenes zugemutet, so ist demgegenüber das zweite, folgende Stadium der Assoziations-Vorstufe, der Kompromiß, dadurch charakterisiert, daß beide Parteien zugunsten der anderen und zur Ermöglichung einer (größeren oder geringeren) Kooperation Ansprüche aufgeben.

Assoziation ist fast stets mit Zurückstellung oder endgültiger Ausschaltung eines wirklichen oder eingebildeten Vorteils der Isoliertheit verknüpft. Handeln die Parteien rational und freiwillig, so müssen ihnen die Vorzüge des Zueinander größer als die geopferten Werte erscheinen. Oft freilich wird der Kompromiß von der Übermacht der anderen Partei oder von den Umständen erzwungen. Wie Akte der Duldung auch nach Festigung der Kooperation immer wieder vorkommen, so sind Kompromisse gleichfalls im Stadium engerer Vereinigung stets aufs neue notwendig. Uns beschäftigen hier aber jene Zustände von Duldung und Kompromiß, die in der Regel überwunden und durchlebt sein müssen, ehe die eigentliche Assoziation beginnt. Wie wir Duldung und Toleranz scheiden, so sondern wir Kompromiß und Opfer (im

engeren Sinne). Von einem Opfer im soziologischen Sinne wollen wir nur dann reden, wenn (im Gegensatze zum Kompromisse) ein Vergleich von Aufwand und Erfolg dem in Frage kommenden Verhalten überhaupt nicht gerecht zu werden vermag, da ein äußerer Erfolg nicht angestrebt wird.

Ein Kompromiß kann auf Sympathie beruhen. In der Regel gehen der Assoziation Kompromisse voraus, die schwache Sympathie grade mit Erwägungen des Vorteils verknüpfen. Nicht selten vollziehen sie sich in Handlungen, deren Kompromißcharakter den Beteiligten nicht voll bewußt wird. Diese Handlungen gehen ohne deutlich erkennbare Grenze in Annäherung und Anpassung über. Das Unterschiedsempfinden, das noch für den Zustand der Duldung bezeichnend ist, schwächt sich immer mehr ab, bestimmt jedenfalls nicht mehr vorwiegend das Handeln.

§ 4. Duldsamkeit. Den Unterschied von Duldung und Toleranz können wir auch als den von Tatsache und Sozialsystem bezeichnen. Als System betrachtet, gibt die Toleranz eine Reihe von Regeln, die in Duldungen Taten werden. Diese Duldungen vollziehen sich dann prinzipiell, ethisch gewollt, sind der Ausdruck einer bestimmten Weltanschauung und Menschenbeurteilung. Sie sollen möglichst oft und möglichst ausdrücklich vorgenommen werden, während die nichtprinzipiellen Duldungen unseres Vorstadiums des Zueinander außer-ethisch, unbetont und aus Zweckmäßigkeitserwägungen, Zwangslagen, Zufälligkeiten und höchstens Ahnungen eines Vollkommeneren zu erklären sind.

Dieser Gegensatz von Tatsache und Sozialsystem wird uns noch öfters begegnen, z. B. bei der Konkurrenz. Daß beide miteinander gleichgesetzt wurden, ist oft eine Fehlerquelle in der Soziologie geworden. Die meisten sozialen Handlungen geschehen anfangs nicht prinzipiell, im Dienst einer Idee, sondern im Zusammenhange mit Abläufen von Geschehnissen, denen erst bei Wiederholungen ein bestimmter Sinn durch Auslegung nachdrücklich beigelegt wird. Das ist am deutlichsten bei der Konkurrenz zu beobachten; jedoch auch bei der Duldsamkeit. Beherrscht aber erst das Sozialsystem die Geister, so werden die entsprechenden Handlungen wert- oder unwertbetont; sie verlieren ihre Neutralität und Unschuld.

So hat vor allem das 18. Jahrhundert in Europa die Duldsamkeit zum Mittelpunkte eines Sozialsystems gemacht. Die Grundgedanken des Liberalismus sind mit dem Prinzipe der Toleranz eng verknüpft[1]); die jüngste Gegenwart freilich hat sich bis zum anderen

[1]) Vgl. meine Schrift: Der Liberalismus in Vergangenheit und Zukunft; Berlin 1917, S. Fischer, z. B. S. 130/131.

Pole von dieser edlen Norm des Verkehrs zwischen Menschen und Völkern entfernt. Voltaire nannte die Duldsamkeit das „Gottesgeschenk der Menschheit. Wir sind alle voll von Schwächen und Irrtümern, und unsere Dummheiten gegenseitig zu verzeihen, das ist das erste Gebot der Natur".

Doch uns müssen einige Fragen beschäftigen, die teils mit der Tatsache der Duldung, teils mit der Verwirklichungsmöglichkeit des Toleranzsystems zusammenhängen: Wir geben uns darüber Rechenschaft, daß stets Handlungen der Duldung und der Entgegenstellung nebeneinander bestehen, ja daß Duldung nach der einen Seite Handlungen der Intoleranz in anderer Richtung nach sich zieht. Die Folge davon ist, daß das Duldsamkeitsprinzip in der Welt des werktätigen Lebens zu unüberbrückbaren Widersprüchen zu führen scheint, zumal da Duldsamkeit gegen Intoleranz, auf die der Duldsame stößt, ja das feindliche Prinzip unterstützt. Das ist die Tragik des Liberalismus. Wir sagten darüber: „Da die Duldsamkeit in den Kampf der politischen Meinungen gestellt ist und mit der Intoleranz unter Anwendung von Machtmitteln streiten muß, so wird sie, weil sie politisch ist, nicht bloß durch die innere Schönheit ihrer Thesen gewinnen wollen und können. Sie wird um Boden im Volke ringen müssen, dabei insofern einen schwereren Stand haben, als sie sich nicht der Lockungen der Demokratie und des Sozialismus und der inneren Macht der katholischen Kirche bedienen kann. Sie teilt auch darin das tragische Verhängnis aller höheren, religiösen, ästhetischen und ethischen Systeme, daß sie, sobald sie Gegenstand von Parteikämpfen wird, eine Vergröberung zugunsten des bloßen Ringens um äußere Macht durchmacht."

So kann ein Urteil über den Wert der Duldsamkeit nur auf Grund der Frage, gegen wen oder was man tolerant ist, gegeben werden. Es handelt sich um eine relative Norm, die keine allgemeine Gültigkeit besitzt.

Tatsächlich ist man bei jeder sozialen Berührung und jedem persönlichen Verkehr immer wieder von neuem vor die Frage gestellt: ob und inwieweit man dulden kann und will, und welchem Maße von Duldung man selbst begegnet, ob es sich ferner lediglich um Duldung (im engeren Sinne) unter Aufrechterhaltung des ausgeprägten Gefühls für den Unterschied oder um Duldung handelt, die aus Sympathie fließt.

Die Geschichte der Völker, Staaten und Klassen weist einen sehr lehrreichen Wechsel in der Richtung, Art und Stärke von Duldungen auf. Niemals hat es allgemeine Toleranz oder allgemeine

Intoleranz gegeben. Die Frage: Wer ist denn mein Nächster? Wer vertritt ein mir feindliches Prinzip? wird je nach den geschichtlichen Zeitumständen verschieden beantwortet. Ist man unduldsam gegen fremde religiöse Bekenntnisse, so pflegt man nachsichtig gegen die politisch Andersdenkenden zu sein. Toleriert man den Leichtsinn, so ist man unduldsam gegen die Moralisten. Der Antisemit pflegt Habgier und Aufdringlichkeit beim „Arier" zu bemänteln oder zu übersehen; lieber rechnet er den unzuverlässigen Rassengenossen den Semiten zu, als daß er zugibt, daß intra muros et extra gesündigt wird.

Das Problem der Toleranz ist in erster Linie eine Angelegenheit der Konfessionen. Neue Bekenntnisse pflegen zunächst den Grundsatz der allgemeinen Duldung aufzustellen, wie neue politische Lehren der Freiheit zu dienen vorgeben.

Ross sagt darüber sehr eindrucksvoll[1]): „Die Verkünder von Weltreligionen — Buddha, Zoroaster, Jesus, Mohammed — predigen Toleranz gegen den Fremden. Jesus . . . schuf einen mächtigen Drang nach Brüderlichkeit. Aber die Kirche kam zur Pflege des Hasses gegen den Ketzer, da der Glaube an Kollektivverantwortlichkeit für individuelle Irrtümer jede Gemeinde oder Nation gegen Heterodoxie intolerant machte. So wurde das Christentum einer der schrecklichsten Teiler und Verwirrer der Menschen und führte zu den verwüstenden „Religionskriegen" des 16." (und 17.) „Jahrhunderts. Mohammed zerbrach mit seiner Lehre von der Brüderschaft aller Gläubigen zahllose Stammeseigentümlichkeiten. Aber dadurch, daß er seine Jünger lehrte, die Grenze gegen den Ungläubigen schärfer als gegen den Fremden zu ziehen, ersetzte er eine Art von Intoleranz durch eine andere. Er warf viele Schranken nieder, richtete aber andere auf, die sicherlich mehr Menschen umschlossen, aber höher waren."

Der Kaiser Konstantin begann mit dem Edikte, daß alle Religionen zugelassen wären; bald aber verfolgte er die nichtchristlichen.

Es ist eine zutreffende Beobachtung, daß oft primitivere Menschen und Stämme mehr Duldung gegen Fremde bezeigen als kultiviertere. Haben jene erst die Scheu aus Bluthaß überwunden, so pflegen sie zutraulicher, unbefangener zu sein und den Fremden argloser Spielraum zu gewähren als die „Kulturnationen" und die Gebildeten.

Woran liegt das? Zunächst sind die Duldungen der Primitiven nicht eigentlich Toleranz, also nicht Ethos, sondern mehr Passi-

---

[1]) Vgl. Ross, Principles S. 225.

vität, Naivität und Gutmütigkeit. Demgegenüber hat es der Urteils- und Kenntnisreichere schwerer, tolerant zu sein. Er weiß besser um Werte Bescheid, hängt an Imponderabilien, oft freilich an gefährlichen Ideologien, die der einfache Geist verlacht. Je mehr Hingabe an bestimmte Ideen und Abstraktionen besteht, desto schwerer ist es, tolerant gegen diejenigen zu sein, denen diese geistigen Kräfte oder ihr spezieller Gedankeninhalt nicht wertvoll erscheinen.

Die Gegensätze von Nation zu Nation und der Götzendienst des Rassenkampfes werden zumeist von den gebildeteren Teilen des Volkes kultiviert; die Ideologien des Völkerhasses wären nicht vorhanden, wenn es nur Proletarier gäbe. ,,Gebildet" (in diesem Sinne) zu sein, heißt: aus Ideologie hassen können, während der Klassenhaß des Proletariats mehr von der unmittelbaren materiellen Not gespeist wird. Der einfach und natürlich empfindende Mensch fühlt sich nicht gedrängt, eine Idee zu propagieren. Sein Streben, Proselyten zu machen, beginnt erst dann, wenn er durch Ideologien fanatisiert worden ist; von Haus aus ist sein Grundsatz: Leben und leben lassen!

Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß der einzelne Mensch nur durch seine selbstsüchtigen Interessen veranlaßt wird, grausam und feindselig gegen andere zu sein. Vielmehr hat gerade die mit Berechnung gepaarte Selbstsucht auch stets die Tendenz in sich, wenn es vorteilhafter erscheint, mit dem Gegner zu kompromittieren.

Der Satz: ,,Um seiner Religion eine Seele zu gewinnen, wird keiner den Dolch zücken" ist falsch. Vielmehr sind oft Ideologien stürmischere, aggressivere Antriebe als die Interessen. Der größte Teil des Menschenleids ist darauf zurückzuführen, daß Überzeugungen, die für heilvoll gehalten wurden, unter allen Umständen auf alle anderen übertragen werden sollten. Man glaubt, den Andersdenkenden nicht in Ruhe lassen und nicht gestatten zu dürfen, daß er nach seiner Fasson selig werde. Die grausamsten Menschen sind stets die gewesen, die aller Welt so lange feind waren, bis sie sich für bekehrt erklärte. Heute gibt es z. B. zahlreiche Anhänger einer kommunistisch-pazifistischen Weltbeglückungslehre, die aber mit Gewalt diesen Zustand schaffen wollen, ohne zu bedenken, daß sie auf diesem Wege niemals bis zu ihrem Ziele gelangen, sondern selbst ihre Sache vorher im Blutbade ertränken werden.

Bisweilen freilich schreckt die Weltklugheit und Menschenkenntnis, die sich ihrer Natur nach in einem feindlichen Spannungsverhältnisse zur Ideologie befinden muß, vor fanatischer Intoleranz

zurück, weil sie beobachtet hat, daß ungerechte Bedrückung einer Sache neue und entschlossene Anhänger zu gewinnen pflegt. Man will keine Martyrer schaffen. Die Römer erkannten in ihrem Reiche alle Kulte, auch die jüdischen und ägyptischen Bekenntnisse an; sie begnügten sich mit hochmütiger Verachtung. Das ist auch das System der Briten in Indien. Die Juden freilich duldeten keine Jupiterstatue in Jerusalem und die Christen keine auf dem Kapitole.

Der Schritt zur Duldung wird erst getan, wenn die innere Teilnahme an der Sache, die durch Duldsamkeit geschwächt werden könnte, nachgelassen und einer laueren und leidenschaftsfreieren Einschätzung Platz gemacht hat. Man empfindet das konsequent ablehnende Verhalten gegen das fremde Element als hinderlich und töricht. Allmählich erweitert sich der Kreis des zu Tolerierenden. Der Maßstab ist ein anderer geworden.

Aber, wie gesagt, Duldung ist noch nicht Kompromiß. Was nur geduldet wird, bleibt fremd; erst der Kompromiß schafft den Beginn der Gemeinsamkeit. Die äußeren Notwendigkeiten und die aus ihnen fließenden Gewöhnungen vermindern den Schmerz der Wandlung. Das Leben zwingt. Je mehr der Druck der Umstände wächst, desto mehr Kompromisse gibt es; je leichter und seltener der Druck, desto weniger Übereinkommen werden geschlossen. Das lehrt die Entwicklung vieler Ehen; das lehrt die Geschichte der früheren österreich-ungarischen Monarchie (um aus sehr verschiedenen Lebensgebieten zwei Beispiele statt vieler zu geben).

Der Kompromiß ist in ausgesprochenem Grade ein Erzeugnis der Lebenserfahrung. Junge Leute und Schwärmer verachten ihn, bis er sie unter sein unentrinnbares Joch zwingt. Ohne ihn kann man auf die Dauer nicht in menschlichen Verbänden existieren. Auch hier ist entscheidend, worin man nachzugeben bereit ist. Um Wertvolleres zu bewahren, wird man sich in kleineren Dingen zu fügen bereit sein müssen. Immer sind wir in Widersprüche eingekeilt. Wir haben uns zu entscheiden, was wir vorziehen wollen. Stete Kompromißbereitschaft bei jedem Gegensatze ist ebenso von Übel wie Halsstarrigkeit.

Freilich bröckelt mit jeder Übereinkunft ein Stück Eigenart ab. Der Abscheu der Jugend vor diesen Hingaben, mit denen bisweilen nur äußere Sicherheit, Ruhe und Behagen erkauft wird, ist der Widerwille des Heroismus gegen das Philistertum. Oft erkennt man zu spät, daß man aus „Lebensklugheit" zu viel aufgegeben hat, und daß man gesunken ist. Auch ist die Kunst des rechten Kompromisses schwierig. Der Partner ist bestrebt, uns den größten

Teil der Nachgiebigkeit zu überlassen, und bisweilen trägt die starre Unerbittlichkeit den Sieg davon.

Wir stehen nunmehr am Start der Bewegungsbahn der Assoziation. Es empfiehlt sich, die allgemeinen A-Beziehungen, die einer der vier Grundstufen a bis d nicht zugeteilt werden können, zunächst noch unbeachtet zu lassen und erst einen Blick auf diese vier Hauptprozesse: a) Annäherung, b) Anpassung, c) Angleichung, d) Vereinigung zu werfen. Wir wollen unter Annäherung die vorbereitenden Schritte zur Assoziation, unter Anpassung Assoziation unter Anerkennung der Verschiedenheit, unter Angleichung den Versuch, die Verschiedenheit zu überwinden und unter Vereinigung die Herstellung einer Gemeinschaft, die als selbständiger Zustand aufgefaßt wird, verstehen. § 5. Beispiele von Annäherung.

Nicht immer setzt Assoziation ein Stadium der Annäherung voraus. Vom Kompromisse kann der Weg direkt zur Anpassung oder Angleichung führen. Bei der Annäherung besteht immer noch ein Abstandsgefühl; es liegt in ihr ein Versuch, ein Zweifel. In der Regel wird eine der beiden Parteien zurückhaltender und der Assoziation weniger bedürftig sein. Der Entschluß, den Bann zu brechen, fällt der anderen Partei zu, die den Akt der Annäherung vollzieht. Sicherlich gibt es auch Annäherung von beiden Seiten; oft ist das Verlangen danach auf beiden Seiten latent oder offenkundig vorhanden.

Unsere Beispiele von Unterprozessen mögen zur Veranschaulichung genügen:

1. Anbeten: von (Göttern und) Menschen. Hier ist die Zaghaftigkeit, Demut und Scheu mancher Annäherungsvorgänge gegeben. Der Anbetende nähert sich einem ihm höher geltenden Wesen, das sich herablassen möge.

2. Anlocken, Ködern: Auch in diesem ganz anders gearteten Annäherungsprozesse handelt es sich um einen Versuch, eine Möglichkeit, eine List.

3. Annehmen: Wer annimmt, gestattet Annäherung. Wer Annahme heischt, versucht sich zu nähern.

4. Aufheitern, belustigen, kredenzen, ein Ständchen bringen werden gewiß dadurch, daß wir sie als Vorgänge der Annäherung betrachten, nicht ausreichend beschrieben; doch wird dadurch der Beziehungscharakter hervorgekehrt.

5. Anvertrauen: Hier eröffnet sich die Fülle der Probleme, die einer soziologischen Untersuchung des Geheimnisses vorbehalten sind. Nicht immer ist der Ausgangspunkt für ein Geheimnis der Umstand, daß man einem anderen etwas anvertraut

hat; aber die Verknüpfung des Geheimnisses mit Annäherung ist in ihm gegeben. Die soziologische Reichweite der Geheimhaltung ist ausgedehnter: der Geheimbund soll uns in der Gebildelehre beschäftigen; die geheimen Funktionen (das Amt des „Geheimen" Rats etwa in seiner ursprünglichen Bedeutung), der Gegensatz von Publizität und „Vertraulichkeit", der Kampf der Ausforschung und Spionage gegen das Geheimnis, der Zusammenhang der politischen Systeme mit der Begünstigung der Geheimhaltung u. a. m. bleiben zu untersuchen. Damit ist auch der Prozeß der Aus- und Aufspürung berührt.

6. Begleiten, bitten, danken, fürsprechen, belohnen, Beifall zollen, gestehen, interpellieren, konsultieren, petitionieren, trösten, widmen, zustimmen brauchen hier nur aufgezählt zu werden.

7. Sich auf jemanden berufen ist ein doppelter Annäherungsprozeß: A beruft sich bei B auf C. Damit ist noch keine sekundäre Mischbeziehung gegeben; denn beide Male handelt es sich um dieselben Beziehungen der Annäherung; A kommt B näher, indem er eine intimere Beziehung von B zu C ausnutzt. Zugleich aber attachiert er sich dadurch dem C.

8. In seinem Exkurs über „Treue und Dankbarkeit" [1]) spricht Simmel von der soziologischen Funktion des Gebens und weiter von Gabe und Gegengabe. So heißt es über das Geben: Es ist „überhaupt eine der stärksten soziologischen Funktionen. Ohne daß in der Gesellschaft dauernd gegeben und genommen wird — auch außerhalb des Tausches —, würde überhaupt keine Gesellschaft zustande kommen. Denn das Geben ist keineswegs nur eine einfache Wirkung des einen auf den anderen, sondern ist eben das, was von der soziologischen Funktion gefordert wird: es ist Wechselwirkung. Indem der andere entweder annimmt oder zurückweist, übt er eine ganz bestimmte Rückwirkung auf den ersteren. Die Art, wie er annimmt, dankbar oder undankbar, so, daß er schon erwartet hat oder daß er überrascht wird, so, daß er von der Gabe befriedigt ist oder unbefriedigt bleibt, so, daß er sich durch die Gabe erhoben oder gedemütigt fühlt — alles dies übt eine sehr entschiedene, wenn auch natürlich nicht in bestimmten Begriffen und Maßen ausdrückbare Rückwirkung auf den Gebenden, und so ist jedes Geben eine Wechselwirkung zwischen dem Gebenden und dem Empfangenden".

---

[1]) Vgl. Simmel, Soziologie S. 592 ff.

Uns beschäftigt hier das Geben, das erst die Anknüpfung einer Beziehung bewirkt.

9. Sich herablassen ist der erste Schritt einer Annäherung des Höherstehenden an den Niedrigeren. Oft ist es die Reaktion des B auf Bemühungen des A, sich den anderen zugänglich zu machen.

10. Intimwerden ist hier nicht als ein langer, dauernder, allmählich voranschreitender Vorgang der Verbindung gedacht, sondern als das oft fatale, unerwartete Vorgehen eines um Annäherung sehr bemühten Menschen. Hierzu auch: lobhudeln.

11. Das Verhältnis der Kundschaft bedarf gründlicher wirtschaftssoziologischer Analyse. Kunde sein und Kundschaft haben betrachten wir als eine allgemeine Beziehung des Miteinander von sehr verschiedener Gradstärke, die Verschaffung von Kundschaft (durch Reklame, Rabattangebot, Unterbieten, prompte Lieferung usw.) als Annäherung.

12. Pardon geben setzt Konflikt voraus. Kampfesgegner gehen zur Beziehung der Friedlichkeit über, indem die obsiegende Partei den Willen der anderen, sich zu ergeben, annimmt.

13. Das Zujauchzen gehört zu den Bekundungen der Masse und hat in diesem Zusammenhange seine weltgeschichtliche Bedeutung.

14. In der Sexualsoziologie sind die Formen der Annäherung besonders zu untersuchen. Die Geschichte der Galanterie hat ihre beziehungswissenschaftlichen Abschnitte. Galante Annäherung lehrt schon in köstlichen Versen Ovid in seiner ars amandi. Freilich wehe dem Liebenden, dessen Galanterie mit der Annäherung endet. Wir haben vorgezogen, durch einen Hinweis auf C d (Auslese) wenigstens noch eine andere Seite der Liebesritterlichkeit hervorzuheben. Alle Galanterie sucht auszuzeichnen; sie bekommt in „galanten Zeitaltern" den Charakter einer Institution, die an Höfen, in den Kreisen der Aristokratie und des weltmännischen Verkehrs gedeiht. (Deshalb erscheint sie uns auch als eine C-Beziehung.)

15. Welche immer wieder überraschende Kraft der Annäherung liegt in einem gut gewählten Komplimente! Es empfiehlt sich, auf diesem Gebiete mit der Unersättlichkeit der Menschennatur zu rechnen.

16. Die gemeinsame Erziehung der beiden Geschlechter, die Coedukation, betrachten wir als einen integrierenden Prozeß (D); aber in ihr steckt auch ein besonderes Annäherungsproblem, einmal als Norm: Knabe und Mädchen sollen einander genähert

werden, weil man sich davon günstige Wirkung verspricht; dann aber auch als (manchmal unbeabsichtigte) Tatsache, die ihren Einfluß jenseits des pädagogischen Willens ausübt.

Wieder können wir die Unterprozesse nur flüchtig streifen und müssen es den Einzeluntersuchungen, für die es wahrlich nicht an Stoff fehlt, überlassen, tiefer zu schürfen. Aber die spezifisch soziologische Betrachtungsweise kann, so hoffen wir, schon aus diesen Andeutungen von Beispielen klar werden. Der Jurist etwa wird aus Vorgängen wie „zustimmen" (siehe BGB.) etwas ganz anderes abstrahieren, als das ist, was wir an ihnen hervorheben; „interpellieren, petitionieren" bedürfen in der theoretischen Politik einer (den Zweck hervorkehrenden) Umgrenzung; dem Arzt ist die Beziehung der „Konsultation" nicht bloß Annäherung. Weshalb aber diese Vorgänge auch für uns von Belang sind, ist jetzt wohl hinreichend verdeutlicht.

§ 6. Anpassung.

Haften der Annäherung noch mehr oder weniger Merkmale des Vorstadiums eines Zu- und Miteinander an — ist es doch fraglich, ob im Einzelfalle Beifall, Kompliment, Geständnis, Fürsprache usw. eine wirkliche Verbindung herbeiführt —, so ist in der Anpassung Assoziation selbst zu spüren, wobei freilich schon die Wortfassung zeigt, daß die Verschiedenheit der sich assoziierenden Partner berücksichtigt bleibt. Man kann nur anpassen, was lediglich ähnlich, aber nicht gleich ist.

Wir erinnern uns der Unterschiede unter Menschen und Völkern und begreifen, daß ein unendlich großer Teil aller Beziehung schaffenden Tätigkeit in solchen Anpassungsprozessen besteht. Jeder Anpassungsprozeß wird in der Hervorkehrung und Nutzung der Ähnlichkeit bestehen; man wird sein Augenmerk dem, was an den Größen gleich ist, wie nicht minder dem, was an ihnen ungleich ist, zukehren. Ein Übersehen und Vergessen des Unterschiedlichen macht den Ausgangsprozeß zunichte.

Wir unterscheiden einseitige und wechselseitige Anpassung. Im ersten Falle wird von zwei Größen (A und B) lediglich die eine (A) der anderen (B) angepaßt; B bleibt relativ unverändert, begnügt sich mit untergeordneten Kompromissen, bisweilen sogar mit Duldungen, während A eine teilweise Änderung seines Wesens vornimmt oder es sich gefallen lassen muß, daß diese Änderung an ihm vorgenommen wird, um B mehr zu entsprechen als zuvor.

Daraus ergibt sich, daß in der Regel der (in irgendeiner Hinsicht) schwächere Teil sich dem stärkeren anpaßt.

Doch — zumal im persönlichen Leben, weniger im Gruppenverkehr — fehlt es nicht an zahlreichen Vorgängen einer wechselseitigen Anpassung, die auf gegenseitiger Beeinflussung beruht. In dieser Anpassung wird die Linie der beiderseitigen Kompromisse fortgesetzt und verstärkt. Was beim Kompromisse als vorübergehende Einzelhandlung erscheint, ist bei der Anpassung ein fortwirkendes, konstantes Streben geworden.

Die Anpassung des Schwächeren vollzieht sich, äußerlich betrachtet, bisweilen in dem Vorgange der Unterordnung. Freilich setzt unser Begriff der eigentlichen Unterordnung ein Gebildeverhältnis voraus; es ist ein integrierender Prozeß. Faßt man ihn jedoch ganz generell als allgemeinmenschliche Beziehung, so läßt sich feststellen, daß Anpassung bisweilen in Unterordnung sichtbar wird. Doch kann die Anpassung an den Stärkeren auch ein mehr innerer, freiwilliger, versöhnlicher Vorgang sein, der sich nicht richtig als Subordinierungsprozeß charakterisieren läßt.

Oft läßt sich beobachten, daß sich das feinere und zartere Element dem gröberen anpaßt; denn der umgekehrte Vorgang, das Rohere dem Edleren anzupassen, stößt auf den Mangel an Entwicklungsfähigkeit, Einsicht und Elastizität bei jenem. Die weichere und bildsamere Masse ist die anpassungsfähigere und manchmal auch -willigere. Oft aber ist sich der feiner organisierte Teil seiner Zwangslage und seiner Erniedrigung durch Anpassung bewußt und leidet darunter.

Die Gruppe, die zumeist unter der Linie der besseren Einzelnen steht und in ihren Willensäußerungen dem unterdurchschnittlichen Typus ihrer roheren Elemente gleich ist, verlangt von den Überdurchschnittlichen diese Anpassung in peius. Das läßt sich in jedem Internate, jeder Schüler- und Studentenverbindung, im Mädchenpensionate, im Offizierkorps ebenso beobachten wie im politischen Parteiwesen und im Staatenverkehr. Immer wieder erblühen unter günstigen Bedingungen hier und da Keime der Verfeinerung im einzelnen Menschen auf. Über kurz oder lang werden diese in ästhetischer, sittlicher oder geistiger Hinsicht Edleren in einen Gruppenverband gedrängt, der, statt sich an ihnen zu erheben, fast stets in Feindseligkeit einen Druck zur Anpassung und Kooperation auf einer niedrigeren Werthöhe ausübt und nicht selten auch erreicht. Was an Einheitlichkeit dadurch gewonnen wird, geht an Qualität verloren.

Die Entstehung größerer Verbände des staatlichen, kirchlichen, wirtschaftlichen Lebens hat stets über Anpassungsprozesse geführt, die den Schwächeren auferlegt worden sind. Das, was man spät-

römische Kultur nennt, ferner z. B. die relative Einheitlichkeit des britischen Weltreiches, die Kooperation verschiedener Rassen in Kolonialgebieten beruht auf dem Anpassungszwange.

Freilich ist nicht nur der Übergang von der einseitigen zur beiderseitigen Anpassung oft unmerklich und mannigfaltig; auch bei der zweitgenannten Art läßt sich auf die Dauer bisweilen ein Wechsel von Abhängigkeitsverhältnissen feststellen. Was schwächer schien, ist schließlich stärker. Das gilt besonders auch nicht selten von Siegen mit den Waffen oder anderen Erfolgen der physischen Kraft. Die militärisch Besiegten besitzen manchmal eine alte Geisteskultur, die nach der Niederlage ihre eigene Lebenskraft entwickelt. Die Sieger suchen sie zu übernehmen, passen sich also dem schwächeren Teile an und werden immer mehr in die — ihnen manchmal gefährliche, weil ihre Eigenart vernichtende — Bannkreise des Fremden hineingezogen. Das Verhältnis der Römer zu den Hellenen, Schicksale von Germanenstämmen in der Völkerwanderung, die Unterlegenheit der siegreichen Mandschus gegenüber der chinesischen Kultur können als Beispiele dienen.

Räumlicher Verkehr wird immer gewisse Anpassungsprozesse nach sich ziehen, während geschlechtliche Vermischung, zumal das Connubium, darüber hinaus zu direkter Angleichung zu führen pflegt. Nachbarschaft führt vielfach nur zu Anpassungen; Leute, die lange nebeneinander wohnen, werden zwar bestimmte Rücksichten, wenn sie Feindschaft vermeiden wollen, walten lassen, brauchen aber ihr Unterschiedsempfinden gegeneinander nicht aufzugeben.

Absichtlich vermeiden wir, den biologischen Begriff der Anpassung mit unserem soziologischen zu vermengen. Der Biologe ist geneigt, die Anpassung mit Vorstellungen von Entwicklung, Artenbildung, Varietät, womöglich mit Fortschritt zu verknüpfen. Soziologen, deren Lehren in den Zusammenhang mit der Biologie versenkt sind, wie Spencer, übertragen leicht diese Einschätzung des Vorganges auf das soziologisch-menschliche Gebiet. Spencer stellt geradezu als Endziel aller sozialen Entwicklung die Norm der völligen Anpassung der menschlichen Eigenschaften an die umgebenden Verhältnisse auf. Anpassung ist ihm eine ethische Forderung. Uns ist Anpassung kein Wert- und Normbegriff. Wir fassen ihn als etwas Formales. Über den Wert des einzelnen Anpassungsprozesses kann man sich erst äußern, wenn über die Qualität dessen, an das man sich anpaßt, wie dessen, das sich anpaßt, und schließlich über Art, Gradstärke und Nachhaltigkeit des Anpassungsvorganges etwas ausgesagt ist. Nivellierende Anpassung

an geringe Qualitäten würden wir nicht zu preisen vermögen. Wie uns der Vorgang des Zueinander im allgemeinen nicht von vornherein als etwas positiv Wertvolles und Erstrebenswertes erscheint, so im speziellen nicht die Anpassung.

Der Biologe m u ß den Zusammenhang anders sehen. Er achtet darauf, wie Organismen durch Anpassung an (sie beherrschende) äußere Lebensbedingungen Eigenschaften entwickeln, die sie für den Kampf ums Dasein tüchtiger machen. Auch der Techniker und der Volkswirt heben mit Recht hervor, wie sich durch Übung Organe des Menschen bestimmten Arbeitsaufgaben anpassen. Die Leistungserhöhung durch Anpassung an nun einmal gegebene Bedingungen sachlicher Art kann nicht übersehen werden und ist i n d i r e k t auch für das gesellschaftliche Leben von Bedeutung. Aber bei uns hier handelt es sich zunächst um Anpassung an Menschen und menschliche Beziehungsgebilde. Man kann nicht schlechtweg sagen, Anpassung des Menschen an den Menschen sei Ziel und Sinn der „Gesellschaft". Gewiß kann sich dahinter ein sittliches Ziel insofern verbergen, als mit Anpassung gemeint sein mögen friedliche Beziehungen der gegenseitigen Rücksichtnahme und wechselseitigen Ergänzung, brüderliche Hilfe, Sympathie und Liebe. Es ist aber eine irreführende Übertragung eines naturwissenschaftlichen Begriffs auf das kulturelle Leben, wenn man dies mit „Anpassung" bezeichnet. Es ist aus dem Vorausgehenden ersichtlich, daß es sich um etwas ganz anderes dabei handelt.

§ 7. Beispiele von Anpassungsprozessen.

1. A n e r z i e h e n ist mehr im Sinne der Biologie oder der Norm-Pädagogik ein Begriff der Anpassung. Indessen kann auch beziehungswissenschaftlich von Anerziehung geredet werden, wenn man darunter einen Gewöhnungsprozeß versteht, bei dem Erfordernisse der Gruppe an den Einzelnen durch Übung und Drill verwirklicht werden. Verwandt damit ist: j e m a n d e m e t w a s b e i b r i n g e n.

2. F r e u n d l i c h e A u f n a h m e wird man sich in der Regel nur durch einen Anpassungsvorgang an die sozialen Bedingungen des Kreises, dem man angehören möchte, v e r s c h a f f e n.

3. B e i f a l l e n u n d b e i s t i m m e n: Über das von uns als Annäherung angesehene Beifall-Zollen hinaus betrachten wir das Beifallen im Sinne Stoltenbergs [1]) als einen inneren Vorgang („so hätte ich auch gefühlt, so auch gehandelt, dasselbe gesagt und gedacht"). „Beifallen", sagt Stoltenberg, „ist nicht gleichbedeutend mit Beistimmen. Das letzte Wort bezieht sich nämlich nicht auf

[1]) Vgl. S t o l t e n b e r g, Soziopsychologie S. 76/77.

Gefühlserscheinungen und allgemeine Willensrichtungen, sondern auf Verstandesurteile. Ich kann z. B. jemandem beifallen, d. h. das Gefühl haben, ihn zu verstehen, weil ich die gleiche Stimmung und Wertung, ja selbst das gleiche Urteil schon einmal erlebt habe, von Beistimmung kann aber nur die Rede sein, wenn ein auch jetzt noch gültiges Einsichtgefühl in bezug auf das, was wir anderen mitteilen, in mir lebt."

Weshalb aber rubrizieren wir diese Vorgänge der „Einstimmung" unter Anpassung? Daß die Richtigkeit der Zuordnung bei oberflächlicher Betrachtung in Zweifel gezogen werden kann, ist zuzugeben. Uns will jedoch scheinen: Soziologisch kann man bei der bloßen Zustimmung noch nicht von Vereinigung (bei aller dabei möglichen Gefühlsgleichheit) reden; auch Angleichung braucht noch nicht zu bestehen. Der Psychologe denkt an den einzelnen Vorgang, der als gleich angesprochen werden mag; wir aber an die ganze handelnde Person, die sich durch bloße Zustimmung noch nicht angleicht.

4. Bemänteln, ein für die Lehre vom individuellen Motiv, also psychologisch, recht interessanter Vorgang, beschäftigt den Soziologen als Anpassungserscheinung. A sucht B eine Sache annehmbar zu machen, indem er die Mängel und Fragwürdigkeit, die der Sache anhaften, verbirgt, so daß das Unvollkommene als relativ vollkommen erscheint. Der Nachdruck liegt auf dieser Verhüllung des Schadhaften. Oft geschieht es zugunsten einer dritten Person, deren Verhalten „beschönigt" wird. Stellt man den Vorgang in unsere Optik, bei der das „räumliche" Verhältnis der Parteien entscheidend ist, so erkennen wir, daß es sich um mehr als bloße Annäherung, nämlich um einen Assoziationsversuch handelt, bei dem man sich des Trennenden, eben des Unterschiedlichen, Mangelhaften, bewußt bleibt.

5. Das Bündnis wird uns noch unter „Vereinigung" beschäftigen. Wir machen uns klar, daß es über bloße Annäherung hinausführt, in seinen loseren Formen aber im Stadium der Anpassung bleibt, in der Regel freilich zu stärkerer Kooperation führt.

6. Wenn man an jemanden glaubt, schließt man sich innerlich ihm an, ohne sich ihm gleichzufühlen.

7. Sich hineinzuleben bedeutet in ausgesprochenem Grade einen Anpassungsvorgang.

8. Kreditieren wird hier nicht als ein ökonomischer Vorgang, sondern als eine spezielle menschliche Beziehung aufgefaßt. Man gibt Kredit im Vertrauen auf die zukünftige Zahlungsfähigkeit und -bereitwilligkeit des Schuldners. Gläubiger und Schuldner

sind durch diesen Vorgang miteinander verbunden; sie haben in gewisser Hinsicht das gleiche, in anderer Hinsicht das entgegengesetzte Interesse. Ohne (eingeschränkte) Hingabe an die Kredit heischende Person kommt das Verhältnis nicht zustande. Es steht zwischen Annäherung (jenem Verhalten des Kreditsuchers, das der Kreditierung vorauszugehen pflegt) und Angleichung.

9. Zum Mitleid bewegen kommt hier vorwiegend in passiver Form in Frage.

10. Was an der Nachahmung bloße Anpassung ist, soll unten (bei den allgemeinen A-Beziehungen) zu zeigen versucht werden.

11. Übereinkommen können Parteien nur, wenn sie sich einander anpassen. Doch enthalten bloße Übereinkommen zumeist noch keine eigentliche Angleichung.

12. Zivilisieren ist der Versuch, Roheres in äußerlichen Anpassungsprozessen zu verfeinern.

13. Die Kollegialität ist ein Verhältnis zwischen Berufsgenossen, das einen Gemeinschaftsgeist schwächeren Grades schaffen will. Da Gegensätze der Konkurrenz, der Kompetenz, des Einflusses, der Abstufung der Arbeitslast, des Neides usw. hineinspielen, kann es sich zumeist nur um ein System von Anpassung, nicht von Angleichung handeln. Gibt es doch eine pessimistische Auffassung, die bereit ist, Kollegialität mit Feindschaft zu verdeutschen. Der Soziologe hat zu untersuchen, unter welchen Umständen die weite Skala der Beziehungen von direkter Feindschaft zur Freundschaft durchlaufen wird, was die Kollegialität schafft, vernichtet, vermehrt oder vermindert.

14. Mimikry ist jener Anpassungsprozeß an die Umgebung, bei dem ein feindliches Element über die wahre Natur des sich Anpassenden getäuscht werden soll; der Gegner soll ihn für ein Ding halten, das nicht verfolgt werden kann oder soll. Dieser (zunächst von den Biologen untersuchte und beschriebene) Vorgang (z. B. Schutzfärbung von Tieren) enthält eine Fülle von Problemen für die Soziologie. Er ist sehr komplex; aber uns will scheinen, als ob auch wir nach dem Vorbilde des Biologen den Prozeß der Anpassung hervorzuheben hätten, während das Verhältnis zum Gegner in zweiter Linie steht. Doch läßt sich auch die Auffassung vertreten, daß Mimikry eine sekundäre Mischbeziehung ist. Sie geradezu als Angleichung zu bezeichnen, nehmen wir Anstoß, weil sich das in Betracht kommende Geschöpf ja nur in einer oder wenigen Hinsichten, wieder nicht als Ganzes, „angleicht". Noch weniger fällt Mimikry mit dem Begriffe Nach-

ahmung zusammen. Das gilt gerade für die Menschensoziologie; es muß uns daran liegen, neben Nachahmung einen selbständigen Begriff Mimikry zu besitzen.

Wenn jemand „mit den Wölfen heult", so bezeichnen wir das als Mimikry.

Der Einfluß dessen, was man den „Zeitgeist" nennt, äußert sich vorwiegend in zahllosen Nötigungen zur Anpassung. Uns persönlich ging es so, daß wir bis zum Kriegsbeginn die Breitenwirkung der Individualität überschätzt, die Abhängigkeit der großen Masse der Menschen, gerade der gebildeten Menschen, vom Zeitgeiste zu gering veranschlagt haben. Bei Beginn des Krieges wurde dieser Irrtum — und zwar bei allen Völkern —offenbar. Gerade in der Literatur ließ sich beobachten, wie viele Intellektuelle sich in der Hauptsache als Sprachrohr des übermächtigen Zeitgeistes betrachten und diesem mehr als ihren Überzeugungen vertrauen. Das führte sie zu einem krampfhaften Anpassungsversuche. Diese Bemühungen um Unterordnung der eigenen Seele unter die historischen Gegebenheiten der sozialen Umwelt haben seitdem zu oft höchst seltsamen Unausgeglichenheiten der Individualitäten geführt. Nur Abkehr von der Überschätzung des Zeitgeistes und Besinnung auf überhistorische Zusammenhänge kann befreien.

§ 8. Angleichung. Durch Anpassungen lassen sich bestimmte Anforderungen der Assoziation bereits erfüllen. Es entsteht ein geordnetes Nebeneinanderleben. Nehmen wir an, es handele sich um zwei Gruppen, die durch äußere Umstände für längere Dauer genötigt sind, auf demselben Raume zusammenzuleben, so sind Anpassungsvorgänge, aber nicht mehr als diese zwischen ihnen erforderlich. Die Verkehrsbeziehungen lassen sich dann regeln; Reibungen und Konflikte verhindern; der zwischen Zusammenlebenden unvermeidliche Wettbewerb kann in störungsfreie Bahnen gelenkt werden. Aller Assoziation liegt das Streben nach stärkerer Leistung zugrunde. In der Tat wird diese Leistungserhöhung durch geschickte Anpassung vielfach erreicht werden, da die Rücksichtnahme, die die Anpassung verlangt, die Sicherheit und Pünktlichkeit der sozialen Arbeit erhöht.

Aber immer bleibt bei bloßer Anpassung das Abstandsgefühl, wenn auch meist abgeschwächt, bestehen. Es fehlt an Vertiefung der inneren Teilnahme. Sind die Schritte zur Angleichung vollzogen, so teilen sich bei Menschen und Gruppen Gefühle, Erinnerungen den anderen mit; ihr Verhalten wird immer ähnlicher. Man hat gemeinsame Erfahrungen und führt in vielen Stücken

ein gleiches Kulturleben. Zur Vereinigung fehlt nur die Häufung, Unbewußtheit, Selbstverständlichkeit der Gemeinsamkeit. Noch handelt es sich nicht um Gleichheit, sondern um Angleichung, also um die Versuche, zur Vereinigung zu gelangen.

Große Volksführer, die zwei Stämme zu einem Volke verschmelzen wollen, werden über die Förderung des bloßen (Anpassungen schaffenden) Verkehrs hinausgehen. Ihre Mittel sind Gleichheit der Schule und Erziehung, der Sprache, der Religion, Connubium, Gesetzesgleichheit. Daher der Kampf gegen Verschiedenheit von Religion und Sprache überall dort, wo die Vereinheitlichung zu einem möglichst uniformen Volks„körper" angestrebt wird, die Unangefochtenheit der beiden geistigen Kollektivkräfte aber überall dort, wo man gerade Abstände zwischen Rassen oder Stämmen aufrecht erhalten will. Karl der Große erzwang nicht zuletzt aus diesen politischen Gründen den Religionswechsel der Sachsen. Das Sprachenproblem war die Hauptschwierigkeit der alten österreich-ungarischen Monarchie.

§ 9. Beispiele von Angleichung.

1. Die Anhängerschaft bemüht sich um eine Verschmelzung ihrer eigenen Überzeugungen und Wollungen mit den Lehren und dem Verhalten des Meisters. Der Wille zur Beseitigung alles Unterschiedlichen ist hier bezeichnend.

2. Anstecken: A ruft die gleiche Erscheinung bei B hervor, wie sie bei ihm, A, vorhanden ist[1]).

3. Wenn man sich auf jemanden beruft, so setzt man dessen Urteil an die Stelle des eigenen.

4. Wer für einen anderen bürgt oder garantiert setzt sich ihm in bezug auf die Übernahme bestimmter Lasten gleich.

5. Dienen wird uns als Korrelat zum Herrschen noch beschäftigen; hier interessiert nur die Übernahme der Interessen des Herrn als eigener.

6. Dürfen: Hier ist das Wollen des A gegeben durch das Erlauben des B. A muß sein Handeln dem ihm kundgegebenen Willen des A „angleichen".

7. Entschädigen: A hat einen Schaden erlitten. B sucht die übelen Folgen dieses Schadens zu beseitigen oder zu vermindern. Er tut es dadurch, daß er die Folgen auf sich nimmt. Das ist mehr als Anpassung; es ist eine spezielle Form von Gleichsetzung. (Dein Schaden ist mein Schaden.)

---

[1]) Dieser Vorgang von Ansteckung unterscheidet sich von dem (in § 9 des dritten Kapitels) genannten Kontakte der Ansteckung dadurch, daß hier beabsichtigte Ansteckung vorliegt.

8. Wenn man Freundschaft schließt oder jemandem eine Heimat schafft, so handelt es sich um Akte, die noch nicht Vereinigung (Freundschaft und Heimat) sind, aber dazu führen sollen.

9. Der Vorgang der Harmonisierung kann den Versuch (die Angleichung), aber auch den Erfolg (die Vereinigung) bedeuten.

10. Im sechsten Kapitel seiner Soziologie handelt Simmel von der „Kreuzung sozialer Kreise", deren eingehendere Behandlung durch uns in die Gebildelehre gehört. Aber hier sei eine darin zum Ausdrucke gelangte Beobachtung vorweggenommen, die darin besteht, daß „genügend viele Kreise von irgendwelcher objektiven Form und Organisierung" geschaffen werden, „um jeder Wesensseite einer mannigfach beanlagten Persönlichkeit Zusammenschluß und genossenschaftliche Betätigung zu gewähren"[1]. Die verschiedenen sozialen Kreise kreuzen sich gewissermaßen im Einzelmenschen; sie sind in ihm und durch ihn miteinander kombiniert. Auf der anderen Seite gehören einem und demselben Kreise beliebig viele Menschen an, die im übrigen zu anderen Zwecken mit anderen Personen vereinigt sind. Dieser Vorgang der „Kreuzung" ist mit unserem Begriffe Angleichung keineswegs erschöpft; hier interessiert aber nur die Fülle von Möglichkeiten der Angleichung, die mit der Vermehrung der Zahl kombinierbarer sozialer Kreise wächst.

11. Wenn man sich ins Mittel legt, so gleicht man dem Interesse der einen streitenden Partei das eigene Interesse an.

12. In seiner Untersuchung von Über- und Unterordnung (Kap. III seiner Soziologie) erwähnt Simmel auch die Verdichtung realer zu idealen Herrschaftsmächten[2]. Er sagt darüber: „Ein soziologisches Interesse im unmittelbaren Sinne heftet sich an die Unterordnung unter ein objektives Prinzip in zwei wesentlichen Fällen. Einmal dann, wenn jenes ideale, übergeordnete Prinzip sich als psychologische Verdichtung einer realen sozialen Macht deuten läßt, und zweitens, wenn es unter denjenigen, welche ihm gemeinsam untergeordnet sind, spezifische und charakteristische Verbindungen stiftet."

Verdichtet, vertieft, verklärt wird also ein Herrschaftsprinzip. Es bekommt einen abstrakteren Charakter. Wir erwähnen diesen Vorgang schon hier, weil wir aus ihm den Umstand hervorheben möchten, daß ein mehr äußerliches und deshalb in gewissem Sinne

---

[1] S. 249.
[2] S. 200.

lockereres Band unter Zuhilfenahme ideeller Kräfte verstärkt wird. Was vorher Anpassung war, ist jetzt möglichenfalls Angleichung.

13. Angleichung durch Cant: Scheler hat das „seelische Gewächs" des cant, „das Bestandteile in sich birgt, als da sind Lüge, Pharisäismus, Formalismus, Scheinheiligkeit, Heuchelei, sozialer Illusionismus bezüglich öffentlicher, sittlich verdammenswerter Zustände", wie folgt, zu umgrenzen gesucht [1]: „Cant" — das ist zunächst ein eigenartiger Zustand des Bewußtseins, der es erlaubt, alles dasjenige, was andere, denen dieser Zustand fehlt, nur in der Form der Lüge und mit „schlechtem" Gewissen sagen und tun können, ohne diese Form und nicht nur mit dem Tone der Biederkeit, dessen sich auch der gemeine Lügner bedienen kann — nein, auch mit dem Erlebnis und der Überzeugung des „guten Gewissens" und all seinen eigentümlichen Ausdruckserscheinungen zu sagen und zu tun. Oder auch: cant ist die zu einem seelischen Habitus gewordene Kunst, alle Vorteile einzuheimsen, die eine Verletzung sittlicher und moralischer Grundsätze zuweilen mit sich bringen kann, ohne doch dem peinigenden und die Tatkraft hemmenden Gefühle zu unterliegen, daß man diese Grundsätze verletzte. Cant — ist ein „Lügenäquivalent mit gutem Gewissen".

Uns interessiert hier nicht die Frage nach dem etwa bestehenden Zusammenhang zwischen Cant und einem bestimmten Volkscharakter, sondern der Umstand, daß sich viele Angleichungsvorgänge an soziale Zustände überall in der Welt auf dem Wege dieser besonderen Art von Heuchelei vollziehen.

14. Diskretion ist eine soziologisch sehr bemerkenswerte Beziehung, die als solche mehr als Mischbeziehung angesehen werden muß, so zwar, daß der Abstand, also die B-Beziehung, überwiegt. Hier handelt es sich speziell um den (von Simmel meisterhaft beschriebenen) Prozeß eines Distanz wahrenden Nahe-Seins: „Diskretion besteht keineswegs nur in dem Respekt vor dem Geheimnis des anderen, vor seinem direkten Willen, uns dies oder jenes zu verbergen; sondern schon darin, daß man sich von der Kenntnis alles dessen am anderen fernhält, was er nicht positiv offenbart. Es handelt sich hier also prinzipiell nicht um Bestimmtes, das man nicht wissen darf, sondern um die ganz allgemeine, der Gesamtpersönlichkeit gegenüber geübte Reserve, und um eine Spezialform des typischen Gegensatzes der Imperative: was nicht verboten ist, ist erlaubt, und: was nicht erlaubt ist, ist verboten. So scheiden sich die Verhältnisse der

[1]) Max Scheler, Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg; Leipzig 1915, S. 388.

Menschen an der Frage des Wissens um einander: was nicht verborgen wird, darf gewußt werden, und: was nicht offenbart wird, darf auch nicht gewußt werden. Die letztere Entscheidung entspricht der auch sonst wirkungsvollen Empfindung, daß um jeden Menschen eine ideelle Sphäre liegt, nach verschiedenen Richtungen und verschiedenen Personen gegenüber freilich ungleich groß, in die man nicht eindringen kann, ohne den Persönlichkeitswert des Individuums zu zerstören."

Damit weist diese Art von zurückhaltender Vertrautheit durchaus auf Distanz hin. Es kann zweifelhaft sein, ob nicht besser bei ihr über Diskretion zu reden wäre. Aber uns interessiert hier die Form der Angleichung, die diskret ist, also ihre Grenzen kennt und innehält.

15. Die zwischenmenschlichen Beziehungen, die durch die Mode geschaffen werden, sind schon öfters soziologisch untersucht worden. Es ist ein unerschöpfliches Thema. In der Tat handelt es sich vorwiegend um einen Angleichungsprozeß, in dem die individuellen Triebe und Wollungen für die Assoziation ausgenutzt werden.

16. Die Angleichung, die aus Willfährigkeit vollzogen wird, also keinem speziellen Interesse ihr Vorhandensein verdankt, ist psychologisch reizvoll. Uns interessiert ihre große Häufigkeit oder die noch häufigere Beimischung dieser Neigung zu anderen Motiven der Angleichung.

§ 10. Vereinigung.

Die Worte, die man gebrauchen kann, um den engsten Grad des Zu- und Miteinander von Menschen zu bezeichnen, sind so, wie sie uns vom alltäglichen Sprachgebrauche dargeboten werden, alle recht unbestimmt und dehnbar, so daß man am liebsten eine neue Prägung erfinden möchte, um den begrenzten und klaren Sinn zu bewahren, den wir brauchen. „Zusammenschluß" bietet sich dar: in der Tat kommt dabei das Endstadium einer Reihe von „Schließungs"-, d. h. Assoziations-Vorgängen verhältnismäßig deutlich zum Ausdrucke. Aber es zielt mehr auf bloße Vereinsbildung und widerstrebt den innerlichen Beziehungen. Die Paarbeziehungen z. B. werden durch das Wort „Zusammenschluß" (oder -schließung) nicht hinreichend erfaßt.

Anfangs wollten wir statt Vereinigung „Organisation" sagen; aber, abgesehen davon, daß eine Reihe von Nebenvorstellungen dadurch erweckt wird, die hier nicht am Platze ist, so braucht nicht jede Organisation in der Schaffung eines Endstadiums von Zueinander zu bestehen; man kann auch dadurch organisieren, daß man bloß annähert, anpaßt oder angleicht.

Agglomeration, Aggregation, Konglomeration bezeichnen mehr äußere Vorgänge der Haufen-, Massen- und Herdenbildung. — Besser wäre Amalgamation, weil damit die Bildung des Gemenges, der Mischungsprozeß, die Verschmelzung zum Ausdrucke kommt.

Im Sinne von Amalgamation reden wir von Vereinigung. Nicht alles, was man im praktischen Leben als Vereinigung bezeichnen mag, ist also Vereinigung in unserem engeren Sinne. Nur, wo sie ein Zusammenwirken, Kooperation sonst getrennter Kräfte schafft oder schaffen könnte, ist Vereinigung in unserem Sinne gegeben. Im Bilde gesprochen: Wir stellen uns wieder das schachbrettförmige Feld vor mit Figuren, die in Beziehung zueinander stehen. Bei der bloßen Annäherung rücken Figuren, die sich vorher fern waren, ein oder zwei Felder einander näher; bei der Anpassung häufen sich die Bewegungen des Zueinander, die von den einzelnen Figuren in bezug auf bestimmte andere gemacht werden; bei der Angleichung versucht Figur A durch dieselben Bewegungen wie Figur B Unterschiede zu beseitigen; bei der Vereinigung treten die Figuren auf dasselbe Feld und vollführen eine gemeinschaftliche Leistung.

Wir wissen nun, daß es zwischen Menschen nirgends eine völlige Verschmelzung der Handlungen geben kann; die Prozesse des Aus- und Ohneinander vollziehen sich gleichzeitig mit den A-Prozessen. Bald mögen sich Assoziation und Dissoziation nahezu kompensieren, so daß nur ein geringes Plus auf einer der beiden Seiten bleibt; bald jedoch überwiegt der A- oder der B-Prozeß stark. Ein beträchtliches Überwiegen des Zueinander ist mit unserer Vereinigung gegeben. Freilich ist dabei über ihre Dauer nichts ausgesagt; vielmehr kann gerade aus ihr die Reaktion zum Konflikte, dem höchsten Grad von Dissoziation folgen.

Auch ist nichts darüber ausgesagt, welche Teile der Individualitäten in den Amalgamationsprozeß eintreten. Je mehr die Möglichkeiten für moderne Menschen wachsen, nur mit geringen Teilen ihres Ich einer beliebig (oft recht) großen Zahl von Kooperationskreisen anzugehören und sich einen starken Rest von Eigenleben zu sichern, desto seltener sind die Vorgänge der Totalvereinigung, der eigentlichen Verschmelzung. Der Hauptprozeß Vereinigung zerlegt sich in eine Fülle von Unterprozessen, die (nicht nur psychologisch betrachtet) außerordentlich verschiedene Gradstärken von Teil-Amalgamation aufweisen. Jeder Unterprozeß wieder kann auf der Abstraktion aus einer unübersehbar großen Zahl von erlebten Einzelprozessen beruhen, die nach dem Grad

der Intensität und Innigkeit der Verbindung stark voneinander abweichen. Hier liegt wieder die Aufgabe der Erfassung der inneren Kräfte bei der Analyse des Einzelfalles. Bündnisse, Ehen, Verlöbnisse, Wahlverwandtschaften usw. sind Vereinigungen. Aber in jedem einzelnen Falle handelt es sich um sehr verschiedene Stärkegrade der dadurch geschaffenen Grundlagen der Kooperation. Hier ist durchaus Webers „Chancen"-Begriff angebracht; hier wie bei allen anderen sozialen Prozessen rechnen wir nur mit Möglichkeiten und Formen von Typen.

Manches, was wir bei den vorausgehenden Hauptprozessen des Zueinander geringerer Gradstärke angedeutet haben, ist nun hier noch stärker hervorzuheben. Wann kommt Vereinigung zustande? Wenn der Wunsch nach ihr stark genug ist. Dieses Verlangen kann aus Sympathie, aus Erkenntnis des Nutzens und drittens aus der Situation entstehen. Im letzten Falle erscheint die Kooperation sachlich gegeben; sie hat sich durch die „Logik der Tatsachen" gewissermaßen „von selbst" durchgesetzt, so daß es umgekehrt eines besonderen Willensentschlusses bedürfte, wollte man sich ihr entziehen.

Wenn wir auch die oben angedeutete Erkenntnis nicht außer acht lassen dürfen, daß unmittelbare Auslöserin des amalgamierenden Handelns seelische Vorgänge sind, so wäre es doch falsch, sich in unangebrachtem Psychologismus oder weltfremdem Idealismus der Tatsache zu verschließen, daß äußere Nötigungen einen besonders großen Anteil an Vereinigungen haben, unsere Amalgamationswünsche also durch die Situation vorgeschrieben werden. Die Erfahrung hat uns in solchen Fällen gelehrt, daß die Vereinigung eine Quelle neuer, größerer Kräfte ist. Dort, wo wir bewußt rational handeln, vergleichen wir die Nötigungen zum Zusammenschlusse oder zur Paar-Verbindung mit den entgegenstehenden Neigungen. Die Vorteile scheinen uns gegebenenfalls zu überwiegen.

Dieselben Erwägungen stellt die andere Partei an; auch sie muß sich Erfolg davon versprechen, wenn sie das Opfer ihrer Selbständigkeit bringen will.

Aber, wie gesagt, die Fälle, wo ausgesprochen freie Entschließungen auf Grund von Nutzen- und Schadenberechnungen vorliegen, sind — wenigstens in ihren ungemischten Formen — selten. Der Spielraum der Entscheidung nach freier Reflexion ist im Leben von Menschen und Gruppen geringer, als wir gemeinhin annehmen.

Die Überschätzung des Kollektivismus, die in der Gegenwart vielfach üblich ist, hat dazu geführt, daß oft der Satz: „Vereinigung

macht stark" als eine absolute Wahrheit genommen worden ist, während er doch nur eine relative Weisheit enthält. Nicht jede Vereinigung erzeugt mehr Kräfte als die Isoliertheit. Ja, nicht einmal der verwandte, minder zugespitzte Satz: „Einigkeit macht stark" ist stets richtig. Wieder hängt die Entscheidung von den Qualitäten der Teile und von Ziel und Mittel der Einigung ab. Zahlreiche Vereinigungen schwächen, weil sie die eigentümliche Kraft der Elemente unterdrücken und nicht zur Geltung kommen lassen. Einigkeit kann nicht schlechtweg ein Ideal sein. Die Entscheidung liegt bei der Antwort auf die Frage, worin man einig ist. Es gibt Einigkeit, die darin besteht, daß man schweigt: Wahrheiten bleiben dann unausgesprochen; neue Anregungen fehlen; aufbauende Kritik ist unmöglich. Man kann einig sein im höchsten Streben und in der äußersten Kraftanspannung; man kann aber auch im Gemeinen und in der Faulheit einig sein.

§ 11. Typisierung der Kooperation.

Versuchen wir einige Haupttypen von Kräften hervorzuheben, die zur Vereinigung führen. Wir sondern dabei:

a) Paarung, d. h. Vereinigung zur Zweier-Gruppe,
b) Vereinigung zur drei und mehr Köpfe umfassenden, aber kleinen Gruppe,
c) Vereinigung vieler zur Kooperation.

Zu a: Geschlechtliche Paarung hat biologische Ursachen; sie dient der Fortpflanzung oder dem Geschlechtsverkehr. Die ungeschlechtliche Paarung führt zu gegenseitiger Hilfe, zur Steigerung der Arbeitsleistung, zu Unterhaltung und geistiger Förderung, zur Befreiung von Verlassenheit. (Sekundär kommen diese Absichten auch mehr oder weniger bei der geschlechtlichen Paarung, bisweilen sogar als primäre Ziele in Betracht.) Dazu kommen die Paarungen, die nicht freiwillig von den sich Paarenden erstrebt worden sind, sondern von den gesellschaftlichen Gewalten und Institutionen den Menschen auferlegt werden. (Wenn ein Rekrut einem Unteroffizier zur „Ausbildung" übergeben wird, so betrachten wir auch das als Paarung.)

Zu b: Die kleinere Gruppe findet sich meist in wirtschaftlich primitiveren, technisch unentwickelten Verhältnissen oder bei wenig dichter Bevölkerung. Gerade die ökonomischen Zwecke drängten *ursprünglich* eher zur kleinen als zur großen Gruppe. Die Nomadie war großen Staatsbildungen entgegen.

Als bewegende Kräfte, die zur Bildung kleiner Gruppen führen, kommen in der Hauptsache dieselben in Frage, die der (ungeschlechtlichen) Paarung günstig sind. Nur ist wohl zumeist die kleine Gruppe das Ursprünglichere, Frühere. Der Primitive lebt

vorwiegend in der kleineren oder mittleren Gruppe von 10 bis 1000 Menschen. Aus ihr sondert er sich vorübergehend und teilweise zum Zwecke der geschlechtlichen Paarung (soweit sie eine Absonderung überhaupt verlangt), zur Verrichtung bestimmter Berufsobliegenheiten, seltener aus inneren Bedürfnissen ab. In der Hauptsache ist er lebenslänglich ganz in diesen Kreis hineingestellt. Die Isolierung zur Paarung oder zum Einzelleben ist ebenso ein späteres Entwicklungsstadium wie das Anwachsen der kleinen Gruppe zum großen Verbande. Auch zerstören die großen Gruppen die kleinen in der Regel nicht oder nicht völlig; sie ordnen diese sich ein und unter.

Zu c: Die große Gruppe hat vorwiegend politische Entstehungsursachen. In älterer Zeit verdankt die mittelgroße Gruppe, die aus kleinen Verwandtengruppen entsteht, in der Regel dem Kriege ihre Existenz. Sowohl zur Verteidigung wie zum Angriffe erschien schon sehr früh Zusammenwirken erwünscht. Besonders die Bereitschaft zur Verteidigung erzwang eine nach innen engere und der Zahl nach ausgedehntere Verbindung. Ross sagt richtig: ,,Furcht vor Angriff ist die Baumeisterin großer, dauernder Vereinigungen [1]."

Die großen Reiche der Gegenwart sind in erster Linie Riesenverbände zum Schutze ihrer Bürger. Sie mögen wie die meisten Staaten nicht zu Angriffszwecken gegründet und erhalten werden. Jedoch ist es die Tragik jeden starken Schutzverbandes, daß er auf Dritte als Bedrohung wirkt, so daß aus Verteidigungsabsichten immer wieder Offensiven entstehen. Auch läßt sich niemals deutlich beweisen, wieweit bloße Defensive beabsichtigt, wieweit sie lediglich vorgegeben ist.

Wie die großen Kooperationskreise der Politik vielfach zum Zusammenwirken nach außen gebildet werden, so entstehen sie auch oft (statt dessen oder außerdem) zur Verminderung oder Beseitigung innerer Kämpfe. Den beständigen und selbstmörderischen Streitigkeiten kleiner Gruppen wird dadurch ein Ende gesetzt, daß sie einer großen Gesamtgruppe untergeordnet werden und ihre Gegensätze dem rechtsprechenden Urteile der Organe des Gesamtverbandes unterbreitet und von ihnen erledigt werden.

Bisweilen zwingen große technische Leistungen, die nur durch Kooperation vieler vollendet werden können, zu umfangreichen Zusammenschlüssen. So hat die Stromregulierung von Nil, Euphrat,

---

[1]) Ross, Principles S. 238.

Ganges und von chinesischen Flüssen Kooperationen zur Folge gehabt, die nicht bloß vorübergehende Arbeitsgemeinschaften waren.

Gerade bei der Bildung der großen Gruppen hat der Zwang eine beträchtliche Rolle gespielt. Auf dem Boden völliger Freiwilligkeit mag dabei nur wenig zustande gekommen sein. Bei der kleineren Gruppe hingegen überwiegt sichtlich die gegenseitige Hilfe. Etwa die Berufsvereine des Mittelalters und der Gegenwart (Gilden, Zünfte, Gewerkschaften, Genossenschaften) sind häufig ursprünglich Schutzvereinigungen gegen gemeinsame Not.

Besteht erst der größere Verband, so entwickelt sich zwischen seinen Hauptgliedern zumeist Arbeitsteilung, die die Abhängigkeit der Elemente vom Ganzen erhöht und ein technisches Mittel der Erhaltung der großen Gruppe ist.

Wir unterscheiden weiter:

I. a) gelegentliche, vorübergehende und
   b) dauernde Vereinigung.

II. a) Erzwungene und
   b) freiwillige Vereinigung.

III. a) Kooperation durch Vereinigung der physischen und technischen Kräfte;
   b) Kooperation durch Willensvereinigung;
   c) geistige Kooperation [1]).

Zu I: Im Nachbarverkehr z. B., der im gewöhnlichen Verlauf des Lebens zu Anpassungen, teilweise aber zu Konflikten und Absonderung des Willens führt, kommen immer wieder Gelegenheiten, bei denen sich die Nachbarn nicht nur zu einem Hilfsverbande, sondern auch zu einer zusammenwirkenden Gruppe formieren; so bei Bränden, Überschwemmungen u. dgl. Besondere Umstände, zumal Unglücksfälle erzwingen auch sonst im Leben die vorübergehende Amalgamation zu einem Leistungsverbande.

Darüber hinaus gehört unsere Aufmerksamkeit besonders den auf die Dauer bestimmten Vereinigungen, in denen die Bemühungen vieler zur Erreichung eines gemeinsamen Zieles in einer relativ beständigen Ordnung geregelt sind. Eine solche regelnde Tätigkeit, die jedem eine bestimmte Funktion zuweist und auf Ergänzung der Einzelleistung durch die Leistungen der anderen, darüber hinaus auf Leistungssteigerung durch Zusammenwirken bedacht ist, können wir als Vorgänge des Organisierens (der Organisation,

---

[1]) Bis zu einem gewissen Grade konnte uns hierbei die von Ross vorgenommene Gegenüberstellung von a) Organization of Effort (Kap. XXII), b) Organization of Will (Kap. XXIII) und c) Organization of Thought (Kap. XXIV) als Vorbild dienen.

verbal aufgefaßt) bezeichnen. Fast immer macht die Aufrechterhaltung einer Dauervereinigung, die Leistungen zuwege bringen soll, die Schaffung einer leitenden Spitze notwendig, der die übrigen mehr oder weniger unterstellt sind. Damit ist nicht ein für allemal die Notwendigkeit eines Herrschaftsverhältnisses behauptet. Die Leitung kann wechseln; sie kann in gewisser Abhängigkeit von den zu Leitenden stehen und mit ihnen die Verantwortung für die Kooperation teilen; sie kann vielköpfig sein. Es gibt zahlreiche Abschwächungen des Herrschaftsprinzips. Aber ohne Leitung ist die Kooperation auf die Dauer (oft auch schon die vorübergehende Kooperation) nicht durchzuführen; der Gesamtwille und Gesamtzweck der Vereinigung muß in dieser ein Mindestmaß von Subordination fordernden Spitze Gestalt bekommen.

Zumeist besteht nach einheitlicher, fest geordneter Leitung bei der großen Gruppe ein stärkeres Bedürfnis als bei der kleinen, schon weil diese leichter überschaubar ist. Kleine Gruppen, die sich zu einer großen Gruppe zusammenschließen, müssen von ihrer Selbständigkeit, Selbstbestimmung und den Machtvollkommenheiten ihrer etwaigen bisherigen Leiter manches aufgeben zugunsten der neuen Gesamtleitung, die im günstigsten Falle auch ihre früheren eigenen Führer mit heranzieht, im ungünstigeren aber darauf beruht, daß bisher fremde Herren zu eigenen werden.

Zu II: Schon daraus ergibt sich, daß sich die großen Vereinigungen selten ganz reibung- und zwanglos vollziehen. Gerade Dauerverbindungen pflegen mehr oder weniger erzwungen zu sein. Die freiwilligen weisen nicht selten die sich immer wieder einstellende Neigung auf, zu zerfallen und sich in die alten Bestandteile aufzulösen. Häufig ist — zumal in der Kunst des geschickten Politikers — eine lebenskluge Mischung von Zwang und Freiwilligkeit.

Zu III: Stets hängt viel vom Zwecke des Zusammenwirkens ab. Er wieder bestimmt die Kräfte, die von der Kooperation erfaßt werden. Manche Vereinigung läßt die Gesinnung ihrer Glieder unberührt; andere wiederum sind hauptsächlich dazu da, eben diese Gesinnung zu erfassen und zu binden.

Technische und wirtschaftliche Kollektivleistungen pflegen die Muskelkräfte der Massen und bestimmte Kräfte des Verstandes und der Nerven zu beanspruchen. Es ist töricht, bei solchen Zwecken auch die Überzeugung einfangen zu wollen. Große Unternehmungen der Industrie etwa tun gut, die politischen und religiösen Meinungen ihrer Arbeiter unberührt zu lassen.

Unter Willensvereinigung verstehen wir hingegen nicht bloß, daß der Wille der Arbeiter auf die praktische Leistung gerichtet sein muß; das ist natürlich die Voraussetzung für das Gelingen jeder Kollektivleistung. Vielmehr verstehen wir darunter den Versuch, den sittlichen Willen der einzelnen Personen (überhaupt und als Ganzheit genommen) in den Dienst der Kooperation zu stellen. Die beiden unerhört großartigen, erschütternden und tragischen Versuche größten Stils, die in dieser Richtung in erster Linie unternommen worden sind, sind die militärische und die kirchliche Kooperation. Beide verlangen ein Höchstmaß von Disziplin und damit von Unterordnung des persönlichen Willens unter den Kollektivwillen. Beiden ist der völlige Pessimismus in der Beurteilung der persönlichen Freiheit, der Glaube an die unbedingte Überlegenheit des Kollektivgeistes eigen und gemeinsam. Doch unterscheiden sie sich, entsprechend den Zwecken, die diese Kollektiva (Heer und Kirche) verfolgen, voneinander in der Heraushebung bestimmter Individualkräfte, die sie vorwiegend zu subordinieren trachten. Das Heer, das eine kampfbereite und schlagfertige Einheit gegen physische fremde Gewalt bilden soll, verlangt vorwiegend äußeren Gehorsam. Der Soldat hat körperlich und erst indirekt geistig das zu tun, was befohlen wird. Die Kirche, besonders der geistliche Orden, verlangt inneren Gehorsam. Kann es dem militärischen Vorgesetzten im allgemeinen gleichgültig sein, was seine Untergebenen denken und fühlen, wenn sie nur nach seinem Befehle handeln, so wird der kirchliche Obere die Welt der Gedanken, Gefühle und inneren Wollungen seiner Gemeinde zu lenken streben.

Von der geistigen Kooperation hatten wir schon oben, als wir uns mit den Problemen der Einsamkeit befaßten, manches darzutun Gelegenheit. Unsere dortigen Versuche, die einsame Arbeit und die Kollektivarbeit gegenüberzustellen, seien hier nur durch eine naheliegende Gegenüberstellung ergänzt, die Ross vorgenommen hat [1]), nämlich in unbewußte und bewußte Kooperation (wie wir hier lieber sagen als Organisation). Wir geben uns darüber Rechenschaft, daß große Geistesleistungen wie die Ilias, das Mahabharata, das römische Recht, das Nibelungenlied, die islamische Theologie der Kollektivarbeit vieler Generationen zu verdanken ist, die daran wie an einem Dome mitgearbeitet haben. Die Gedanken vieler Menschen fügen sich zu einem Ganzen von harmonischen Elementen, die zueinander passen wie die

[1]) Ross, Principles S. 238.

Stahlbalken einer Brücke. Diese geistige Kooperation mag mehr oder weniger bewußt erfolgen, während die großen Schöpfungen der Sprache, Sprichworte, Mythen, Märchen auf meist unbewußter Kooperation der Geister beruhen.

Die alte Zeit erscheint uns heute als erfüllt von anonymen Kollektivleistungen, hinter denen die individuelle Schöpfung, die als solche auch traditionell weiter besteht, zurücktritt. Die großen Geister der Vergangenheit: die Propheten, Gesetzgeber, Religionsstifter, die Lehrer, Kanonisten, Philosophen erscheinen mehr als Vervollständiger, Verbesserer und Interpreten des Volksgeistes denn als isolierte Genies. In der Gegenwart und den jüngst vergangenen Jahrhunderten scheint das Volk geistig steriler, die Produktivität des Einzelnen stärker geworden zu sein.

Manches davon ist sicherlich nur optische Täuschung. Das zeitlich Fernliegende, unvollkommen Überlieferte ist uns nur in den großen Konturen erkennbar, während wir beim zeitlich Nahen das Einzelne deutlicher zu schauen vermögen. Aber es ist doch nicht nur Täuschung. Einmal spielt der Einfluß der Technik hinein. Je weniger verbreitet die Kunst des Lesens und Schreibens, desto mehr ist dem Gedächtnis, der Improvisation, der Phantasieschöpfung überlassen. Da dichtet das Volk noch mit, wenn es nachschafft. Das geschriebene und gedruckte Wort ist dagegen genauer, bewahrt die individuellen Zusammenhänge und Namen deutlicher, drängt aber die Lesenden in die Reihe der nur rezeptiv Tätigen. Wichtiger noch ist die voranschreitende Professionalisierung. Eine spezielle Geistesarbeit wird zum Sonderberuf. Damit entsteht eine Differenzierung zwischen Laien und Fachleuten. Die Wahrung der Tradition geistiger Güter wird vielfach eine Spezialaufgabe der Gelehrten und teilweise auch der Künstler. Schulen und Bünde bewahren und behaupten ihre Regeln und Überlieferungen. Es kann nicht jeder ohne besondere Fachbildung naiv und hingabeselig sein Scherflein zum großen Ganzen des Geisteswerkes darbringen. Das schöpferische Volk wird zum „Publikum". Es ist aus den Reihen der Produzierenden gedrängt, rächt sich aber dadurch, daß es nunmehr als selbstverständliches Vorrecht die Kritik für sich in Anspruch nimmt. Es ist Partei; die „geistigen Arbeiter, die liberalen Berufe" bilden die andere Partei. Doch darüber in anderem Zusammenhange mehr.

§ 12. Unterprozesse der Vereinigung.

Mehr noch als bei den anderen Hauptprozessen müssen unsere in der „Tafel" aufgeführten Beispiele unvollständig sein. Sie haben hier mehr den Zweck, die Fülle und Buntheit der vorhandenen Möglichkeiten zu illustrieren. Auch haben wir die Unterprozesse

bevorzugt, die zumeist noch keine Kooperation darstellen, als vielmehr sie erst herbeiführen sollen. Die Kooperation selbst wird deutlicher bei den D-Prozessen (den integrierenden) hervortreten, bei denen auf dem Boden des Gebildes kooperiert wird, während uns hier der Versuch zur Gebildeschöpfung allein interessiert. Aber auch bloße Vereinigung, bei der noch nicht Synergien zu entstehen brauchen, dürfen wir nicht übersehen. Es gibt auch sterile Vereinigungen; nur die Kooperations möglichkeit muß gegeben sein. Das gilt z. B. von

1. Beherbergung. Hier ist zunächst nur eine räumliche Vereinigung unter demselben Dache gegeben. Das dadurch geschaffene „Miteinander“ kann ganz äußerlich, etwa eine wirtschaftliche Verkehrstatsache sein (z. B. Beherbergung in einem Gasthause). In anderen Fällen kann es sich um einen Vorgang von großer Intimität und Menschenverknüpfung handeln.

2. Ähnlich liegt es bei der Aufnahme in einen Kreis. Nur ist hier die Anbahnung der Kooperation näherliegend.

3. Über unseren Versuchen, tieferliegende Kräfte der Kooperation, die Dauer in sich tragen, aufzuweisen, dürfen wir die (oft) zufälligen, bisweilen schnell vorübergehenden, manchmal aber sehr folgenreichen bloßen Massenbildungen, wie sie etwa durch Zusammenrottung geschehen, nicht übersehen. Gerade die so sich bildenden Massen kooperieren unter Umständen recht eindrucksvoll.

4. Wie stark die Vereinigung auf den Einzelnen stimmungsmäßig zurückwirkt, wird besonders bei Festen offenbar. Der Sozialpsychologe hat die Veränderungen, die in der Seele des Menschen unter dem Einflusse gemeinsamer Spiele, gemeinsamen Tanzes, Tafelns und Musikgenusses vor sich gehen, zu untersuchen und darzulegen.

5. Ein reiches Feld des Studiums bietet dem Soziologen das Wesen von Bund und Bündnis. Herman Schmalenbach hat in seiner Abhandlung über die „soziologische Kategorie des Bundes“ [1]) neben die Tönniessche Kategorie „Gemeinschaft“ den Bund gestellt. Im Gegensatze zur Gemeinschaft sind nach ihm für den Bund Gefühlserlebnisse konstitutiv, sie sind seine „Grundlagen“. „Die Gefolgschaftsmannen, die sich jubelnd um den aus der begeisterten Fülle ihrer leidenschaftlichen Herzen erkorenen Herzog drängen, meinen nicht (oder zumindest „meint“ ihr „Fühlen“ nicht), mit ihm und untereinander schon von natur-

[1]) Im ersten Bande der „Dioskuren“, München 1922, S. 35 ff.

haft gemeinsamer Basis her verbunden gewesen zu sein: sie sind durch die aktuellen Gefühlserlebnisse zusammengeschweißt; oder sind es jedenfalls „auf Grund“ solcher. Nun werden allerdings die Gefühle bei jedem einzelnen durch die „Anlage“, den „Charakter“, „Dispositionen“ irgendwelcher Art, die im jeweiligen „Unbewußten“ liegen, bedingt sein. Daß für das Emotionale, zumindest auch das Emotionale, der fruchtbare Schoß des „Unbewußten“, wenn jenes auch nicht eigentlich oder wenigstens nicht immer dessen bloße „Ausgeburt“ ist, doch jedenfalls wichtige Faktoren der „Möglichkeit“ hergibt, steht außer Zweifel. Jedoch, wie sehr auch immer das jeweilige Unbewußte sozusagen „Voraussetzungen“ jedes Emotionalen enthält: es enthält doch nicht den „Bund“. Die „Gefühle“ sind es, zu denen die „Möglichkeit“ im „Unbewußten“ „angelegt“ ist; und schließlich mag — eben damit — im „Unbewußten“ die „Möglichkeit“ auch dafür „angelegt“ sein, daß gerade dies Individuum fähig sein wird, in einen „Bund“ einzugehen: der „Bund“ selber begründet sich doch erst oberhalb des „Unbewußten“; der „Stoff“ woraus er gemacht ist, die „Basis“, die ihn trägt, sind die aktuellen „Bewußtseins“-Erlebnisse des „Fühlens“„ sagt Schmalenbach (S. 59/60).

Wir müssen eine Analyse des Bundes der Gebildelehre überlassen. Wir halten es aber für zweckmäßig, schon hier mit Schmalenbach Vereinigungskreise, wie Jugend-, Knaben-, Männerbünde, nicht mit den naturhaften „Gemeinschaften“ in einem Namen zusammenzufassen.

6. Das führt uns zu den beiden Arten von Vereinigungen, die man (nach Tönnies' Terminologie) entweder auf Wesenwillen oder auf Kürwillen zurückführen kann. Tönnies sagt von ihnen [1]: „Die Gedankenverbindungen, die den Wesenwillen darstellen, entsprechen der Gemeinschaft, diejenigen, welche Kürwillen bedeuten, entsprechen der Gesellschaft. Die Willensformen des Gefallens, der Gewohnheit, des Gedächtnisses sind den gemeinschaftlichen Verbänden so wesentlich und für sie charakteristisch, wie die des Bedachts, des Beschlusses und des Begriffs den gesellschaftlichen. Dort wie hier stellen sie eben die Bindungen dar.“

In manche „Gemeinschaften“ wird der Mensch hineingeboren, so daß ihm ein eigener Entschluß zur Vereinigung versagt ist. Aber unser Grundprozeß des Miteinander umfaßt ja nicht bloß Willenstaten der Menschen, sondern auch Vorgänge objektiver Art. Auch

---

[1]) Gemeinschaft und Gesellschaft, 3. Aufl., Berlin 1920, S. 101.

kommt in Betracht, wie sich der Mensch willensmäßig zu Verbindungen stellt, in die er von Natur gesetzt ist.

7. Den Verbindungen, die auf Kürwillen beruhen, entsprechen unter anderem in unserer Tafel die Vereinigung durch Consensus und auf einer Konferenz.

8. Verloben zeigt deutlich das bloß Chancenhafte unseres Begriffs der Vereinigung.

9. Der Begriff des Anhangs kehrt hier wieder als ein aktives Verhalten dessen, der Anhang schafft.

10. Die Bildung von Akademien ist ein wesentlicher Vorgang der geistigen Kooperation.

11. Die Eideshilfe des Mittelalters verband eng die Männer der Prozeßpartei.

12. Außerordentlich reich ist hier der Stoff der Sexualsoziologie: Vereinigung durch Liebesverhältnis und Liaison einerseits, durch sexuelle Dauergemeinschaften anderseits. Es ist zu untersuchen, welche Arten von Verbindungen durch die verschiedenen Formen von Liebe und Ehe geschaffen werden.

13. Den natürlichen Verbindungen durch Verwandtschaft und Schwägerschaft stellen wir die der Wahlverwandtschaft (in Goethes Sinne) gegenüber. Die übliche Überschätzung der von Natur gegebenen Verbindungen und der nur mit Einschränkungen gerechtfertigte Glaube, daß die „Gemeinschaften" ein vertrauteres und das Gemüt befriedigenderes Zusammenleben begründen, fordert geradezu die Hervorhebung der Wahlverwandtschaft als Ergebnis einer vom Menschen willensmäßig selbstgeschaffenen Verbindung heraus. Sie ist ein reiches Feld für soziologische Spezialanalysen.

14. Daß Siedlung und Werke der Technik Verbindungen schaffen, wurde im Texte oben nicht übersehen.

15. Die Vereinigungen im dionysischen Geiste, aus dem in der Regel erst der wahre Bund (in Schmalenbachs Sinne) hervorgeht, haben — etwa im Vergleich mit „Consensus" und Konferenzvereinbarungen — ihre besondere seelische Quelle und eigenen Kräfte.

Ein sehr fesselndes Kapitel der Religions- und der Sexualsoziologie bilden die durch Fetischismus geschaffenen Verbindungen.

§ 13. Allgemeine Assoziationsbeziehungen; Gesellungsveranlagung

Schon bei den Vereinigungsprozessen stellten wir drei Hauptarten der Antriebe zur Gesellung nebeneinander. Aber auch für jeden anderen Hauptprozeß der Assoziation ist die Scheidung:

a) Gesellung auf Grund von Gefühlen des Zueinander,
b) Gesellung aus eigennützigen Interessen und
c) Gesellung aus sachlichen Ursachen und Gründen wesentlich.

Besonders auch die eigentümliche Vermischung von sehr verschiedenen Gradstärken der drei typischen Antriebsarten müssen wir beachten. Manchmal liegt etwa folgender Zusammenhang vor: Eine bestimmte äußere Situation legt Anknüpfung einer persönlichen Verbindung nahe; unser Eigennutz drängt nicht minder, den entsprechenden Schritt zu tun; aber unser Gefühl der Zuneigung ist nur schwach. Käme es bloß auf unser Gefühl an, so würde es vielleicht nicht ausreichen, die Annäherung zu versuchen; aber der Antrieb wird durch b und c so verstärkt, daß wir den Schritt tun.

Jeder Assoziationsvorgang, den wir zu beurteilen unternehmen, ist also auf die Antriebe und besonders auf ihre Mischung hin zu untersuchen.

Es würde zu einem falschen Ergebnisse führen, wollte man bei den Gesellungen nur gefühlsmäßige Antriebe oder nur Nutzerwägungen oder nur sachliche Gegebenheiten als Ausgangspunkte betrachten. Es läßt sich auch keine einwandfreie Rangordnung unter ihnen herstellen. Die Frage etwa, ob das soziale Leben mehr auf Gefühlen des Zueinander oder auf Interessen beruht, ist nicht zu beantworten. Bald überwiegt das eine, bald das andere. Nicht einmal die wirtschaftlichen Assoziationen lassen sich nur aus Interessen oder die familienhaften Verbindungen nur aus Gefühlen herleiten. Auch die eigentümliche Verknüpfung der subjektiven und der objektiven Verursachungen darf nicht außer acht gelassen werden. Oft ist Wille, egoistischer oder sympathisierender Wille, zur Gesellung vorhanden; allein es fehlt die Situation; die äußeren Umstände stehen entgegen.

Der Psychologe kann bei seinen Untersuchungen die Bedeutung der S i t u a t i o n außer acht lassen; um so mehr Grund hat der Soziologe, ihren Einfluß hervorzuheben. Gerade die Gesellungsvorgänge und die aus ihnen hervorgehenden Schicksale sind sehr wesentlich von den Umständen beherrscht.

Wir sind nur zu sehr geneigt zu glauben, daß sich der Mensch sein Schicksal selbst schafft. Mancher Biograph versucht den Verlauf eines Lebens hauptsächlich aus den Anlagen und Eigenschaften einerseits, aus den positiven Ereignissen, die auf dieses Leben von außen gewirkt haben, anderseits zu erklären. Indessen darf man nicht vergessen, daß ein Lebensschicksal oft entscheidend dadurch bestimmt ist, daß bestimmte Ereignisse n i c h t eingetreten sind,

die geeignet gewesen wären, den schlummernden Kräften und Anlagen des Menschen Betätigung zu geben. Unser Konstruktionseifer, unser Optimismus und unsere Überschätzung der Rolle der Gesetzmäßigkeit im Leben veranlassen uns, eine Harmonie zwischen Leben und Veranlagungen anzunehmen, die nur ausnahmsweise wirklich vorhanden ist. Sicherlich sucht jeder Mensch die Linie seines Daseins zu erreichen, wo sich seine Neigungen, soweit sie ihm bewußt sind, auswirken können. Die subjektive Tendenz zur Herstellung einer Harmonie ist — wenigstens in der Jugend — unklar oder bewußt vorhanden. Im allgemeinen aber ist unser soziales Leben bisher wenig darauf eingerichtet, die Wünsche des Einzelnen zu berücksichtigen. Bei Talenten und sozial nützbaren Begabungen liegt der Zusammenhang meist günstiger. Wer musikalisch ist, im Sport hervorragt, Sprachtalent besitzt, gut zeichnen kann, wird gewöhnlich schon sehr früh von der Umgebung dazu gedrängt, diese Fertigkeiten für das öffentliche Leben zu verwerten. Ja, Begabungen scheinen vielfach hauptsächlich als Vehikel für das Vorwärtskommen im öffentlichen Leben, nicht als Beglückungen für das private aufgefaßt zu werden. Oft stellen sich dann Enttäuschungen ein. Minderwertigere werden vorgezogen; Talmikönnen verdrängt das echte; der Bedarf gerade nach der persönlichen Note, die unserem Talent eigen sein mag, ist gering, oder die Konkurrenz zu groß. Aber viele Talente finden schließlich doch ihre Situation, ihre Stunde, wenn auch oft eine viel armseligere, als sie geglaubt hatten hoffen zu dürfen.

Viel ungünstiger liegt es mit der Verwirklichung unserer Anlagen, die nach Vereinigung mit einem bestimmten Typus oder vielleicht sogar mit einem bestimmten Einzelmenschen drängen; nennen wir sie: Gesellungsveranlagung. Wir denken hierbei einmal an die erotische Zugehörigkeit eines bestimmten Ich zu einem bestimmten Du; ferner an die Möglichkeit wahrer Freundschaft. Aber nicht nur die Paarbeziehungen kommen dabei in Frage; nicht minder die Beheimatung in einem ganzen Menschenkreise: Verein, Nachbarschaft, Berufszugehörigkeit, Volksgemeinschaft usw.

Exaktes darüber auszusagen, ist deshalb so schwierig, weil man die Grenzen der Möglichkeiten, bis zu denen sich ein Ich in einem anderen sozialen Milieu entfalten würde, nicht kennt. Man wird auch kaum mit Sicherheit sagen können, wie die zwischenmenschliche Situation beschaffen sein müßte, die unserem Verlangen ganz entspräche. Hier ist manches nur Ahnung, ist Selbsttäuschung nicht selten. Dabei ist unser Urteil sehr stark von der Erfahrung

abhängig. Es gibt Situationen, die wir nicht kennen, und deren Einwirkung auf unser Wesen wir nicht richtig zu ermessen vermögen.

Aber wir entsinnen uns etwa, daß es in unserem Dasein (meist nur flüchtige) Augenblicke gegeben hat, in denen wir mit Menschen in Berührung standen, deren Nähe und Einwirkung auf uns eine vorher und nachher nie erlebte Steigerung unseres Daseinsgefühls bewirkt hat. Wir glaubten damals zu verspüren, daß wir in die Region einer inneren Freiheit, Schönheit der Lebensführung und Kraft der Leistung emporgehoben wurden, die in einem erschütternden Gegensatze zu der gewohnten Daseinsführung gestanden hat.

Ob sich ein Menschenleben reich oder kümmerlich entfaltet, ist in allerstärkstem Maße von der sozialen Umwelt abhängig. Unser Blick für die Stärke einer Individualität, für die Segnungen, die aus der freien Entfaltung einer Gesellungsveranlagung hervorgehen können, ist noch ganz stumpf und ungeschult. ,,Ihr habt die Seite, wo ich blühte, nie gesehen!" können Millionen von Menschen ihren Familienangehörigen, sogenannten Freunden, Lehrern und Vorgesetzten anklagend zurufen. Die ungeheure Verschwendung der Natur, die zahllose Keime ungenutzt verkommen läßt, zeigt sich auch in diesem Bereiche des sozialen Menschentums.

Es gibt eine Beobachtung an Menschen und Menschenverhältnissen, die, wenn man die wenig beneidenswerte Fähigkeit besitzt, sie zu machen, die größte Anforderung an unsere Lebenskraft und Lebenswilligkeit stellt, weil sie zu furchtbar ist: daß nämlich die Gesellungsveranlagung nicht entfaltet, sondern in den meisten Fällen unterdrückt und erwürgt wird. Damit ist Folgendes gemeint: Die wahre Entfaltung einer Individualität ist von der Verbindung mit den dieser Individualität entsprechenden anderen Menschen abhängig. Fehlt sie, so verkümmert die Eigenart oder wird gebrochen. Fast immer aber widersetzt sich die menschliche Umgebung, die dieser Individualität nicht entspricht, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln der Herstellung jener Verbindung. Sie beraubt sich dadurch selbst des Genusses an einem blühenden Menschenwesen.

Statt, daß wir unser Nachdenken, unsere Bemühungen, unsere soziale Kooperation mit allen Kräften darauf richten, möglichst vielen Menschen die für sie fruchtbaren sozialen Situationen zu schaffen, glauben wir, daß solche Ansprüche auf ,,Individualismus" und Sentimentalität beruhen, daß jeder in dem ihm einmal angewiesenen Kreise glücklich und leistungsfähig sein könne, daß man mit dem Menschen B und in dem Verein Y ebenso froh und

zufrieden sein müsse, wie in der erträumten Verbindung mit A und im Kreise der Lieblingsgestalten unserer Phantasie.

Nun ist zuzugeben, daß sich Überspanntheiten und Verzärtelungen der überschätzten eigenen Person sehr leicht einstellen können, wenn man dem Glauben, daß das Glück überall wo anders liege, nur nicht da, wo wir sind, allzu sehr nachgibt. Auch laufen grobe Ungerechtigkeiten gegen die, mit denen wir zu leben haben, nur zu leicht mit unter. Wir träumen von Vollkommenheiten nicht Existierender und sind blind gegen die Vortrefflichkeiten derer, mit denen wir verbunden sind. Handele so, daß dein Kreis, in dem du stehst, fruchtbar und blühend werde: das könnte man den in die Ferne Langenden zurufen.

Aber wie immer kommt auch hier alles auf das Maß und den rechten Takt für die Beurteilung des Einzelfalls an. Die Theorie kann nur das Problem aufweisen.

Kraftmeiernde Versicherungen, daß sich jede Begabung durchsetze, daß jeder sich so viele ihm günstige Situationen aus eigener Stärke schaffe, wie er haben will, oder daß Hinz ebensoviel wert sei wie Kunz, sind unangebracht. Viele sterben dahin, ohne jemals die ihnen wahrhaft entsprechende Situation erlebt zu haben; der brutale, dumme Zufall bestimmt sehr oft unsere Zugehörigkeit in Liebe, Freundschaft, Geselligkeit und Umgang. Oft ist unser Verhalten in weitestem Maße vorwiegend durch die nicht von uns geschaffene Situation vorgeschrieben; die Gefühle werden dabei nicht selten erst nachträglich durch Gewöhnung an die Situation hervorgerufen. Unser verborgenes, kaum selbst eingestandenes wahres Gefühl verlangt dabei in andere Regionen; die Gefühle, die unserer äußeren Situation entsprechen, müssen dann von uns in einem unvollkommenen, kümmerlichen Grade mühsam und nachträglich aufgebracht werden.

Die hervorragende Bedeutung der Situation, die häufige Diskrepanz von Verlangen und äußeren Gegebenheiten, die große, teilweise unvermeidliche, teilweise durch Befolgung soziologischer Erkenntnis aufhebbare Kraftverschwendung, die sich aus diesem Mißverhältnisse ergibt, darf in einer Lehre von der Assoziation nicht übergangen werden.

§ 14. Nachahmen, Führen und Folgen.

Von allen Unterprozessen, die unsere Tafel in der Rubrik „Allgemeine A-Beziehungen" enthält, ist kein anderer so problemreich in spezifisch soziologischer Hinsicht und keiner bisher so sehr Gegenstand der Forschung gewesen wie die Nachahmung. G. Tarde, der Meister der älteren psychologischen Schule, hat in seinen „Lois de l'Imitation" (1895) geradezu den

Satz aufgestellt: „La société c'est l'imitation." Auf seiner Suche nach dem sozialen Elementarphänomen fand er es in der Nachahmung. Folgt man seinen fesselnden Gedankengängen, so erkennt man alsbald, daß sogar nur eine bestimmte Erscheinungsform von Nachahmung gemeint ist, der eine überragende geschichts- und kulturphilosophische Bedeutung beigemessen wird.

Ehe wir seiner Theorie nachgehen, empfiehlt es sich, daß wir unabhängig von seiner Begriffszuspitzung das Wesen der Nachahmung schlechtweg umgrenzen: Das Wort Nachahmung begegnet uns bei einer Mehrzahl von Wissenschaften. Der Kunstgelehrte spricht von Nachahmung im Sinne von Nachbildung: Objekte der Körperwelt werden dargestellt. Um diese ästhetischen Probleme handelt es sich hier nicht, sondern um Wiederholung fremden Verhaltens und fremden Handelns (Waxweiler würde sagen um eine activité répétitrice). Das interessiert zunächst den Psychologen; er befaßt sich mit dem Nachahmungstriebe bei Tier und Mensch und sucht seinen Einfluß auf die Vorstellungen festzustellen; er wird willkürliche, unwillkürliche und reflexartige Nachahmung unterscheiden. Tarde hat richtig hervorgehoben, daß die Nachahmung nur die speziell soziale Form der Wiederholung ist, die im ganzen Kosmos besteht. In der anorganischen Natur nehme sie die Form der schwingenden Bewegung an, in der organischen dokumentiere sie sich als Vererbung. Die Wiederholung bestimme die Ähnlichkeit der Dinge, während der Gegensatz auf Abweichungen von der Wiederholung beruhe.

Stoltenberg unterscheidet sehr glücklich innerhalb des allgemeinen Begriffs Nachahmen vier Erscheinungen[1]: „1. das bloße Ebensomachen, d. h. das objektive Handeln, das in irgendeiner Hinsicht dem Handeln eines anderen gleicht, ohne daß die geringste soziale Abhängigkeit zwischen den beiden Handlungen besteht; 2. das Nachmachen, d. h. eine Handlung, die objektiv von dem gleichen Handeln eines anderen beeinflußt ist, ohne daß aber das Bewußtsein dieser Abhängigkeit mit der Handlung verbunden ist, oder aber auch insofern man von diesem Bewußtsein absieht.

Beide sind Gegenstände der Psychosoziologie, gehören also nicht in die Psychologie. Diese hat als Soziopsychologie nur 3. das Auchmachen zu behandeln und 4. das Nachahmen.

Unter Auchmachen will er das innere Erlebnis einer Handlung verstehen, bei der man sich bewußt ist, daß sie in irgend-

[1]) Vgl. Stoltenberg, Soziopsychologie, S. 85 ff.

einer Hinsicht der eines anderen gleicht. Ist dagegen außerdem noch das Bewußtsein der Abhängigkeit seines Handelns von dem Vorherhandeln eines anderen vorhanden, so spricht er von Nachahmen. Alles nicht soziale Nachahmen könnte man, meint er, vielleicht als Nachbilden bezeichnen.

Dem Nachahmen entspricht bei Stoltenberg, dem wir auch hierin folgen können, das Vormachen. Er unterscheidet es von Vorhermachen. Bei jenem Vorgange liege das innere Erlebnis einer Handlung vor, verbunden mit dem Willen, daß andere sie nachahmen oder wenigstens kennen lernen sollen.

Die Nachahmung, wie sie Tarde versteht, ist eine Äußerung des persönlichen Einflusses eines Menschen auf einen anderen. A veranlaßt B, ihn nachzuahmen. Nur gradweise ist nach Tarde dieser Einfluß von dem des Hypnotiseurs verschieden; ihm erscheint die Nachahmung geradezu als eine Art von Somnambulismus. Soziologisch wichtig ist, daß, wie Tarde meint, jedes neue „Kulturgut“, um einen Ausdruck Vierkandts zu verwenden, also Sitte, jedes Wort der Sprache, jede mythologische Vorstellung, jedes Ritual usw. von Einzelmenschen geschaffen und von der Masse nachgeahmt werde. Damit etwas sozial Neues entstehe, sei zweierlei notwendig: der schöpferische Vorgang im Einzelnen und die Wiederholung durch die Gruppe.

Nachgeahmt wird nach Tarde die Invention (die „Neuerung“ nach Verdeutschung von Paul Barth), die stets von einem schöpferischen Kopfe ausgehe. Das eigentliche Thema der Geschichte sei Invention und Imitation.

Der schöpferische Mensch sei qualitativ von der Masse verschieden. Die Nachahmer seien passiv, leichtgläubig, gelehrig und seien sich dieser Eigenschaften wenig bewußt. Die Neuerer erschienen seltsam, ja bisweilen monoman; ein unerschütterlicher Glaube an sich selbst sei ihnen zumeist eigen, so daß die Menge der Imitatoren sie oft als „une sorte de fous“ betrachte. Die Ideen der inventeurs stammten nicht aus der sie umgebenden Gesellschaft; der Vorgang der invention sei das Geheimnis des Genies, lasse sich nicht rationalisieren, bestehe in freien Kombinationen und sei nicht das Ergebnis wissenschaftlicher Methoden.

Wir wollen unter Nachahmen das verstehen, was Stoltenberg im engeren Sinne damit bezeichnet; ferner das Auchmachen, das im Leben häufiger und folgenreicher ist als das eigentliche Nachahmen, bei dem das Bewußtsein der Abhängigkeit vom Vormachenden vorhanden sein muß. Beide Arten sind aber sozio-

psychologisch von größter Allgemeinbedeutung; sie sind weit umfangreicher als jener Zusammenhang von inventeurs und imitateurs bei Tarde. Wir unterscheiden dabei nicht zwei sich scharf voneinander abhebende Menschentypen, sondern rechnen damit, daß bis zu einem gewissen Grade alle Menschen alle anderen nachahmen. Es ist eine Form des allgemeinen Gegenseitigkeitsverhältnisses der Menschen und spielt besonders im Verhältnisse von alt und jung eine große Rolle. Sehr viele Assoziationen von Menschen untereinander vollziehen sich eben durch Nachahmungsvorgänge. Nur dürfen wir selbst für diese allgemeine Art von Imitation nicht Alleingeltung beanspruchen. Wir haben gesehen, wie breit wir unsere Tafel der menschlichen Beziehungen, ja selbst das System der A-Beziehungen anlegen müssen. Die Nachahmung ist ein Unterprozeß, aber nicht ein Haupt- oder gar ein Grundprozeß der Vergesellschaftung. Sie ist den anderen Unterprozessen koordiniert, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß, psychologisch betrachtet, eine stärkere Hervorhebung der Nachahmung (als Motiv) angebracht sein mag.

Gar erst das spezielle Verhältnis von Mensch zu Mensch, das Tarde vorwiegend im Auge hat! Das, was er beobachtet und schildert, ist sehr wichtig und hervorhebenswert. Aber er hätte gut getan, es nicht mit den allgemeinen Nachahmungsvorgängen zu verknüpfen, und hätte besser dem von ihm herausgehobenen Beziehungskomplex einen anderen Namen gegeben. Es handelt sich um die Einwirkung der (geringen Zahl von) schöpferischen Menschen auf die passive große Menge. Wir werden noch manchmal Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen; hier wollen wir nur aussprechen, daß wir diese Erscheinungen von den Zusammenhängen der Nachahmung trennen, zumal da ja die große Menge die „inventeurs" gerade in dem, was für diese wesentlich ist, nicht nachahmt und nicht nachahmen kann. Das, was hier gemeint ist, bezeichnen wir lieber, wie wir es in unserer Tafel getan haben, mit Führen und Folgen. Folgen ist aber nicht Nachahmen. Die Verbindung, die zwischen Imitation und Folgen besteht (und die nicht geleugnet werden soll), besteht in der Abhängigkeit vom Führer oder Vormacher. Das, was Tarde, wie wir oben angedeutet haben, über inventeurs und imitateurs sagt, lassen wir inhaltlich (mit einigen Abschwächungen in kollektivistischer Hinsicht) durchaus gelten; wir sehen aber darin das Verhältnis von Führer und Folgenden. (Wir können nicht „Gefolgschaft" statt „Folgenden" sagen; das wäre zu eng; ebenso nicht „Anhängerschaft", weil das Verhalten der Folgenden sehr oft auf

ihnen unbewußter oder mit Widerwillen getragener Abhängigkeit beruht) [1].

Die Schwierigkeiten, die mit der richtigen Einordnung des Begriffs „Nachahmen" verknüpft sind, hängen damit zusammen, daß er in viel stärkerem Maße ein *soziopsychologischer* als ein soziologischer Begriff ist. Tarde, der keine deutliche Scheidung der beiden Gebiete gemacht hat, kann ihm die Zentralbedeutung deshalb einräumen, weil er in der Hauptsache eine Sozialpsychologie gibt. Es muß aber Verwirrung entstehen, wenn wir den pseudosoziologischen Ausdruck Nachahmung in einem ausgesprochen soziologischen, also das Handeln, nicht die Bewußtseinsvorgänge hervorhebenden System in den Vordergrund rücken. *Das Handeln, das sich in der Regel aus Nachahmung ergibt, ist eben Anpassung oder Angleichung.* Wir wären damit der Notwendigkeit, die Nachahmung zu nennen, enthoben, wenn es nicht außerdem auch ein spezifisch nachahmendes Handeln gäbe, das zu Anpassung oder Angleichung, aber auch zu den übrigen A-Beziehungen führen *kann*. Auch aus literarturgeschichtlichen Gründen wäre ein Übergehen der Nachahmung unerwünscht gewesen.

Zu § 2: *Ratzenhofers* dauerndes wissenschaftliches Verdienst wird es bleiben, daß er das Wesen der Politik innerhalb der sozialen Betätigungen mit Sicherheit und Schärfe erfaßt und analysiert hat. Daß er die sozialen Wechselbeziehungen der Menschen überhaupt auf klare Grundformen zurückzuführen imstande war, muß, scheint uns, bestritten werden, so fruchtbar seine Hervorkehrung des „Interesses" ist.

Zu § 6: Wie wir oben den Begriff „Vereinigung" mit verwandten Termini, die im Englischen und Französischen üblich sind, verglichen haben, so sei hier wenigstens anhangsweise unser Wort „Anpassung" Ausdrücken wie Assimilation, Akkomodation und Adaptation gegenübergestellt. Park und Burgess sagen in ihrer „Introduction to the Science of Sociology" darüber u. a. Folgendes [2]: „Akkomodation ist als ein Ordnungsprozeß beschrieben worden, d. h. als Organisation sozialer Beziehungen und Haltungen, um Konflikt zu verhindern oder zu vermindern, Wettbewerb zu kontrollieren und in der Gesellschaftsordnung für Personen und Gruppen von diver-

---

[1]) Wir kommen auf das Führertum bei den Cb-Prozessen zurück. Die häufig im Zusammenhang mit den Problemen der Nachahmung aufgeworfenen Fragen über den Einfluß des Alten auf das Neue behandeln wir passim, besonders aber bei den Fd-Prozessen (Neubildung). Die übrigen allgemeinen A-Beziehungen, die wir als Beispiele in der „Tafel" aufgeführt haben, glauben wir übergehen zu dürfen, weil wohl das für die (hier nur mögliche) generelle Betrachtung dieser Unterprozesse Notwendige bereits gesagt worden ist; jedoch einiges enthalten noch die folgenden Erläuterungen zu § 14.

[2]) S. 735/736.

gierenden Interessen und Typen eine Sicherheitsbasis aufrechtzuerhalten, die geeignet ist, ihre verschiedenen Lebensbetätigungen gemeinsam zu fördern. Akkomodation im Sinne von Konfliktsbeseitigung ist stets das Ziel des politischen Prozesses. — Assimilation ist ein Prozeß der gegenseitigen Durchdringung und Vermischung, in dem Personen und Gruppen die Erinnerungen, Gefühle und Haltungen anderer Personen und Gruppen annehmen und dadurch, daß sie ihre Erfahrungen und Geschichte teilen, mit ihnen zu einem gemeinsamen Kulturleben vereinigt werden. Insofern, als Assimilation diese Anteilnahme an der Tradition, dieses intime Partizipieren an der allgemeinen Erfahrung bezeichnet, ist Assimilation der zentrale Vorgang im geschichtlichen und kulturellen Prozesse." Adaptation, ein durch Darwins Lehren üblich gewordener Ausdruck, erscheint den beiden anderen Worten gegenüber mehr als eine biologische Bezeichnung.

Danach sind die Begriffe Akkomodation und Assimilation Bezeichnungen für Beziehungen zweiter Ordnung. Es handelt sich mehr um integrierende Prozesse im Gebildeleben. Unser Begriff Anpassung ist genereller, da er die allgemein-menschlichen Beziehungen mit umfaßt, zugleich aber umgrenzter, da er von Angleichung und Vereinigung unterschieden wird, was bei jenen nicht klar genug geschieht.

Zu § 9 Punkt 13 (Cant): Schelers Aufsatz „Zur Psychologie des englischen Ethos und des cant" im Anhange seines oben genannten Buches ist (wohl absichtlich) nicht frei von politischer Tendenz und von Übertreibungen. Es bleibt jedoch ein geistreicher Kerngehalt in dieser soziopsychologisch recht interessanten Skizze.

Zu § 9 Punkt 15 (Mode): In psychologischer Hinsicht weist die Mode auf Nachahmung hin. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet sie G. Tarde in seinen „Lois de l'imitation"; er stellt sie dort der Reform und Revolution gegenüber, da auch sie einer der Hauptwege sei, in der sich sozialer Wechsel vollziehe, und weil alle drei auf die Sitten Bezug hätten. Von der Reform unterscheide sie sich durch ihren irrationalen Charakter.

Der verstorbene amerikanische Gelehrte William Graham Sumner hat in seinem wundervollen Buche über Folkways[1]), das Studien über Bräuche, Sitten, Gewohnheiten und Ethos enthält, den Zusammenhang von Mode und Sitte untersucht. — Auch Simmel und Sombart haben sich mit dem Wesen der Mode befaßt. Simmels Abhandlung in den gesammelten Essays „Philosophische Kultur" [2]): Die Mode (S. 29 ff.) und Sombarts ältere Arbeit „Wirtschaft und Mode" [3]) sind hier zu nennen. — Aber die Literatur weist doch nur Beiträge zu dem soziologisch so reichen Problem der Mode auf; es fehlt eine gründliche beziehungswissenschaftliche Untersuchung; sie dürfte sich selbstverständlich nicht bloß mit der Kleidermode befassen.

Zu § 10: Krieg und soziale Entwicklung ist ein von Spencer bevorzugtes Thema. Sein Dualismus: Militarismus und Industrialismus hängt damit zusammen. Hier sei auch des trefflichen holländischen Soziologen Rudolf Steinmetz gedacht, der heute wohl nicht mehr alle Urteile in seinem Werke „Die Philosophie des Krieges" (Leipzig 1907) aufrechterhalten wird.

Zu § 12 Punkt 10 (Akademien): Hierzu sei noch einmal Paul Ludwig

---

[1]) Ginn & Co., Boston etc., 1906.

[2]) Leipzig 1911.

[3]) Wiesbaden 1902.

Landsbergs ,,Wesen und Bedeutung der Platonischen Akademie" (Bonn 1923) genannt. — Einiges auch bei Ross, Principles, S. 297 ff.

Zu § 14: a) Über die Beziehung des Zueinander, die Liebe genannt wird und die eine Fülle von sehr verschiedenartigen inneren Verbindungen von Menschen umfaßt, habe ich — nach der begrifflichen Seite — eingehend im ,,Handwörterbuch der Sexualwissenschaft" (Bonn 1923) unter dem Stichwort ,,Liebe" geschrieben. Es muß hier besonders darauf hingewiesen werden.

b) Das Wort ,,Interesse" bedeutete im Rahmen der allgemeinen A-Beziehungen nicht Interesse an jemandem, sondern das, was man mit dem geschmacklosen Worte ,,Belange" glaubt verdeutschen zu müssen, also das, was Albion W. Small in seiner ,,General Sociology [1]) nach Ratzenhofers Vorgang darunter versteht. Wir zitieren:

,,Der Begriff der Interessen dient demselben Zwecke in der Soziologie, dem der Begriff Atom in der Physik dient. Interessen sind der Stoff, aus dem die Menschen gemacht sind. Genauer die letzten Elemente, auf die wir die Handlungen der Menschenwesen zurückführen können, sind Einheiten, die wir herkömmlich ,,Interessen" nennen . . . Ein Interesse ist eine unbefriedigte Fähigkeit, die einer unrealisierten Lage entspricht, und eine Prädisposition für die Schaffung einer Situation, die dahin tendiert, die entsprechende Lage zu realisieren . . . Der ganze Lebensprozeß ist, soweit wir ihn kennen, mögen wir ihn in seiner individuellen oder mögen wir ihn in seiner sozialen Phase betrachten, letzlich der Prozeß der Entfaltung, Ordnung und Befriedigung von Interessen" (Small). — Ohne diese Zentralstellung der Interessen anerkennen zu können, müssen wir ihnen eine hohe Bedeutung im Sinne der Smallschen Erklärung zumessen.

c) Die überaus weitreichende Bedeutung des Helfens für das gesellschaftliche Leben wird heute wieder allgemein anerkannt. Sie war durch den Darwinismus und seine Erklärung der Entwicklung aus dem Überleben des Passendsten im Kampfe ums Dasein theoretisch zu sehr vernachlässigt worden, bis Peter Kropotkins Werk ,,Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung" [2]) (nicht ohne Übertreibung in entgegengesetzter Richtung) auch den Entwicklungsfaktor Helfen hervorhob. Uns ist es eine sehr wesentliche Beziehung des Zu- und Miteinander.

d) Über den ,,Führer", besonders den charismatischen Führer enthält manches Max Webers ,,Wirtschaft und Gesellschaft" (passim).

e) ,,Sich hinneigen", das uns bereits als sekundärer Kontakt beschäftigt hat, kehrt als allgemeine A-Beziehung wieder. Dabei meinen wir hier mehr den passiven Zustand.

---

[1]) Chicago 1905, S. 425 ff.

[2]) Deutsch von Gustav Landauer, Leipzig 1904.

Sechstes Kapitel.

Die Beziehungen des Aus- und Ohneinander.

§ 1. Überwiegen die Beziehungen des Zueinander?

Immer müssen wir bestrebt sein, von den erfahrenen und erfahrbaren Erscheinungsformen des Zu- und Auseinander die Metaphysik der menschlichen Beziehungen zu scheiden. Wir können und wollen nichts darüber aussagen, ob wir Menschen von Gott füreinander bestimmt sind, ob unser und unseres Geschlechtes Lebensziel ist, Eines zu werden mit Brüdern und Schwestern. Ob manche Menschen schicksalhaft und durch Prädestination zur Gemeinschaft füreinander bestimmt sind, darüber etwas zu behaupten, liegt jenseits der Grenzen unserer Wissenschaft.

Aber wir müssen damit rechnen, daß das Verlangen nach Metaphysik sehr rege ist, daß es Denker und Propheten genug gibt, die behaupten, darüber autoritativ Gültiges aussagen zu können, und daß sie immer auf Scharen von Gläubigen zählen können, die ihnen lieber folgen, als daß sie die Warnung des Ignoramus beachteten.

Je mehr sich manche Menschen der Gegenwart durch die Rivalitäten und Gegensätze des Zeitalters verletzt fühlen, desto mehr neigen sie zu einer Mystik der Gemeinschaft, die nicht selten mit religiöser Inbrunst erfaßt wird. Daraus fließt dann die Vorstellung, daß das entgegenstehende Bewußtsein der Sonderheit und Selbstheit des Einzelmenschen eigentlich eine Entartungserscheinung sei; die Unruhe des modernen Gemüts und die Unsicherheit unserer Werturteile wird daraus erklärt, daß der nachmittelalterliche Mensch die Heimat des Kollektivums verlassen habe und zur Eitelkeit der Selbstgenugsamkeit herabgesunken sei. Das Mittelalter wird im Strahlenkranze einer „sinnerfüllten" Epoche der Anarchie der letzten zwei bis drei Jahrhunderte gegenübergestellt. Oder die Antithese ist geographischer Art; dem europäischen Individualbewußtsein wird der asiatische Kollektivgeist rühmend verglichen.

Es handelt sich dabei um Glaubensbekenntnisse, an denen uns hier nur der damit verknüpfte Denkfehler interessiert. Es ist falsch,

anzunehmen, daß nicht zu jeder Zeit und an jedem Ort beide soziale Kraftreihen nebeneinander vorhanden und wirksam sind: Individuation und Vergemeinschaftung. Sie entwickeln sich stets auseinander, hängen aufs engste zusammen und sind als Tatsachen immer gleichzeitig da. Nur das bewertende Bewußtsein der urteilenden Menschen hebt nach Gemütsbedürfnissen und Wollungen bald diese, bald jene Erscheinungsform hervor, läßt andere unberücksichtigt, als ob sie gar nicht vorhanden seien, und verstärkt durch diese willkürliche Beleuchtung des sozialen Zusammenhangs wiederum das Gefühl der Lust und Unlust, mit denen die entsprechenden sozialen Kräfte empfunden werden.

Statt sich von solchen Zeitstimmungen gefangennehmen zu lassen, sollte der Forscher, wenn ihm von einer bestimmten Zeit oder einem bestimmten Orte starke Vergemeinschaftungen ausgesagt werden, die stets vorhandenen korrespondierenden Individuationen aufsuchen (und umgekehrt). Er findet dann z. B. — um es nur in ganz groben und plumpen Strichen anzudeuten —, daß das Mittelalter zwar manche starken kirchlichen und beruflichen Vergemeinschaftungen erlebt hat, dafür aber die modernen Bindungen des politischen, speziell des staatlichen Gesamtbewußtseins in sehr viel geringerem Maße kannte als die Gegenwart. Oder er kann feststellen, daß sich das persönliche Unwertgefühl vieler Hindu nicht nur mit dem Kastengeiste, sondern auch mit starker Abneigung gegen politische Unterwerfung des geistigen Ich unter den Staat vereint findet.

Es ist für die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes bemerkenswert, was aus den sozialen Tatsachen bewertet herausgehoben wird; der Soziologe jedoch, der nicht die Manifestationen des Geistes als solche zu studieren hat, sondern die tatsächlich vorhandenen Beziehungen zwischen Menschen aufweisen und ordnen will, wird nicht außer acht lassen, daß stets Individuation und Vergemeinschaftung besteht, aber die Betätigungsfelder dieser Hauptprozesse beständig wechseln. Vermutlich ergäbe sich für eine geschichtliche Untersuchung, die imstande wäre, alle sozialen Kräfte der Epoche zu überschauen und richtig zu beurteilen, daß eine nahezu vollständige Kompensation besteht, daß also jedes Zeitalter ebensoviel Individuation und Vergemeinschaftung (als Ganzheiten genommen, die aus den zahllosen Sondererscheinungen addiert sind) aufweist wie jedes andere. Man muß sich von dem Vorurteile frei machen, als ob irgendwann eine soziale Kraft ganz ausgeschaltet worden ist oder ganz ausgeschaltet werden könnte. Immer handelt es sich im Wechsel der Zeiten um Verdrängungen.

Nur die praktische Vernunft hebt einen bestimmten Zusammenhang bewertend heraus.

Wenn ferner in einer Epoche Klagen über Mangel an Gemeinschaftlichkeit oder — zu anderer Zeit im Gegensatze dazu — Klagen über Schwäche der Persönlichkeitskultur allgemein werden, so ist das ein Anzeichen, daß der Zustand, über den geklagt wird, in Wirklichkeit schon der Vergangenheit angehört oder doch wenigstens zu schwinden begonnen hat. Die öffentliche Meinung hinkt immer hinter der tatsächlichen Entwicklung in erheblichem Abstande her. Im Augenblicke, wo man feststellen kann, daß etwas als ein Mißstand (verhältnismäßig) allgemein angesehen wird, ist die tatsächliche Lage schon wieder anders geworden.

Wir können deshalb einen Primat des einen oder des anderen unserer beiden Grundprozesse nicht anerkennen. Assoziation und Dissoziation gelten uns gleich. Ja, wir betrachten es nur als eine sich aus der Struktur unseres menschlichen Verstandes ergebende Notwendigkeit, daß wir die Antithese vornehmen, weil wir nur durch Sonderung etwas verstehen können. Aber gerade in unserer Zweiteilung liegt auch die Vorstellung, daß das eine auf das andere hinweist und es schon in sich enthält. Nicht nur, daß — wie wir oben hervorgehoben haben — die Mischbeziehungen häufig sind, nicht nur ferner, daß auf Assoziation Dissoziation zeitlich zu folgen pflegt (und umgekehrt); sondern eine bestimmte Annäherung oder Anpassung kommt auch oft nicht über einen gewissen Grad hinaus, weil gleichzeitig in dem konkreten Einzelprozesse auch Absonderung und Abdrängung wirksam sind; oder die Neigung zur Bekämpfung wächst nicht bis zum grell entfachten Konflikte, weil Tendenzen zur Angleichung nicht fehlen.

§ 2. Noch einmal: Distanz.

Damit stehen wir wieder vor dem Zustande der Distanz, der uns im dritten Kapitel (§ 4) bereits begegnet ist. Park und Burgess stellen ihn folgendermaßen dar[1]): „Es besteht die Tendenz zur Annäherung, aber zu einer nicht zu nahen Annäherung. Es besteht ein Gefühl von Interesse und Sympathie des A für B; aber nur, wenn B in einer bestimmten Entfernung bleibt. So ist der Neger in den Südstaaten „all right in his place". Der Menschenfreund im Norden nimmt Interesse an dem Vorankommen des Negers, wünscht aber, er möge im Süden bleiben. Wenigstens wünscht er ihn sich nicht als Nachbarn. Der weiße Mann im Süden mag den Neger als Einzelwesen leiden; aber er ist nicht gewillt, ihn als seinesgleichen zu behandeln. Der weiße Mann im Norden ist geneigt, den Neger

[1]) l. c. S. 440.

als seinesgleichen zu behandeln; aber er will ihn nicht in seiner Nähe haben. Die Wünsche sind in beiden Fällen die gleichen; aber die Haltungen sind verschieden."

In der Tat können wir in der Distanz den Zustand einer durch Vorstellungen oder äußere Situationen des Gegeneinander gehemmten Annäherung sehen.

(Wenn eine im Wege gänzlicher Verräumlichung bewirkte Schematisierung erlaubt ist, so wäre etwa in einem bestimmten Falle zu sagen: Der Weg bis zur Vereinigung von A und B mag 50 betragen, der Drang des A nach Zusammenschluß mit B soll gleich 60 sein, so daß also, wenn es bloß auf die den A zur Assoziation treibenden Motive ankäme, mehr als genug Kraft in A vorhanden wäre, die Vereinigung vorzunehmen [wobei wir uns der Einfachheit halber B als passiv vorstellen]. Aber die entgegenstehenden Hemmungen entsprechen der Zahl 20. Das Ergebnis ist eine geringe Distanz von 10 zwischen A und B.)

Kompliziert wird die Bestimmung der Distanz allemal dadurch, daß sich B niemals ganz passiv verhält, vielmehr in der Regel der Abstand der beiden Menschen (oder Gebilde) aus Aktion und Reaktion beider Größen hervorgeht.

Uns fesselt hier vorwiegend der Umstand, daß die übergroße Mehrzahl aller menschlichen Gegenseitigkeitsverhältnisse auf Distanz beruht. Das Normale und Häufigste ist ein gewisses Angenähertsein und ein gewisser Abstand. Bei jedem Kooperationsverhältnisse müssen wir uns die Kraft der Assoziation größer als die der Dissoziation vorstellen.

Besonders die geselligen Beziehungen der „guten Gesellschaft" beruhen auf Distanz. Im Salon bewegt sich derjenige mit Sicherheit und Erfolg, der den rechten Instinkt für die auf- und abschwingenden Bewegungen des gleichzeitigen Zu- und Auseinander besitzt und betätigt, ohne einen Augenblick die Grenzen nach unten und oben außer acht zu lassen. (Nehmen wir unser obiges Zahlenbeispiel: Eine unter 5 sinkende Distanz mag nach den Gesetzen des Gesellschaftskreises „unmöglich" erscheinen. 20 hingegen bedeutet Langeweile, Frostigkeit und Unbehaglichkeit. Es bleibt eine je nach den Situationen wechselnde Spanne von 5 bis 20. Alle Vertraulichkeit, aller Flirt, alle Beanspruchung von Hilfe, alles seelische Verständnis, alle Übereinstimmung des Geschmacks und der Meinung bleibt an diese Distanzspanne von 5:20 gebunden.)

Ein Ton, der um einen Grad zu innerlich, eine Liebesbezeigung, die um eine Schattierung zu leidenschaftlich oder zu intim ist, eine Offenheit, die nur ein klein wenig zu viel mitteilt — all das sind

Verstöße gegen das bei aller scheinbaren Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit grausame Gesetz der Distanz und hat nicht selten tiefgehende Folgen. Den Fremden, den ungeschickten Anfänger, den Verächter der Konvention, den „Nicht-Salonfähigen", den naiven Weltfremdling verlockt zumeist der Schein der Freiheit, Ungebundenheit und Erlebnisfülle der „guten Gesellschaft" und verführt ihn nicht selten zu Verstößen gegen das Gesetz der Distanz.

Wenn diese Gebundenheit des Verkehrs sicherlich oft das zwischenmenschliche Leben ärmer, als notwendig, macht, so ist anderseits dies Bestehen der Distanz in sehr vielen Fällen der Kooperation erst die Voraussetzung dafür, daß überhaupt ein Zusammenwirken erfolgt. Die Aussicht, daß es nicht erforderlich ist, Menschen, zu denen man sich nur in eingeschränktem Maße hingezogen fühlt, reservelos zu begegnen, macht die Bahn für zahlreiche Verbindungen der Arbeit und der Erholung frei, die sonst ungeknüpft blieben. Für das Verständnis der Beziehungen des Auseinander ist es notwendig, sich zu vergegenwärtigen, daß sie nicht immer zur völligen Lösung, sondern zur Distanz, also zur Verminderung des Zueinander führen.

§ 3. Kampf. Absichtlich bezeichnen wir unsere B-Beziehungen als solche des Aus- (und Ohn-) Einander, nicht bloß des Gegeneinander. Ein Lösungs- und Absonderungsvorgang braucht nicht feindlich gemeint zu sein, und das Ergebnis der Dissoziation kann Fremdheit, braucht nicht Kampf zu sein. Wer sich zum Zweck weltflüchtiger Kontemplation absondert, tut dies nicht immer aus Menschenhaß.

Indessen treten die friedlichen Lösungen bei unserer jetzt vorzunehmenden Untersuchung an Bedeutung hinter den mehr oder weniger feindseligen zurück, da wir diesen bereits zu Beginn unserer Untersuchungen (im zweiten Kapitel) bei der Analyse der Isolierung gerecht zu werden versucht haben. Doch vergessen wir darüber nicht, daß der Kampf nur eine neben anderen Formen des Auseinander ist. Unter den speziellen Hauptprozessen der Dissoziation ist uns der Konflikt der stärkste Grad.

Die Begriffe Konflikt und Kampf sind uns nicht identisch. Der Kampf erscheint uns als ein Stadium des Konflikts, das nicht in jedem Konfliktsfalle erreicht zu werden braucht. Im Kampfe messen die gegnerischen Parteien ihre Kräfte aneinander. Bei großen Unterschieden im Kräfteverhältnisse kann es Vergewaltigung, Mißhandlung, Mord geben, aber nicht eigentlich Kampf. Doch würden wir im Vorgange der Vergewaltigung einen Konflikt sehen. Wenn — um ein Beispiel aus unserer „Tafel" zu wählen — A den B „schikaniert", so kämpfen A und B nicht miteinander, stehen

aber in Konflikt. (Das Wort „Streit" haben wir wegen seiner Unbestimmtheit zumeist vermieden.)

Der Kampf ist sicherlich die deutlichste und ausgeprägteste Form des Auseinander, wenn auch über den Zustand, zu dem er führt, damit nichts ausgesagt ist; er kann in eine Beziehung des Zueinander umschlagen. Die halben und latenteren Prozesse des Gegeneinander, zumal eine nie zum Austrage gelangende Opposition, können einer zukünftigen Vereinigung mehr entgegenstehen als die heftigste Form des offenen Kampfes. Man gibt ihm unter Umständen den Vorzug als einem „Ende mit Schrecken" gegenüber dem „Schrecken ohne Ende".

Die Sozialphilosophie hat sich zu allen Zeiten ausgiebig mit den Versuchen, den Kampf zu bewerten, befaßt. Wir dürfen ihr dahin nicht folgen. Der Verzicht wird uns nicht schwer, da sich beobachten läßt, wie verheerend die Vorurteile, die das Gefühl diktiert hat, die Metaphysik des Kampfes überwuchert haben. Statt ihn zu analysieren, seine zwei Erscheinungsweisen als Angriff oder Verteidigung zu vergleichen, den Versuch zu machen, einen wertfreien Maßstab für seine Einwirkungen auf das soziale Leben zu finden, gelangen die Autoren alsbald zu Verherrlichungen oder Anklagen. Man fragte: Was ist sein Sinn? Was will das Schicksal mit ihm? Dem Mannesmute und -trotze erschien es angemessen, den Kampf zu preisen und ihn zum Vater aller Dinge zu erheben; dem Mitleide mit der leidenden Kreatur hingegen entsprach es, das Gräßliche der Gewalttat hervorzukehren.

Uns erscheint es nicht richtig, zu fordern, daß die Wissenschaft ein für allemal auf die Beurteilung vom Kampf, Krieg, Revolution verzichten soll. Sie muß nur einen Maßstab suchen, der so allgemein ist, daß er jenseits aller ethischen und ästhetischen Kriterien ihrem eigenen Felde entnommen ist, und so bestimmt ist, daß er als Rechenmaßstab dienen kann. Könnten wir die Superiorität der Assoziation anerkennen und in der zunehmenden Sozialisierung der Menschen das uns gesteckte Entwicklungsziel erblicken, so wäre das Prinzip der Beurteilung als solches (wenn auch nicht seine Anwendung) einfach. Wir hätten nur zu fragen: Was leisten Kampf und Krieg für die (positive) Vergesellschaftung?

So aber bleibt uns nur das allgemeine Rationalprinzip, wonach Aufwand und Erfolg miteinander zu vergleichen und ein Überwiegen des Erfolgs über die Opfer als Merkmal einer (für unsere Vernunft) positiven Leistung anzuerkennen ist.

Aller Kampf beruht auf gesteigertem Energieaufwande. Im Kampfe soll das vernichtet werden, was dem eigenen Willen ent-

gegensteht und in den Augen des Kämpfenden schädlich ist. Ein Zerstörungsversuch beginnt. Dem Zuwachs an Kraft, der aus dem Kampfeswillen hervorgeht und der aus der etwaigen Beseitigung des vielleicht objektiv Schädlichen entstehen mag, steht eine Kraftverminderung gegenüber, die aus dem Zerstörungswerke hervorgeht.

Aber was soll man unter „positiv“ und „negativ“, unter „schädlich“ und „nützlich“ buchen? Wie soll man den Energiezuwachs, die Kraftminderung messen? Es gibt noch keinen allgemeinen Maßstab jenseits der Sittengebote: Du sollst nicht töten! — „Was du nicht willst, daß dir geschehe, das tue einem anderen auch nicht“ und Ähnlichem.

Trotzdem ist es nicht überflüssig, an unser Rationalprinzip zu erinnern, da es Kämpfe gibt, bei denen nicht von Leidenschaft verblendete Augen das Unökonomische der Handlung einsehen müßten. Doch soll dieser Gedanke hier nicht weiter verfolgt, vielmehr der praktischen Politik und praktischen Lebensweisheit überlassen bleiben. Um nicht in den Fehler der Parteinahme für oder wider den Krieg zu verfallen — es wäre nach den heutigen Mitteln unserer wissenschaftlichen Erkenntnis ein Fehler —, lassen wir die Austragung der Frage hier unerledigt; sie gehört vor ein anderes Forum.

Aber die folgenden Regeln lassen sich, scheint uns, im Rahmen einer wissenschaftlichen Untersuchung aufstellen:

1. Bei der Beurteilung von Kämpfen sollte so genau und umfassend wie möglich Energieaufwand und -verlust miteinander verglichen und von dem Ergebnisse dieser Gegenüberstellung das Urteil abhängig gemacht werden.

In der Regel ist bisher ein solcher Versuch, Leistung und Energieverlust zu messen, gar nicht begonnen worden. Man begnügte sich (zumal bei Entwicklungen der Frühkultur) damit, nachzuweisen, daß bestimmte Gruppenkämpfe Vergesellschaftungen zur Folge gehabt haben, die ihrerseits der Ausgangspunkt für „höhere“ soziale Leistungen geworden sind. Alsbald wurde der Satz geprägt: „Kampf führt zu sozialem Fortschritt!“ Oder man konnte — vielfach ganz richtig — feststellen, daß ein Zusammenschluß nach innen unter den Gliedern einer Gruppe oft erst durch Kampf nach außen erreicht wurde. Alsbald erschien der Kampf als Erzieher und Gestalter von Stamm und Volk.

Wie viele Fragen müßten jedoch erst beantwortet sein, ehe man wirklich den Kampf zum „Vater“ des sozialen Fortschritts erklären dürfte! Tatsächlich liegt der Zusammenhang so, daß Kämpfe

stets Veränderungen — nur das kann ausgesagt werden! — der sozialen Struktur bewirken. Manche von diesen Veränderungen erwiesen sich insofern als fruchtbar, als sie in der Entwicklung fortwirken und einem späteren, rückschauenden Blick, der sich bemüht, die sich folgenden Entwicklungsstufen auseinander zu erklären, unentbehrlich dünken. Dabei bleiben aber die Veränderungen, durch die andere entwicklungsfähige Keime ein für allemal beseitigt oder geschwächt worden sind, unberücksichtigt, als ob sie gar nicht vorhanden gewesen wären.

Nehmen wir ein (beträchtlich vereinfachtes) Beispiel: Zwei nomadisierende Stämme (A und B) leben eine Zeitlang, ohne miteinander in Berührung zu kommen, in ihren Bezirken. Für keinen von beiden liegt zunächst Veranlassung vor, seine primitive Wirtschaftskultur zu verändern; doch schafft Stamm B einen reichen Schatz von Mythen, Liedern, Legenden, Gesängen, Tänzen. Stamm A leidet unter Sippenfehden, die jedoch zu einem kriegerischen Geiste und zu militärischer Tüchtigkeit führen. Da stoßen die beiden Stämme aufeinander. Der Kampf endet mit der Unterwerfung von Stamm B. Wer von seinen Männern und Weibern nicht getötet wird, gerät in Sklaverei. Diese Sklaven bilden nun eine rechtlose Unterschicht des Stammes A; sie werden seine mechanischen Arbeiter. Mit steigender Kopfzahl beginnt der mit Seßhaftigkeit verknüpfte höhere Ackerbau, der durch die Existenz der Sklaven wesentlich erleichtert wird. Eine neue Wirtschaftskultur des Stammes A erblüht.

In die Kausalreihe des „Fortschritts" von der Nomadie zur Seßhaftigkeit gehört dieser Krieg. Er ist jedoch erkauft durch den Untergang der Eigenkultur des Stammes B; seine Lieder und Tänze etwa sind verschwunden. Ferner läßt sich annehmen, daß Stamm A mit zunehmender Bevölkerungsdichtigkeit den Übergang zum höheren Ackerbau selbst gefunden hätte, ohne mit dem verheerenden Klassengegensatze von Herr und Sklave, diesem Produkte des Krieges, belastet zu sein. Im Laufe der Zeit erkrankt vielleicht gerade an dem schleichenden Übel seiner falschen Agrarverfassung (Bodenmonopol) unser durch den Krieg (zunächst und scheinbar) so geförderter Stamm A.

Anderseits wäre es auch nicht haltbar, lediglich den Zusammenhang von Krieg und Sklaverei anklagend herauszuheben und zu rufen: Seht, wie gräßlich der Krieg ist; er schafft die Sklaverei!

2. Da Vergemeinschaftung und Individuation, Beziehungen des Mit- und des Auseinander stets gleichzeitig nebeneinander bestehen nud mit jeder Strukturveränderung auch Interessengegensätze (neben Harmonien) geschaffen werden, gibt es zu allen Zeiten

(in Vergangenheit und Zukunft) Konflikte. Diese Konflikte haben eine Tendenz, Kämpfe zu werden, wenn ihnen nicht andere soziale Kräfte entgegenwirken.

Daraus ergibt sich: Der allgemeine Hauptprozeß Konflikt ist nicht aus der Welt zu schaffen. Aber seine Arten und Erscheinungsformen wechseln. Ob es Kämpfe gibt, ist vom Willen der Menschen abhängig und eine Frage der planmäßig geschaffenen Organisation. Der Krieg als Kampf zwischen Stämmen, Klassen und Völkern mit den Mitteln physischer und technischer Gewalt kann durch andere Konfliktsformen ersetzt werden. Ob dies geschieht, ist lediglich eine Frage der Einsicht und des Willens, das Eingesehene zu verwirklichen. Die Einsicht ergibt sich dann, wenn die Energiebilanz des Krieges, verglichen mit der Bilanz anderer Konfliktarten, allzu passiv erscheint; der Wille zur Tat jedoch, wenn die Mächtigen auf Erden bereit sind, das Urteil der Vernunft höher zu bewerten als Rufe der Leidenschaft.

Da gegenwärtig, die Vernunft zu verachten, die große Zeitmode ist, da ferner die Methoden unseres soziologischen Denkens und Rechnens noch in den ersten Anfangsstadien stecken, bedarf es der unermüdlichen und sehr schweren Arbeit derer, die die furchtbare Dringlichkeit der Lösung des Problems ahnen. Es ist freilich nicht unwahrscheinlich, daß die Ereignisse, die so oft schneller laufen als alle Aufklärungsarbeit, die Belehrung der Menschheit in ihrem grausamen und unerbittlichen Unterrichtsverfahren selbst übernehmen.

3. Dem Energieaufwande und der Energiezerstörung des Kampfes ist in funktionaler Beziehung entgegengesetzt Energieleistung und -opfer der Arbeit. Dem Verlaufe nach gibt es jedoch viel kampfartige Menschenarbeit. Man „ringt" mit dem Boden, dem Material, dem Meere, der Hitze. Jede Arbeit ist dadurch charakterisiert, daß ihr Ziel in einer aktiven Wertbilanz liegt. Am Schlusse der Arbeit sollen mehr Werte bestehen als zu Beginn. Daraus folgt, daß man die soziale Aufgabe wird in der Umwandlung von Kampf, bei dem unmittelbar die Wertzerstörung überwiegt, in Arbeit sehen müssen. Von allen Konflikten ist der dem Prozeß der Arbeit zugrunde liegende „Konflikt" zwischen Kraftaufwand und Arbeitsergebnis der einem rational-ökonomischen Denken am fruchtbarsten erscheinende „Streit".

4. Dieser Satz, der als solcher über die Soziologie hinausführt, interessiert uns hier vorwiegend des beziehungswissenschaftlich so bemerkenswerten Umstandes wegen, daß sachliche Leistungen, wie sie in der Arbeit aufgegeben sind, fast stets durch zwischen-

menschliche Beziehungen gestört und aus Arbeit in Kampf umgebogen werden. Als Rationalpostulat erscheint die Forderung: Wandelt Kampf in Arbeit, subjektive Leidenschaft in objektive Leistung! einfach und selbstverständlich. Der Soziologe, der das Verhalten der Menschen beobachtet und analysiert, weiß jedoch, daß jede Erfolg versprechende und anbahnende sachliche Leistung alsbald von den Oppositionen derer belagert wird, die irgendwelche (oft recht abgelegene oder eingebildete oder objektiv minderwertige) Interessen gefährdet wähnen. Deshalb begegnet die immer wieder einsetzende Bemühung, Kampf in Arbeit zu wandeln, stets Gegentendenzen, Arbeit durch Kampf zu ersetzen. Den Konflikt aus der zwischenmenschlichen Sphäre in die Bezirke des Ringens mit der außermenschlichen Natur hinüberzutragen, also in „Arbeitskonflikt", wie ihn These 3 skizziert hat, zu wandeln, diesem Bestreben muß die Wandlung von Kampf in bestimmte andere Arten des zwischenmenschlichen Konflikts parallel laufen. (Beispiel: Einerseits Umwandlung von Kriegstechnik in industrielle Technik, anderseits Ersatz der Austragung von Streitigkeiten zwischen Völkern mit den Waffen durch schiedsgerichtliches Urteil. Das Gegeneinander ist durch die Anrufung des — sagen wir — Völkerbundes nicht aus der Welt geschafft, sondern nur in eine Ebene transponiert, auf der man einen Umschlag des Gegeneinander in Miteinander oder Isolierung unter geringeren Energieverlusten erwarten darf.)

5. Der Soziologe wird ein völlig konfliktloses Dasein von Menschen und Gruppen, wenn er einen Soll-Satz aus seinen Beobachtungen folgern will oder darf — was wir hier lediglich deshalb annehmen wollen, um das Problem damit zu verdeutlichen —, nicht als Forderung soziologisch fundamentierter Ethik ansehen können, da es sich um eine „unmögliche" Forderung handeln würde; denn Konflikt schlechtweg ergibt sich als Naturgeschehen, ob wir ihn wollen oder nicht, in dieser oder jener (oft gänzlich überraschender) Form. Aber er wird als Ethiker danach streben, die energieverschlingenden Kämpfe durch Arbeit oder durch minder zerstörerische Konflikte zu ersetzen. Als Ethiker wird er jedoch den Kampf d e n Konfliktsformen vorziehen, die als Vergewaltigung, Mißhandlung, Mord noch mehr Elemente der Zerstörung enthalten als der eigentliche Kampf.

§ 4. Allgemeine und spezielle Dissoziationsprozesse.

Über die allgemeinen Prozesse des Auseinander bleibt uns zu sagen wenig übrig, da sich die hier auftauchenden Probleme in Entsprechung zu den in Kap. V § 13 behandelten allgemeinen Assoziationsbeziehungen erledigen. Haben wir dort geschieden:

a) Gesellung auf Grund von Gefühlen des Zueinander,
b) Gesellung aus eigennützigen Interessen,
c) Gesellung aus sachlichen Ursachen,

dabei aber ferner auch die eigentümlichen Vermischungen der drei Antriebsarten erwähnt, so ist hier zu sondern:

a) Absonderung aus Antipathie,
b) aus eigennützigen Interessen,
c) aus sachlichen Ursachen und Gründen.

Dabei entsteht wiederum das Problem der Mischung. Hierfür ist auf das zu verweisen, was über den solitären und soziabelen Typus in Kapitel II darzulegen versucht worden ist. Dort wurde auch bereits jener Gegensatz der Absonderung aus Flucht vor Abhängigkeit und um des Für-Sich-Seins willen gestreift.

Unsere Aufmerksamkeit richtet sich auf unsere drei speziellen Hauptprozesse, bei denen eine graduelle Abstufung des Gegeneinander zugrunde liegt. In der Konkurrenz sind so viele Elemente des Miteinander oder (in noch stärkerem Grade) des bloßen Nebeneinander dem feindlichen Prinzipe beigemischt, daß im Regelfalle nur ein relativ geringes Überwiegen des Gegeneinander aufzuweisen ist. Dagegen enthält Opposition ausgesprochene Entgegenstellungen, die jedoch teilweise oder völlig latent bleiben, vielfach maskiert werden. Hier sind es weniger Elemente des Miteinander, die die Abschwächung der Feindseligkeit herbeiführen; es handelt sich nicht um bloße Distanz. Vielmehr ist der Gegensatz beiden oder einem der Partner oft recht grell und scharf, aber unklar bewußt und läßt freundliche Hinneigungen nicht aufkommen; Erwägungen der Klugheit, Schlauheit, Feigheit, Vorsicht, Ressentiments oder Gebote der äußeren Situation hemmen den Ausbruch der radikalen Befehdung. Konflikt ist deutliches Gegeneinander. Er kann im Kampf, in Vergewaltigung, in Anklage, in Gegenbestrebungen mancherlei Art, die alle die Tendenz haben müssen, dem anderen Schaden zuzufügen, bestehen. Dabei ist über die Größe der Schädigung allgemein nichts ausgesagt; oft findet der Konflikt in geringen, vorübergehenden Schädigungen sein Genüge, schlägt danach in Hilfsleistungen um. Jedenfalls findet nicht immer die Schädigung lediglich in der Machtgröße des Schädigenden und des zu Schädigenden, bisweilen auch in einer Befriedigung des Schädigungswunsches seine Grenze. Der Konflikt erstreckt sich von der harmlosen Fopperei zweier Duzfreunde bis zum Meuchelmorde oder dem Fluche des Sterbenden über den Meistgehaßten. Nicht durch den Grad des äußerlich wahrnehmbaren Schadens sind unsere drei Arten untereinander verschieden; denn heftige

Konkurrenz oder schlaue Opposition können mehr Schaden bringen als leichte Konflikte; sondern der subjektiv gemeinte Sinn trennt sie voneinander.

§ 5. Konkurrenz.

In der vierten Auflage des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften haben wir das Wesen der Konkurrenz, wie folgt, abzugrenzen gesucht: Konkurrenz ist das soziale Verhältnis zwischen das gleiche Ziel anstrebenden Einzelwesen, Gruppen oder abstrakten Kollektiva, in dem die gegnerischen Einflüsse zusammengefaßt werden, die aus der Gleichheit des Strebens (der Einzelwesen usw.) hervorgehen.

Es kann nur dort Konkurrenz geben, wo Menschen (sie allein beschäftigen uns hier) das gleiche Ziel erstreben. Darin tritt die Verknüpfung des Wettbewerbes mit den Assoziationsbeziehungen zutage. Wenn Menschen dasselbe anstreben und sich aus dieser Verwandtschaft oder Gleichheit des Strebens eine Tendenz zur Annäherung oder Vereinigung ergibt, so kann doch gerade diese Übereinstimmung der Zielsetzung zugleich auch ein Moment der Trennung und des Gegensatzes enthalten: erstens, weil dadurch das Gefühl der Rivalität schlechtweg hervorgerufen wird. Wenn jemand beständig in gleicher Richtung neben mir herläuft, entsteht häufig in mir der Wunsch, meine Kräfte mit ihm zu vergleichen, ihm zuvorzukommen oder doch wenigstens nicht hinter ihm zurückzubleiben.

Diese Art der Leistungskorrespondenz kann unter dem Drucke eines sich steigernden Rivalitätstriebes über die Konkurrenz zum Kampfe emporwachsen.

Sie ist zu sondern von jener zweiten Art Konkurrenz, die durch die relative Knappheit des von einer Mehrzahl von Menschen erstrebten Objektes (Erfolges) veranlaßt wird, dem eigentlichen Wettbewerb. Der Umfang des begehrten Objekts reicht (nach der Annahme der begehrenden Menschen) nicht aus, um alle danach Verlangenden voll zu befriedigen. Einige werden voraussichtlich leer oder unvollkommen gesättigt ausgehen. Auch hierfür ist unser Bild des Wettlaufs anwendbar. Aber jetzt ist die größte Kraftanstrengung primär nicht durch bloße Rivalitätssucht, sondern dadurch veranlaßt, daß ich fürchten muß, leer auszugehen, wenn der andere eher am Ziel angelangt ist als ich.

Nicht jede Konkurrenz ist „freier" Wettbewerb. Die Biologen, vor allem Darwin, haben uns gezeigt, daß es auch Konkurrenz ohne Freiheit gibt. Auch im sozialen Leben der Menschen, nicht zuletzt im Wirtschaftsleben, kann es aufgezwungenen, etwa obrigkeitlich verlangten Wettbewerb geben.

Auch ist Konkurrenz und Kampf ums Dasein nicht ein und dasselbe. Das, was der Darwinismus ,,Kampf ums Dasein" nennt, ist überhaupt zumeist nicht Kampf in unserem Sinne, sondern teils bloße Anstrengung, teils Konflikt, teils Konkurrenz.

Die Konkurrenz hat in einem besonders ausgeprägtem Maße die (auch bei anderen sozialen Prozessen — meist aber in schwächerem Grade — zu beobachtende) Tendenz, sich über kurz oder lang in eine andere soziale Beziehung zu wandeln. Sie kann einmal zum Konflikte werden. Der Umstand, daß neben uns andere, deren Interessen nicht unsere Interessen sind, dasselbe erstreben wie wir, bewirkt nicht unbedingt Feindseligkeit; die Rückwirkung auf unser Handeln oder Unterlassen kann sehr verschiedenartig, vielleicht nur anspornend sein. Konkurrenz kann eine rein sachliche Beziehung des Nebeneinander sein, die nur insofern gegnerischer Natur ist, als unmittelbar ein Zuwachs an eigenem Vorteil als Nachteil des Partners aufgefaßt wird und umgekehrt. Zum Konflikt wird dieses Verhältnis dann, wenn sich die nebeneinander tätigen Wettbewerber gegeneinander kehren und in Feindseligkeit die direkte Schädigung des Partners erstreben.

Es steckt aber auch in ihr die Möglichkeit, aus einer Beziehung des Gegeneinander eine solche des Zusammenwirkens, der Kooperation zu werden. Der Wunsch, den lästigen Wettbewerber loszuwerden, kann auch zu dem Streben nach Kompromiß mit ihm und Anpassung an ihn führen, bis sich sogar gegenseitige Interessenförderungen ergeben.

Indessen vermögen alle Beschreibungen von empirisch feststellbaren Konkurrenzerscheinungen und alle Aufweise des Zusammenhangs von ihr mit anderen sozialen Prozessen nicht eigentlich das Wesen der Konkurrenz zu erfassen. Gerade bei ihr wird deutlich, wie zur Seins-Beschreibung die Erfassung der Funktion hinzutreten muß, um einen Prozeß verständlich zu machen. Ferner ist die — von uns bereits bei der Duldung und Toleranz hervorgekehrte — Scheidung von Tatsache und Sozialprinzip aufschlußreich.

Die Funktion der Konkurrenz sehen wir mit Ross darin, daß sie dem Einzelmenschen usw. seinen Platz im größeren Rahmen des Gebildes anweist. Nicht sie allein hat diese Aufgabe. Sie steht in dieser Hinsicht neben der Tradition und der sozialen Stellung, in die man hineingeboren wird. Die Platzanweisung für den Einzelmenschen kann ohne direkte Bezugnahme auf seine persönlichen Leistungen und Eigenschaften — gewissermaßen: vorher — fixiert sein. Sie kann durch das sozial gültige Erbsystem

oder durch Normen wie Dienstaltersfolge (Anciennetät) und Ähnliches erfolgen. Das Platzordnungssystem besteht dann unabhängig vom Einzelnen; er hat sich ihm zu fügen; das Verfahren ist mechanisiert und beruht nicht — um einen Ausdruck von Ross zu gebrauchen — auf „experimenteller Methode".

Freilich kann man auch nicht ohne weiteres Proportionalität zwischen Leistung und Platzanweisung durch Konkurrenz behaupten. Der Wert der Eigenschaften des zum Wettbewerb Zugelassenen sichert noch nicht einen entsprechenden Platz. Vielmehr stellt sich dazwischen die Beurteilung, die die Leistung bei denen findet, die von ihr Gebrauch zu machen wünschen. Dadurch kann unter Umständen ein starkes Mißverhältnis zwischen Leistung und Konkurrenzerfolg entstehen.

Hier ergibt sich der enge Zusammenhang, der (zwar nicht begrifflich, aber soziologisch) zwischen Konkurrenz und Freiheit besteht; denn jene soziale Funktion kann die Konkurrenz nur bei möglichst großer (persönlicher oder institutioneller) Freiheit leisten. Persönliche Freiheit verstärkt den persönlichen Wettbewerb. Auch muß zweitens die Möglichkeit leichten und häufigen Wechsels des sozialen Platzes gegeben sein. In der Regel wird also der große Kreis auch relativ mehr Konkurrenz aufweisen als der kleine, bei dem die Tradition bestimmender ist.

Ross gelangt bei seinen Untersuchungen zu drei Gesetzen der Konkurrenzstärke:

„Die Intensität der Konkurrenz ändert sich

1. mit dem Grade persönlicher Freiheit,
2. mit dem Maße sozialen Wechsels,
3. umgekehrt zu der Wirksamkeit von Auslesemitteln."

Der dritte Satz will besagen: Je mehr streng rationelle Auswahlmethoden ausgebildet sind, desto mehr vermindern sich die Opferkosten und die Notwendigkeit des bloßen Konkurrenzkampfes (z. B. bei Stellenbesetzungen).

Als Tatsache ist Konkurrenz, zumal wirtschaftliche Konkurrenz so alt wie das zwischenmenschliche Leben überhaupt. Zu einem als Norm betrachteten (Ausschnitte des sozialen Lebens regelnden) Prinzip ist es auf den verschiedensten Gebieten hier und da (oft nur vorübergehend und gelegentlich) erhoben worden. Um Ehrenpreise haben Ringkämpfer und andere Wettstreiter, um die Gunst von Frauen Nebenbuhler, um die Dichterkrone Sänger nicht nur tatsächlich konkurriert; sondern es galt in solchen Fällen auch als angemessen, daß durch Wettbewerb die Preiszubilligung entschieden wurde. Seine große historische Funktion hat das

Konkurrenzprinzip aber als wirtschaftliches gefunden. Zum ökonomischen Sozialsystem wurde der Wettbewerb mehr oder weniger uneingeschränkt im Laufe des 18. Jahrhunderts (erst mehr theoretisch, dann auch im 19. Jahrhundert mit Einschränkungen auch praktisch) erhoben. Es ist hier nicht der Ort, seine Wirkungen, die Beurteilung, die er fand, und die dagegen entstehende Opposition darzustellen und zu kritisieren.

Als Tatsache läßt sich die Konkurrenz nicht beseitigen, nur vermindern oder von einem Lebensgebiet aufs andere verdrängen. Für ihre Geltung als Sozialprinzip käme positiv in Betracht: Die überaus vielseitigen Wirkungen der Konkurrenz im sozialen Leben, vor allem ihre Eigentümlichkeit, dem Überwiegen eines allzu starken individuellen Einflusses durch Ansprüche Gleichinteressierter und Gleichberufener Grenzen zu setzen, macht sie geeignet zur Grundlage einer unpersönlichen sozialen Ordnung, wenn ihr auch selbst wieder durch andere soziale Prinzipien die Alleingeltung im gesellschaftlichen Leben streitig gemacht werden muß. Es soll nicht verkannt werden, daß Konkurrenz zu den sozialen Beziehungen relativer Gegnerschaft gehört, die, als wären sie Beziehungen unmittelbarer Kooperation, unter Umständen das Zusammenwirken in Gruppen (z. B. im Staatsleben) fördern. Das ist namentlich von Adam Smith deutlich erkannt worden. Für ihn war, was oft genug mißverstanden worden ist, Konkurrenz nicht ein individualistisches, sondern ein Sozialprinzip, die Grundlage eines gedeihlichen Gemeinschaftslebens. Wir werden hinzufügen müssen: sie ist dies so lange, als andere gesellschaftliche Kräfte sie hindern, in offenen oder geheimen Konflikt auszuarten.

Sie schlechtweg zum herrschenden Prinzip eines sozialen Kreises zu erheben, empfiehlt sich nicht; ihr aber im Rahmen eines komplexeren Systems der Sozialpolitik (im weitesten Sinne des Wortes) eine Stelle einzuräumen, ist schon deshalb notwendig, weil sie sich sonst als Naturkraft mit ungezügelter Vehemenz an den unüberwachteren Stellen durchsetzen würde, und weil ihr als „Platzanweiserin" Vorzüge zukommen, denen ergänzend neben den anderen Prinzipien der Sozialordnung Geltung zu verschaffen vorteilhaft ist. Man kann den Wettbewerb versachlichen und damit seine Neigung, zum Konflikt zu werden, vermindern. Die Systeme der Altersfolge, der Ernennung durch Vorgesetzte, der Wahlordnungen und Ähnliches gewähren gegenüber der Konkurrenz relative Gleichmäßigkeit, Ruhe und Sicherheit. Ihr Nachteil ist aber die Verminderung von Energie und Initiative. Sie enthalten ferner die Tendenz zum Konservatismus. Eine aufstrebende und

lebensvolle Gruppe wird diesen Systemen nicht allzuviel Spielraum lassen dürfen. Indessen gibt es Berufe und Ämter, wo die Erhöhung der Sicherheit wichtiger als die Energieanstachelung ist. Tatkraft, Opferwille und Entschlußkraft müssen mit anderen Mitteln als denen der Konkurrenz — sie sind ja keineswegs die einzigen — angeregt werden. So haben sämtliche Heere und Flotten der Welt das System der Altersfolge dem der freien Beförderung im allgemeinen vorgezogen.

Für unsere in der „Tafel" angeführten Unterprozesse der Konkurrenz ist es bezeichnend, daß sie fast alle auch als Opposition, noch mehr als Konflikt in Frage kommen. Es zeigt sich darin die oben hervorgehobene Neigung der Konkurrenzerscheinungen, in extremere Stadien des Gegeneinander aufzusteigen (das ist die eigentliche Gefahr der Konkurrenz).

Will man rivalisieren, einen Nebenbuhler ausstechen oder verdrängen, wird der Interessengegensatz hervorgekehrt, so wandelt sich oft unversehens das Nebeneinander der Wettbewerber in ein kämpferisches Gegeneinander. Das bloße Höherbieten (bzw. Unterbieten) ist an sich der deutlichste Ausdruck des Wettbewerbs in irgendwelchen Marktverhältnissen; solange es dabei bleibt, ist noch kein Konflikt gegeben. Suche ich jemandem zuvorzukommen, so bekämpfe ich ihn damit noch nicht; aber der darauf folgende Schritt wird in der Regel entscheiden, ob sich das Verhältnis zwischen ihm und mir in der Richtung der Kooperation oder des Konflikts entwickelt.

Am besten läßt sich der Gegensatz der Traditions- und der Experimentalmethode bei aller Art von Anwartschaft und Anstellung erkennen. Entweder es besteht ein normiertes, vielfach gesatztes System, wonach die Reihenfolge der Anwartschaften von vornherein festgelegt und damit Streitigkeit ausgeschlossen ist (etwa Thronfolgeordnung nach Primogenitur); oder es wird freie Bewerbung und Zuschlag an den für am meisten geeignet zu Erkennenden ermöglicht.

§ 6. Das Dharma-Prinzip.

Der Gegensatz zwischen den beiden Methoden sozialer Platzanweisung scheint uns so folgenreich, daß es zweckmäßig ist, dem Konkurrenzprinzip, das sich in der Experimentalmethode kundgibt, in einheitlicher Zusammenfassung der Grundgedanken, die Tradition, Vererbung, Familienzugehörigkeit, Altersfolge, Anciennetät beherrschen, ein anderes entgegenzusetzen. Es bietet sich der der Religion, Ethik und Philosophie des Hinduismus entnommene Name des Dharma-Prinzips dar.

Zwar bedeutet es in der indischen Philosophie sehr viel mehr

und ist dort ganz metaphysisch begründet; aber in der Verwendung für die Beziehungslehre dürfen wir den Terminus einengen.

Wir verstehen unter Dharma im Gegensatze zur Konkurrenz das Prinzip einer Sozialordnung, wonach sich das einzelne Glied des sozialen Kreises seine Stellung nicht durch Leistungen im Vergleiche mit den Leistungen anderer Glieder des Kreises erringt, sondern diese Stellung von vornherein durch eine gegebene Ordnung festgelegt ist.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst, was der Hinduismus unter dem philosophischen Dharma-Prinzip versteht. Darüber schreibt Helmuth v. Glasenapp in seinem ausgezeichneten Werke: „Der Hinduismus, Religion und Gesellschaft im heutigen Indien" [1]): „Der ganze Kosmos wird nach indischer Auffassung durchgängig beherrscht von einem ewigen Gesetz, von dem Dharma. So wie dieser in der Natur jedem Ding und jedem Wesen seine bestimmt abgegrenzten Eigenschaften und Tätigkeiten zuweist, so macht er auch in der Welt des Sittlichen allen Wesen Vorschriften über ihr Handeln und bestimmt mit eherner Unerbittlichkeit ihr Schicksal als die notwendige Konsequenz der Taten, die sie vollbrachten."

Dharma ist also Norm, Gesetz. Von den Menschen wird er als maßgebend und richtungweisend aufgefaßt. Die schicksalsmäßige Bestimmung des Geschehens ist auch die weltanschauliche Grundlage des Kastenwesens, das seinerseits die Konkurrenz einschränkt und teilweise ganz unmöglich macht. Während nach europäisch-amerikanischer Auffassung, entsprechend dem Freiheitswillen und der Aktivität der weißen Rasse, die soziale Stellung mehr oder weniger durch Wettbewerb entschieden wird, ist sie nach indischer Deutung etwas durch den Dharma schicksalsmäßig Bestimmtes. Dharma verhindert den Wechsel der sozialen Stellung und hat sie maßgebend normiert.

Die Versachlichung der Konkurrenz vollzieht sich durch Beimischung von Regeln, die aus dem Dharma fließen, zu ihr. Man sucht den Wettbewerb zu entgiften, indem man ihn bestimmten Normen, die vorher festgesetzt sind, unterwirft, z. B. den Kreis der Bewerber einengt, Befähigungsnachweise verlangt, geht jedoch in dieser Normierung nicht so weit, daß die Kräfte des Antriebs der Energie, die mit der Konkurrenz verknüpft sind, also seine stimulierende Wirkung ganz verlorengehen. Solche Regeln sind zumeist mit der Schaffung bestimmter Institutionen oder mit deut-

---

[1]) München 1922, Kurt Wolff, S. 239.

licheren Umgrenzungen von Berufen (Professionalisierung) verknüpft [1]).

Es bleibt der Sozialphilosophie überlassen, den Wert des Dharma- und des Konkurrenzprinzips gegeneinander abzumessen, der Sozialpolitik aber, die praktischen Regeln im einzelnen festzustellen, die aus der Verbindung von Dharma und Wettbewerb oder ihrem zeitlichen Wechsel fließen.

§ 7. Opposition.

Wenn wir die Opposition, wie es notwendig ist, als einen besonderen Hauptprozeß des Gegeneinander betrachten, müssen wir sie vom Konflikte sondern, was Ross in seiner sonst so trefflichen Untersuchung über sie [2]) nicht tut. Will man in größter Kürze das unterscheidende Merkmal hervorheben, so wird man es in der Unsicherheit über Wesen und Grad des Gegensatzes bei der Opposition erkennen müssen. Immer spielen Zweifel mit in die Opposition hinein: zunächst bei ihrer Entstehung: Zweifel an der Möglichkeit, Notwendigkeit, Nützlichkeit oder dem Werte der Kooperation mit einer anderen Partei; aber auch Zweifel, ob man einen Konflikt beginnen oder, falls seine Herbeiführung von anderer Seite droht, ihn aufnehmen soll. Daran heften sich Zweifel, wieweit man dem Gegensätzlichen Raum geben, welchen Ausdruck man ihm verleihen soll. Zweifel, die denen des Anfangsstadiums entsprechen, begleiten auch die weitere Entwicklung im Verlaufe der Opposition.

Aber nicht nur die von uns als vorwiegend aktiv gedachte Partei kämpft mit eigener Unsicherheit; auch die andere Seite, der opponiert wird, wird in der Regel über Motiv, Stärkegrad und Wirkung der Opposition mehr oder weniger unklar sein.

Soweit Gefühle die auslösenden Motive zur Opposition bilden, ist es Antipathie, die zu dem Gegensatze treibt. Für diese gefühlsmäßige — nicht für jede Art — Opposition hat Carl Linfert [3]) recht, wenn er sagt: „Am Anfange jeder Opposition steht eine Abneigung." Sehr häufig spielen Ressentiments dabei eine ausschlaggebende Rolle. Während der Haß zum Konflikte drängt, schafft das vorsichtigere oder feigere Ressentiment zumeist bloße Opposition. Diese ist die entsprechende Haltung für jemanden, dessen Selbstgefühl durch einen anderen verletzt ist, der aber nicht Kraft oder Willen genug hat, einen offenen Konflikt herbeizuführen.

---

[1]) Vgl. über die Institutionalisierung und Professionalisierung Kap. VIII.

[2]) l. c. Kap. XIII.

[3]) In einer ungedruckten Kölner Dissertationsarbeit „Opposition und Verfall".

Oppositionen wachsen wie die Köpfe der Hydra. Oft entstehen sie an Stellen, wo man sie nicht erwartet hat, überraschen nicht selten den (vielleicht allzu vertrauensselig und arglos) Handelnden. Sie sind unberechenbarer als Konflikte, tauchen auf, verschwinden, wachsen sich zu Gefahren aus oder zerfließen in Lappalien und Lächerlichkeiten.

Indessen ist es vor allem notwendig, zwei Hauptarten zu unterscheiden:

1. situationsbedingte, sachliche und
2. gefühlsmäßige, subjektive Opposition.

Den Psychologen interessiert nur die zweite Art, bei dem ein Wille, oft eine Lust zur Entgegenstellung vorliegt. Für uns ist Opposition ein Handeln. Wir entsinnen uns, daß man oft in eine Oppositionsstellung gedrängt wird ohne Neigung und ohne Anlage zu ihr. Die Situation verlangt es, daß man widerspricht. Man kann nicht zustimmen, weil man das, was zur Erörterung steht, nicht für gut, wahr, nützlich oder schön halten kann. Um der Sache willen muß man opponieren.

Anders das Verhalten, bei dem eine oppositionelle Gesinnung oder Stimmung vorliegt. Es gibt einen natürlichen Geist der Opposition, einen Impuls, nein zu sagen. Menschen, die stark von ihm beherrscht sind, rechnen wir zu dem „Konträrtypus". Als Beispiel für ihn erwähnt Ross jenen Schotten, von dem Macaulay schrieb: „Seine Feindseligkeit richtete sich nicht gegen die päpstliche Kirche, noch gegen den Protestantismus, weder gegen die monarchische noch gegen die republikanische Regierung, weder gegen das Haus Stuart noch gegen das Haus Nassau, sondern gegen alles, was zu seiner Zeit eingerichtet war. Solche „born kickers" posieren als Verteidiger bedrohter Rechte, als ritterliche Beschützer der Minorität, während sie in Wirklichkeit der Geist des Widerspruches beseelt." Die Neigung, zu verneinen, ist oft in schwächeren oder stärkeren Graden auch unserer Absicht zur Bejahung beigemischt.

Freilich sollte man in dieser Oppositionstendenz nicht stets eine Schwäche sehen. Der innere Zusammenhang kann so gestaltet sein, daß in der Tat der Wille zum Widerspruche das Primäre, das Eintreten für eine gefährdete Partei das davon Abgeleitete ist; indessen gibt es auch einen Urinstinkt der Ritterlichkeit, der auf die schwächere Seite und zur Fehde gegen das stärkere, feindliche Element antreibt, so daß also die dadurch verursachte Oppositions- (oder Konflikts-) Haltung nicht eigentlich aus dem Geiste des Widerspruchs fließt. Es gibt ferner ein allzeit reges Mißtrauen

gegen herrschende Mächte, gegen die öffentliche Meinung, ein Parteinehmen für die Verkannten, Zurückgedrängten, Übergangenen, das eine Haltung veranlaßt, die der des Konträrtyps benachbart und oft verschwistert, aber nicht gleich ist.

Bisweilen ergibt sich aus der Haltung der Ritterlichkeit auf die Dauer prinzipielle Oppositionsstellung und umgekehrt. Oft aber wird das eine Verhalten durch die Gefahr, in die nicht gewollte andere Haltung gedrängt zu werden, eingeschränkt und gehemmt.

Die reine Oppositionslust ist das Ergebnis bestimmter gesellschaftlicher Entwicklungen im Zusammenhang mit einem ursprünglichen Triebe, der zu denen gehört, deren Eigenart Vierkandt [1]) dahin charakterisiert, daß sie, „abgesehen von den körperlichen Bedürfnissen keinen konkreten Inhalt besitzen, sondern gleichsam einen potentiellen oder formalen Charakter tragen. Außer dem Geschlechtstrieb, dem Bedürfnis nach Nahrung, Wärme und Trockenheit gehören hierher namentlich solche Neigungen wie die Freude am Tun, am Können, am Besserkönnen, an der Selbstdarstellung, die Freude an der Wahrnehmung, der Erinnerung und der Phantasie usw.; man könnte allgemein sagen: die Freude am Erleben und an der Funktion. Ihren konkreten Inhalt erhalten alle diese Triebe erst durch das besondere kulturelle Milieu.“

Wir sondern weiter die Arten von Ursachen zum oppositionellen Handeln:

1. aus dem Gegensatz der Interessen,
2. aus dem Gegensatz von Überzeugungen,
3. aus dem Widerstreit der Temperamente,
4. aus der Fiktion einer in Wahrheit nicht vorhandenen Gegnerschaft.

Der Gegensatz der verstandesmäßig bewußten Interessen ist ebenso der Ausgangspunkt für Konkurrenz und offenen Konflikt wie für bloße Opposition. Ob man diese vorzieht, ergibt sich aus der Situation und der Gesinnungsart.

Überzeugungen, die aufeinander prallen, werden gleichfalls zur Oppositionshaltung führen, wenn die offene Feindseligkeit vermieden werden soll.

Viel ließe sich über den Einfluß des Temperaments sagen. Unser (oben erwähnter) Konträrtypus braucht nicht immer durch Widerspruch zu reagieren; oft ist es ein bestimmter anderer (oder auch gleichartiger) Typus, der ihn zur Entgegenstellung reizt.

---

[1]) Vgl. Vierkandt, Die Stetigkeit im Kulturwandel. Leipzig 1908. S. 130.

Bei eingebildeter Gegnerschaft glaubt man sich angegriffen, beleidigt oder herabgesetzt, während dies in den Augen eines objektiv urteilenden Dritten keineswegs der Fall ist. Sehr viel Opposition geht auf solche Täuschung zurück. Das Mißverständnis richtet in der Welt viel mehr Unheil an, als gemeinhin angenommen wird.

Nach Personenkreisen und Gebildezugehörigkeiten ließen sich zahlreiche Arten von Opposition unterscheiden. Uns interessieren hier drei das soziale Leben besonders stark beeinflussende Oppositionsverhältnisse.

1. Die Opposition der Generationen,
2. die der Geschlechter,
3. die parlamentarische Opposition.

Gewiß gibt es auch Konflikte in diesen Lebenskreisen; aber für das Mann-Weib-, das Vater-Sohn- und das politische Parteienverhältnis ist die Opposition charakteristischer als der bei ihnen seltenere Konflikt. Diese Gruppen und Paare sind primär auf Miteinander gestellt, was zur Folge hat, daß die hier bestehenden Gegensätze vielfach Hemmungen erfahren, daß der Ausbruch von Konflikten retardiert wird und der Zweifel, ob man nicht doch miteinander auskommen könnte und sollte, häufiger zur Opposition als zum Konflikte führt.

Wir haben gelegentlich versucht, den tragischen Zwiespalt, der trotz allem Verbindenden vielfach die beiden Paarbeziehungen (von Mann-Weib und Vater-Sohn) erfüllt, formelhaft in dem Satze wiederzugeben: Die Nächsten sind die Fernsten [1]). Was eines ist, ist gerade deshalb uneins. Die moderne Dichtung stellt uns diesen tragischen Zwiespalt in erschütternden Antithesen dar: So Strindberg im Geschlechterproblem, die „Jüngsten" der deutschen Literatur nicht selten im Generationsverhältnisse.

Die Oppositionsstellung des Sohnes hängt bisweilen mit der Absage an die Autorität der Vergangenheit und Tradition, die der Jugend gegenüber in erster Linie im Vater verkörpert ist, zusammen; sie wird damit erklärt, daß diese väterliche Autorität als das einschüchternde Bändigungsmittel gegen alle Selbstregsamkeit und Eigenwilligkeit der Jugend benutzt wird. Daß sie die Jugend von der Tat fernhalten, ihr nichts zutrauen und nichts zu tun übrig lassen, werden die Alten von den Jungen gelegentlich geziehen. Im ganzen wiederholt sich in tausend Brechungen die Klage und der Zorn über die Fremdheit zwischen einer bestimmenden, maßgebenden und zielsetzenden älteren Generation, deren Lebenswille

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Väter und Söhne" im „Neuen Strom". 1. Jahrg. 3. Heft.

und -kraft bereits im Sinken sei, und der Jugend, deren unendlichem Willen ein zu geringes Vermögen gegenüberstehe, weil dieses Handeln aus eigener Kraft mit allen Mitteln vom polternden oder schleichfüßigen Alten daniedergehalten werde. Am heftigsten prallen die Gegensätze aufeinander, wenn der Vater durch Berufswahl, Aufenthaltsbestimmung, Lebensregelung die Entwicklung des Sohnes selbst festlegen will, dabei nach bisweilen äußerlichen und vom Standpunkte des jugendlichen Ethos nebensächlichen Gesichtspunkten verfährt, der Sohn aber eine höhere Berufung in sich fühlt, die auf dem vorgeschriebenen Wege väterlicher Anordnung erstickt zu werden droht. Genie steht dabei in Jugendblüte nicht selten gegen ängstliche Routine des Erwachsenen.

Auch wo im Grunde die den Anlagen nach gleiche Artung von Vater und Sohn wurzelhaft übereinstimmt, macht sich in mehr oder minder zugespitzter Form — heute begreiflicherweise mehr als in den Tagen unserer Altvorderen, die noch nicht beanspruchten, ihr eigenes individuelles Leben zu führen — der Unterschied der Lebensalter geltend, den Schopenhauer in seinen Aphorismen zur Lebensweisheit so eindrucksvoll dargestellt hat. „Ist der Charakter der ersten Lebenshälfte unbefriedigte Sehnsucht nach Glück," sagt er, „so ist der der zweiten Besorgnis vor Unglück". In der Jugend jagt der Mensch nach Glück oder nach der großen Tat, nach dem vollen und reichen Leben. Er vermag nicht zu glauben, daß er es nicht selbst antreffen werde. Die geringe Ausdehnung seiner Erfahrung bewirkt, daß er argwöhnt, nur gerade diese seine Umgebung, seine Familie, seine Lehrer und Kameraden, und vor allem sein Vater seien schuld, daß der Fluß des Daseins nicht zum rauschenden Strome anschwelle. Erwartung und Anspruch ans Leben stehen in einem quälenden Mißverhältnisse zur tatsächlichen Lebensführung. Nicht daß das Leben überhaupt armselig und enttäuschend sein könne, glaubt die Jugend, sondern daß die Mattigkeit und innere Gebundenheit der Erwachsenen das Dasein künstlich verkümmern lasse. Sehr hübsch erzählt Schopenhauer: „Wenn es in meinen Jünglingsjahren an meiner Tür schellte, wurde ich vergnügt; denn ich dachte, nun käme es. Aber in späteren Jahren hatte meine Empfindung bei demselben Anlaß vielmehr etwas dem Schrecken Verwandtes: ich dachte: da kommt's". Es handelt sich hierbei um den allgemeinen Gegensatz von alt und jung. Es ist an sich für den Alternden stets eine schwere Aufgabe, das Aufblühen der neuen Generation und die damit verbundene Zurücksetzung seines Ichs zu ertragen. Es stellen sich Ressentiments ein, die in dem Grade wachsen, in dem sich der Alte dem Jungen gegen-

über geschwächt fühlt; körperlich und geistig. In geistiger Hinsicht bleibt bei den reicheren Naturen der älteren Generation ja immer der Vorrang eines größeren und tieferen Besitzes an Erinnerungen. Wenn aber die Jugend neue Errungenschaften an Gefühlen, Gedanken und Schicksalen heraufträgt, so fühlt sich die Vatergeneration oft nicht fähig, den Wandlungen zu folgen, und steht befremdet den ihr nicht voll verständlichen neuen Lebenserscheinungen gegenüber. Ist der Vater in seinen Leistungen sozial anerkannt, so erleichtert ihm das einigermaßen die Stellung gegenüber der Jugend; sein Selbstbewußtsein stützt sich darauf. Freilich kann gerade diese soziale Anerkennung des Vaters auf das Verlangen des Sohnes nach „Auch-anerkannt-sein-wollen" stoßen und den Gegensatz verschärfen [1]).

In jeder Generation wiederholt sich dasselbe zur Entwicklung notwendige Mißverständnis: Die Tüchtigen unter den Jungen glauben im Bewußtsein ihres reinen und scheinbar Berge versetzenden Wollens: ihre Generation sei endlich berufen, die entscheidende Tat zu vollbringen. Sie messen die Aufgabe nur an der herrlichen Spannkraft der eigenen Brust und unterschätzen die geheime, lauernde und immer wieder neue Tücke der furchtbaren Widersprüche, der Fallgruben und Fuchseisen des Daseins. Ist es nicht, so empfindet die Jugend, Menschenrecht, daß ein jeder sein eigenes fruchtbares Leben wahrhaft lebt? Später verfliegt der freundliche Nebel, der die Abgründe verhüllt; man sieht sich in Lagen gestellt, die man nicht selbst geschaffen hat und in denen man verantworten muß, was andere getan oder gelassen haben.

Es gehört zu den herbsten Lebenserfahrungen, wenn junge, nicht mehr zu junge Menschen, die den Vater nur als sorgenden, vielleicht grämlichen und ängstlichen Mahner gekannt haben, nach seinem Tode zum ersten Male in seinen Jugendbriefen oder -tagebüchern lesen. Dann steigt das eigene Antlitz aus den Papieren heraus. So also war auch er?

Eines sehr wichtigen Umstandes sei noch gedacht: Es ist nicht bloß die Tatsache, daß man mit fünfzig Jahren das Leben anders ansehen muß als mit zwanzig Jahren; auch die besondere Aufgabe, die dem Vater gegenüber dem Sohne nun einmal bestimmt ist und auf die dieser notwendigerweise in bestimmter Art reagieren muß, darf nicht übersehen werden: Mag der Vater für seine Person noch so selbständig und unkonventionell leben, dem Sohne gegenüber vertritt er die „Gesellschaft" mit ihren mancherlei Ansprüchen.

[1]) Vgl. hierzu Vera Straßer, Psychologie der Zusammenhänge und Beziehungen. Berlin 1921.

Das bedeutet aber, daß auch der Mutige bei der Beurteilung des Kinderschicksals in der Regel kleinmütig und ängstlich sein wird. Dinge, die wir für uns selbst nicht fürchten, scheuen wir zumeist für unsere Kinder. Wie wenige von uns wagen es wirklich, dem Sohne — noch weniger der Tochter — im vollen Ernste ein an Leid, Erschütterung, an Untergang und Wiederauferstehen reiches, wildbewegtes, aber dem ewigen Werte nahes Leben zu wünschen? Soll es nicht lieber glatt, von den Menschen anerkannt und geachtet, bürgerlich ehrbar und gefahrlos sein? Alle unsere Mahnungen und Ratschläge, unsere Glückwünsche und Hoffnungen sind im Grunde eng, gut bürgerlich und wohlanständig, aber nicht mehr. In seltenen Fällen will eine Mutter ihr Kind mit göttlicher Unruhe gesegnet wissen, ein Vater kaum jemals. Er denkt an Berufslaufbahn, Familienerhaltung, geachteten Namen. Was zur Erlangung dieser doch schließlich sekundären Güter notwendig ist, was Staat und Gesellschaft, Stand und Klasse verlangen, das legt er dem Sohne nahe. Dieser aber will, wenn er edel geartet ist, daß sein Vater ihm die Fackel des ewigen Lichts zureicht, das von den Sternen stammt.

Die Erfahrung, von der die Väter der jungen Generation berichten, ist selten die unseres Herzens; es ist die sogenannte Lebenserfahrung, in der die niedrigen Schliche und Schlauheiten des Alltagskampfes eingeschlossen sind und die in der Regel darin besteht, wie wir anderen den Bissen wegschnappen, den sie wie wir begehren.

Immer bleibt es schwer und kaum lösbar, die Grenze zwischen den Ansprüchen der im Vater verkörperten, übermächtigen „Gesellschaft" und den Rechten des Herzens, die immer persönliche, konfliktreiche Forderungen enthalten, wie sie die Jugend stellt, zu finden. Ist der Vater nicht willens und geeignet, im Namen der „Gesellschaft" die Leidenschaft und das Ungestüm seines Kindes zu dämpfen, so übernimmt diese Aufgabe nach ihm und für ihn das zumeist viel grausamere Leben selbst. Es kann die bitterste Erkenntnis am Abende eines enttäuschungsreichen Daseins sein, wenn der Greis sich sagen muß: Ich Narr, ich wollte meine Kinder wachsen lassen, wie das Schlinggewächs im Urwalde, ohne Schere und wie ein Stück Natur; jetzt liegen sie vor mir verdorrt am Wege. Sie konnten nicht wissen, daß das Leben stärker ist als unser Herz. Ich aber wußte es und hätte danach handeln müssen!

Es ist also die Aufgabe des Vaters, wenn sie tief genug aufgefaßt wird, widerspruchsvoll und ohne Einseitigkeit nicht lösbar: Entweder fühlt er sich als Anwalt der Gesellschaft und damit als Erzieher zur Tradition, Mäßigung und Selbstbeschränkung; dann wird

es ihm kaum möglich sein, das ganze Vertrauen, die Freundschaft und kameradschaftliche Offenheit des Sohnes zu erlangen. Das Prinzip, das er vertritt, muß dieser als jugendfeindlich betrachten. Dem Vater bleibt nur die Hoffnung, es werde eine Zeit kommen, wo der Sohn selbst, durch die unerbittliche Erfahrung belehrt, traditionell und konventionell empfindet und ihn, den Vater, dann versteht. Freilich ist es dann meist zu spät. Immerhin wird die strenge und den Sohn einschränkende Haltung dem Vater erleichtert, der keine lebendige Erinnerung an die Denkungsweise der Jugend mehr besitzt, und der innerlich fest überzeugt ist, daß die Gesellschaft recht hat gegenüber dem überspannten Wollen der jungen Generation. Er wird sein Vateramt mit gutem Gewissen tun, da er das Leben für einen Anpassungsprozeß an nun einmal gegebene, enge und grausame Verhältnisse und es für die Pflicht oder den Vorteil des einzelnen hält, diese Anpassung so schnell wie möglich zu vollziehen. Er wird in allem Sturm und Drang oder in aller Sentimentalität der Jugend eine Kinderei sehen, von der man den Heranreifenden so schnell und radikal wie möglich befreien muß. Der andere Vater-Typ verachtet in seinem Herzen selbst mehr oder weniger die geordnete bürgerliche Gesellschaft und empfindet — nur um manche Grade resignierter — mit seinem himmelstürmenden Kinde. Das kann ihm die tief vertrauende, kameradschaftliche Liebe des Sohnes bescheren. Aber er verweichlicht den Sohn oder erhöht seine Selbstüberschätzung, seinen Radikalismus und macht ihn disziplinlos; er erfüllt also nicht seine ihm vorgezeichnete Aufgabe, das Bremsgewicht am vorwärts stürmenden Wagen der Jugend zu sein. In gewisser Hinsicht darf der Vater nicht der alles verstehende und alles verzeihende Freund seines Kindes sein. Ein Rest von Abstand, Fremdheit und Hinderlichkeit muß bleiben.

Dabei ist jedoch zumeist das rechte Spannungsverhältnis zwischen Vater und Sohn kein eigentlicher Kampf, sondern nur eine besondere Form lebendigen, regen Naheseins, das sich in nicht seltenen Oppositionsstellungen geltend macht.

Ähnlich liegt es bei jenen eigentümlichen Oppositionsstellungen, die oft Mann und Weib gegeneinander einnehmen. Strindbergs Hauptthema in Drama, Roman und Novelle bildet das hier gegebene Problem [1]). Freilich zwang ihn sein Temperament und Verfolgungswahn zu einer Aufhöhung der zumeist nur bestehenden Opposition zur ausgesprochenen Kampf- und Konfliktsstellung.

[1]) Vgl. meinen „Strindberg. Ein Beitrag zur Soziologie der Geschlechter". 2. Aufl. München u. Leipzig 1920.

Aber auch wenn der Beobachter der realen zwischenmenschlichen Beziehungen die Exaltationen der tragischen Dichtung auf das Maß durchschnittlicher Lebenserfahrung zurückführt, ergibt sich die Feststellung einer häufigen Opposition des vorwiegend naturgebundenen Weibes gegen den stark „kultur"gebundenen Mann. Das ist in der Sexualsoziologie näher zu beschreiben und zu erklären. Hier muß Folgendes genügen: Die überlieferte Sachkultur, die geschichtliche europäische Politik und die gesellschaftliche Arbeitsteilung steht in vieler Hinsicht im Gegensatz zur weiblichen Natur. Jene Kräfte aber haben den Mann der Gegenwart geformt. Er wurde selbst immer mehr Werkzeug der objektiven Kultur und immer weniger Ich. Damit verlor er auch das volle Verständnis für das eigentliche „Ich", das Weib. Es mußte eine Entfremdung eintreten, die zunahm, je mehr sich der Mann der Natur entfremdete. Die viel gepriesene Kultur vernichtete ihm den Sinn für die Ursprünglichkeit des Naturhaften. Die sinnliche Erregbarkeit mochte meist bleiben; aber er belastete sie nun mit dem schlechten Gewissen. Ein solcher Mann empfand die Beziehung zu dem Sinnlich-Weibhaften wie etwas Fremdes an sich und in seinem Blute. Den eigentlichen Lebensernst legte er in seinen Beruf, in dem er eine ganze andere, ihn dauernd tragende Grundlage seines geistigen Wesens sah.

Das wurde eine furchtbare Lage für die Frau: Als junges Mädchen wartete sie auf den Mann, in dem sie ihr Daseinsglück zu erkennen glaubte. Bisweilen trat wohl in ihr Leben der, welcher es hätte frei und stark machen können. Aber er streifte es oft nur. Da mußte sie dem anderen folgen, wenn sie nicht ganz allein bleiben wollte. Und später? Laura Marholm meint: „Nicht eine hatte gefunden, was sie suchte, und die es gefunden hatten, denen schmeckte es bitter! Also Unbefriedigung mit dem Manne, Unbefriedigung ohne den Mann."

Begreiflicherweise ergeben sich aus solchen Zwiespälten der Situationen häufig Oppositionsstellungen, die hier nur erwähnt, aber nicht mehr genau analysiert werden können.

In eine andere Sphäre führt uns die parlamentarische Opposition. Wir denken dabei nicht bloß an die eigentlichen Parlamente, die Volksvertretungen, sondern an jede parlamentsartig organisierte Gruppe innerhalb und außerhalb der staatlichen Politik. Hier interessiert vor allem das Verhältnis zwischen Majoritäten und Minoritäten, da die Minorität in der Regel zu einer Oppositionsstellung genötigt ist.

Die eigentümliche Zwangslage der opponierenden Minorität, mit-

wirken zu müssen und zu wollen, aber darin beständig gehemmt zu sein, schafft die Regeln und die Lebenskunst einer spezifisch parlamentarischen Opposition. Die Schwäche der eigenen Position führt zur Anwendung von Listen, die, je nach den herrschenden Vorstellungen über das Zulässige, mehr oder weniger „fair" ist.

Die sozialen Gefahren der Opposition liegen in ihrer meist unverhältnismäßig großen Wirkungs- und Ansteckungskraft. Mit Recht betont Ross, daß Feindseligkeit in der Regel mehr auf die Seelen der Menschen wirkt als Freundwilligkeit. Ein Redner wird seine Zuhörer meist leichter gegen eine Sache als für einen Gegenstand gewinnen. Mißtrauen und Abneigung ist leichter erregt als positive Teilnahme bei Menschen, die bisher gleichgültig waren. Die tragikomische Geschichte des Klatsches, einer verheerenden Gewalt des zwischenmenschlichen Verkehrs, beweist die beträchtliche Überlegenheit der ungünstigen über die günstigen Vorurteile.

Kann man auch der Opposition eine positive Funktion (wie der Konkurrenz) zusprechen? Sicherlich. Sie ermöglicht Kooperation, ohne daß völlige Übereinstimmung der Kooperierenden notwendig wäre; oder — anders betrachtet — sie hilft bei der Behauptung der Persönlichkeit gegen stärkere Mächte.

§ 8. Unterprozesse der Opposition. Die Fälle von Beispielen, die wir (in alphabetischer Reihenfolge) in der Tafel aufgeführt haben, lassen sich etwa, wie folgt, gruppieren:

1. allgemeine Oppositionsprozesse,
2. Formen einfacher Oppositionshandlungen,
3. Formen verstärkter Oppositionshandlungen,
4. Formen geheimer Opposition,
5. Formen oppositioneller Taktik.

ad 1: Abweisen, entgegenarbeiten, jemandem im Wege stehen, protestieren, sich sträuben, Gegenmaßregeln ergreifen, hemmen, einen Strich durch die Rechnung machen: sind Bezeichnungen, die dem Terminus Opposition sinnverwandt (nicht sinngleich) sind.

ad 2: In Abrede stellen, desavouieren, leugnen: sind besondere Formen oppositioneller Rede; die Schmähschrift ist eine solche der schriftlichen Entgegenstellung.

Abwälzen ist hier in einem besonderen, engeren Sinne verstanden; nicht gleich: einem anderen schlechtweg die eigene Last aufbürden, sondern (ähnlich: in Abrede stellen) als eine Handlung parlamentarischer Taktik.

Aufbinden: nicht im Sinne eines harmlosen Spaßes, sondern mit Schädigungsabsicht. Wir rechnen es nicht zu den Konflikten, weil Mangel an Offenheit dabei besteht.

Zur Opposition gehören auch bestimmte Arten beabsichtigter Beschämung und des absichtlichen Übergehens.

Angeben, herabsetzen und herausfordern, vorenthalten: gehören dann zur Opposition, nicht zu den Konflikten, wenn ein verstecktes Vorgehen gemeint ist. Ähnlich liegt es bei: zur Last legen, mißbilligen und sich verteidigen.

Besonders lehrreich ist der Vorgang des Feilschens: Wir sondern ihn dabei vom eigentlichen Kaufen, bei dem das Oppositionshandeln zurücktritt zugunsten einer mehr sachlichen Bewertung von Ware und Preisgut. Dem Feilschen fehlt das Streben der Parteien nach wirtschaftlicher Objektivität. Schlauheit, Beharrlichkeit, Stärke der Begierde beeinflussen die Preishöhe. Es besteht ein (unsicheres) Gegeneinander der Personen.

Debattieren — hier nicht mehr als Kontakt, sondern als Beziehung aufgefaßt — unterscheidet sich vom bloßen Diskutieren durch das Hervorkehren des Oppositionellen.

ad 3: Zu den Formen starker Opposition rechnen wir: Aufhetzen, auszischen, bloßstellen, brandmarken, nörgeln, vereiteln, verschmähen.

ad 4: Besonderer Untersuchung bedürfen die Unterprozesse, in denen das heimliche Vorgehen überwiegt: z. B. belauern, hintergehen, hinterbringen, hintertreiben, verraten und das Handeln gegen jemanden, der einem „ein Dorn im Auge" ist.

ad 5: Bezeichnungen für Formen oppositioneller Taktik sind zahlreich; wir nennen als Beispiele: beunruhigen (im speziellen Sinne), minorisieren (gewöhnlich weniger gut: majorisieren genannt) in der Bedeutung von überstimmen[1]), provozieren, Winkelzüge machen.

In die Welt der Motive zur Opposition weisen u. a.: argwöhnen und Opposition aus Abneigung.

Opposition ist die Kabale, die Ketzerei, das Komplott, wobei aus der Nebeneinanderstellung von drei so verschiedenen Verhaltensweisen die ganze Breite dieser Art Gegnerschaft deutlich wird.

Kurzer Erläuterung bedürfen die Repressalie, das Prinzip der Reziprozität und der Zusammenhang von Opposition und Reserviertheit.

Von Repressalien als rechtssoziologisch bemerkenswerter Tatsachen spricht Max Weber[2]) im Zusammenhang mit dem Begriffe der Solidarität, die sich z. B. darin äußert, daß „die Glieder des

[1]) Vgl. Simmels Exkurs über die Überstimmung, l. c. 1. Aufl. S. 186ff.
[2]) Vgl. l. c. S. 437.

einen Verbandes die des anderen solidarisch für das Tun jedes ihrer Mitglieder, also auch der Verbandsorgane verantwortlich machen. Neben der urwüchsigen Blutfehde steht daher als universelle Erscheinung die Repressalie, die Festhaltung von Person und Gütern eines Rechtsgenossen wegen Verbindlichkeiten Einzelner oder aller anderen. Im Mittelalter ist die Verhandlung über gegenseitige Rechtshilfe ein ständiger Gegenstand der Erörterung zwischen den Städten".

Oppenheimer[1]) hat von Lacombe den Terminus Reziprozität, den der Handelspolitiker und der Jurist für seine besonderen Zwecke braucht, übernommen und ins Soziologische im Sinne von Gerechtigkeit in den Wechselbeziehungen von Gruppengliedern transponiert: Eine (mehr oder weniger stillschweigende) Übereinkunft über eine Entsprechung der Lebensführung muß zwischen Gruppengliedern bestehen, damit die Gruppe nicht zerfällt. Es handelt sich um Regelung des Gemeinschaftsverhältnisses. — Damit gehört Reziprozität als solche nicht in die Beziehungen des Gegeneinander, sondern in ausgesprochenstem Grade zu den Assoziationsprozessen. Wir vermeiden das wenig durchsichtige Wort Reziprozität (in diesem allgemeinen, positiven Sinne) und behandeln die in ihm summierten Vorgänge lieber als „integrierende" (D-) Prozesse. Hier aber interessiert ein besonderes Verhalten, das dann gegeben ist, wenn sich jemand um seiner ihn moralisch bindenden Eingeordnetheit in einem Gebildezusammenhang willen gegen Dritte oppositionell verhält (z. B. Stellungnahme gegen das Ausland während eines Krieges).

Simmel[2]) hat dargetan, wie Reservelosigkeit intime menschliche Verhältnisse bedroht. Wir sind zu einer gewissen Opposition gegen das Verlangen letzter Hingaben gezwungen, um nicht eines Tages mit leeren Händen denen gegenüberzustehen, die wir immer noch beschenken möchten.

§ 9. Konflikte und Konfliktsarten.

Nach allem, was bisher gesagt worden ist, können wir uns in diesem Abschnitte ganz kurz fassen. Holzapfel[3]) leitet seine Aphorismen über den Geisteskampf mit den Worten ein: „Ein jeder ist anders als seine Mitmenschen". In der Tat, daraus entsteht viel Fremdheit, wenn auch nicht notwendig Konflikt; gerade Gleichheit kann Anlaß zu Gegnerschaft geben. Aber es ist auch wieder richtig, wenn Holzapfel (an anderer Stelle)[4]) den schlichten

[1]) l. c. S. 618ff. und passim.
[2]) l. c. 1. Aufl. S. 356.
[3]) In seinem zweibändigen Werke „Panideal", Jena 1923: I. Teil, S. 366.
[4]) S. 339.

und doch so inhaltsreichen Satz ausspricht: „Die Gegnerschaft muß nicht das Antlitz des Hasses und der Grausamkeit tragen." Daß sie es dennoch so oft tut, erklärt sich, soweit die Welt der Motive in Frage kommt, aus dem Urtriebe des Kampfinstinkts und aus der Herrschaft der Ungeduld über unsere Gefühle.

Wie kommt es, daß Konflikte gerade zwischen bisher Vereinten oder Verbundenen zumeist so scharfe Formen annehmen? Weil die Gegnerschaft eines Verbündeten oder die Willensabweichung bei einer gemeinsamen Sache den anderen Teil unsicher macht und in einen Zustand der Hilflosigkeit versetzt. Wenn sich jemand, dem wir uns fremd fühlen, anders als wir entscheidet, so bestätigt das nur unsere bisherige Haltung; wenn sich aber jemand, der uns nahe war, gegen uns wendet, so bleibt uns nur die Entscheidung, ihn zum „Verräter" an der gemeinsamen Sache zu erklären und unser Vertrauen vernichtet zu sehen, was auch unsicher macht, oder unseren Glauben an eben diese Sache zu schmälern. Deshalb sind wissenschaftliche Fehden meist heftig; deshalb werden auch die Urheber einer Sezession von einem bisher gemeinsamen religiösen Bekenntnisse meist mehr gehaßt als die Bekenner völlig anderer Konfessionen.

Überhaupt darf man sich die inneren Bewegkräfte, die zu einem Widerspruche oder zur Bekämpfung eines Widerspruches führen, nicht immer allzu objektiv vorstellen. Es steht nur sehr selten objektive Wahrheit gegen objektive Lüge.

Häufig wird ein Widerstand dann besonders heftig, wenn man die Berechtigung des feindlichen Standpunktes vor sich selbst (mehr oder weniger bewußt) anerkennen muß; es wird ein letzter verzweifelter Versuch gemacht, die unhaltbare Position, an deren Kraft man selbst nicht mehr glaubt, in übertriebener Anstrengung zu wahren.

Aber gerade an derartigen Konflikten erkennt man deutlich, daß mancher Streit größere Opfer verlangt, als erwartet werden sollte. Es wird oft sehr viel Kraft aufs Spiel gesetzt und wenig gewonnen. Ross stellt geradezu den Satz auf: „Most Conflicts cost more than was expected." [2]) Auch darin möchten wir ihm beipflichten, ohne an dieser Stelle den induktiven Beweis erbringen zu können, wenn er seine Beobachtungen in den Worten zusammenfaßt: „In der Regel kostet nur der kurze Entscheidungskampf dem Sieger nicht mehr, als der Sieg wert ist."

Im persönlichen Leben sind ja die meisten eigentlichen Kämpfe zugunsten der anderen Konfliktsarten seltener geworden. Der bloße

---

[2]) l. c. S. 177.

Kampfimpuls, der das Streben diktiert, den Gegner zu vernichten, ist durch die wachsende Kompliziertheit des Gefühlslebens und der äußeren Situationen mehr und mehr zu einem zusammengesetzten Motivkomplexe geworden, in dem sich Rivalitätssucht, Ehrgeiz, Raffgeist, Betätigungslust und manches andere mit dem einfacheren Instinkte mischen. Die Vernichtung des Gegners, die ihn völlig aus einem Lebenskreise beseitigt, wird schon deshalb nicht mehr so oft angestrebt wie in primitiveren Zeiten, weil die Vorteile für den Sieger, die aus seiner bloßen Schwächung erwachsen, größer zu sein pflegen als bei seiner Beseitigung.

Die bloße Kampfeslust führt ihrem ganzen Wesen nach zumeist zu einer Überschätzung der eigenen Kraft und Unterschätzung des Gegners. Den eigenen Bemühungen entsprechen aber alsbald (oft gleiche, manchmal stärkere) Gegenanstrengungen auf der Feindesseite. Es entsteht der eigentliche Antagonismus, in dem sich nicht selten die Energieaufwendungen mehr oder weniger kompensieren, so daß Kraftverschwendung auf beiden Seiten das ernüchternde Ergebnis ist.

Bei Ross finden wir zwei wichtige Fragen aufgeworfen, an denen auch wir nicht vorübergehen dürfen. Einmal: Werden Konflikte durch Zunahme des Kennenlernens vermindert? Ferner: Inwieweit erwachsen einer zusammengesetzten Gruppe Gefahren aus innerem Zwist? [1])

Er antwortet: Bessere Bekanntschaft braucht die Feindseligkeit nicht zu verringern. — Und: Eine konflikterfüllte Gruppe ist nicht notwendig hinfällig.

Damit wäre (bei der ersten Frage) der Satz der Mme. de Staël: tout comprendre c'est tout pardonner als falsch erkannt. Uns will scheinen: man muß unterscheiden zwischen Feindschaften, die offenbar aus Mangel an Kontakten hervorgehen und sich bei Annäherung vermindern, und solchen, die auf tiefwurzelnden Unterschieden beruhen. Im zweiten Falle wächst das Abstandsgefühl in dem Grade, in dem einem die unüberbrückbare Differenz deutlich bewußt wird. Man versteht dann immer mehr, welche Kluft vorhanden ist, und ist immer weniger geneigt, seinen Frieden zu machen.

Sicherlich gelangt aber der weisere und selbstlosere Mensch (im Sinne der Frau von Staël) zu einem Punkte der Erkenntnis des Zusammenhangs aller Menschendinge, wo auch die scheinbar so abgrundtiefen Unterschiede und Gegensätze als gering erscheinen.

---

[1]) l. c. S. 160 und 165.

Doch hat Ross sicher recht mit der Beobachtung, daß Verfeinerung der Kultur und des Geschmacks durchaus nicht immer Feindschaft verringert. Die Sympathie wird tiefer; aber die Anlässe zur Abneigung wachsen gleichzeitig. Vieles, was der Grobsinnige nicht als störend empfindet, wird dem Kultivierteren unerträglich.

Es wäre irrig (um den zweiten Punkt kurz zu streifen), ohne weiteres anzunehmen, daß eine zusammengesetzte Gruppe in dem Grade schwächer wird, in dem die Zahl der gleichzeitig in ihrem Innern bestehenden Konflikte wächst. Ross erklärt: „Eine Gesellschaft, die von einem Dutzend Oppositionen" (im Sinne von Konflikten) „bedrängt ist, die in den verschiedensten Richtungen laufen, kann tatsächlich in geringerer Gefahr sein, gewaltsam zerbrochen oder in Stücke zerschlagen zu werden, als eine, die in einer einzigen bestimmten Richtung zerspalten ist." Es gilt hier das Gesetz der Kompensation von Gegnerschaften. Das führt uns in Betrachungen hinüber, die in der Gebildelehre wieder aufgenommen werden sollen.

Wenige Worte noch über die Unterprozesse, die in der „Tafel" genannt sind:

Eine durchaus wünschenswerte Soziologie der Strategie und Taktik von Konflikten müßte die Vorgänge des Angriffs und der Verteidigung analysieren und vergleichen.

Mit unserer Sonderung des Kampfes als einer besonderen Konfliktsart stimmt überein, wenn wir die Vorgänge des Befehdens, Duellierens, des Ausstechens eines Nebenbuhlers, des Mattsetzens als Kampfarten von Konfliktsprozessen wie: beschuldigen und bezichtigen, schikanieren, verabscheuen, verfolgen sondern.

Auch Lynchen ist eine Gewalttat, aber kein Kampf. Eifersucht kann zu Kampf, aber auch zu bloßen Konflikten führen.

Wenn „man" (oft handelt es sich um einen Gesellschaftskreis) jemanden prostituiert, so treibt man ihn in einen tiefgehenden Konflikt zwischen der achtenden „Gesellschaft" und seiner Lebensführung.

Ist die Antipathie eine häufige Quelle der Opposition, so sind Abscheu und Rivalitätssucht Ausgangspunkte vieler Konflikte.

Zu § 1: Von dem Glauben, daß das Mittelalter eine „sinnerfüllte", die Gegenwart eine „sinnfremde" Zeit sei, zeigt sich Siegfried Kracauer in seiner „Soziologie als Wissenschaft" (Dresden 1922) stark durchdrungen.

Zu § 2: Recht aufschlußreich ist Simmels Vortrag über „Soziologie der Geselligkeit" in „Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages" (Tübingen 1911).

Zu § 3: a) In geschichtsphilosophischen Gegensatz hat Spencer Militarismus und Industrialismus gestellt. Der Krieg erscheint ihm als Begründer staatlicher Organisation und Arbeitsteilung. Auf die Eigentumsverteilung, das Familien-, das Seelen- und Geistesleben übte er seinen maßgebenden Einfluß aus. Die Zukunft gehöre dagegen dem vom Geiste der Arbeit und des freien Vertrages erfüllten Sozialprinzipe. Vgl. darüber meine bereits genannte „Grundlegung der Gesellschaftslehre" S. 118ff.

b) Teilweise fesselnde, freilich manchmal auch ziemlich unklar formulierte Aphorismen über den Kampf und über das Verhältnis zwischen Kampf und Arbeit enthält R. M. Holzapfels „Panideal" 1. Teil, S. 127ff. (Jena 1923).

Wenig aufschlußreich erscheinen uns z. B. Sätze wie die, welche die Nummern 334 und 335 tragen und folgendermaßen lauten: „Wo und wann das zu variierende Individuum sich nicht zu ‚verteidigen' vermag, kann ohne Illusion nur kampflose Variierung stattfinden: z. B. Überfall, Mord, Raub, Marter . . . — Der Mord ist ein todbringendes, aber kampfloses Variieren, geknüpft an negative Verkehrsgefühle. Die Analyse des Mordes ist der des kampflosen Variierens überhaupt analog."

c) Das Wesen der Arbeit ist eingehender in der Wirtschaftssoziologie zu untersuchen.

Zu § 5: An die soziologische Analyse der Konkurrenz hat sich die hier nicht vorzunehmende wirtschaftssoziologische anzuschließen. In dem oben erwähnten Artikel des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften findet sich auch die sozialökonomische Untersuchung.

Dort nennen wir folgende soziologische Literatur über Konkurrenz: Die wohl umfangreichste, internationale Bibliographie über Konkurrenz enthält Park und Burgess, Introduction to the Science of Sociology, S. 562 bis 570, Chicago 1921. — Ferner seien genannt: G. Tarde, Die sozialen Gesetze; deutsch von H. Hammer, S. 58ff., Leipzig 1908. — E. A. Ross, Principles of Sociology, S. 181ff., New York 1902. — Cooley, Personal Competition 1899. — Ch. Ellwood, Sociology and modern social problems, New York 1913.

Zu § 7: a) Simmel hat in seinem schönen, oben erwähnten „Exkurs über die Überstimmung" den soziologischen Ausgangspunkt für die Behandlung des Parlamentsproblems deutlich aufgewiesen und dabei die Natur der Abstimmung charakterisiert:

„Das Wesen der Gesellschaftsbildung, aus dem die Unvergleichlichkeit ihrer Erfolge, wie die Ungelöstheit ihrer inneren Probleme gleichmäßig hervorgeht, ist dies: daß aus in sich geschlossenen Einheiten — wie die menschlichen Persönlichkeiten es mehr oder weniger sind — eine neue Einheit werde. Man kann doch nicht ein Gemälde aus Gemälden herstellen, es entsteht doch kein Baum aus Bäumen; das Ganze und Selbständige erwächst nicht aus Ganzheiten, sondern aus unselbständigen Teilen. Ganz allein die Gesellschaft macht das Ganze und in sich Zentrierende zum bloßen Gliede eines übergreifenden Ganzen. All die ruhelose Evolution der gesellschaftlichen Formen im großen wie im kleinen ist im letzten Grunde nur der immer erneute Versuch, die nach innen hin orientierte Einheit und Totalität des Individuums mit seiner sozialen Rolle als eines Teiles und Beitrages zu versöhnen, die Einheit und Totalität der Gesellschaft vor der Sprengung durch die Selbständigkeit ihrer Teile zu retten. Indem nun jeder Konflikt zwischen den Gliedern einer Gesamtheit deren Weiterbestand zweifelhaft macht, ist es der Sinn der Abstimmung, in deren Resultat auch

die Minorität sich zu fügen einwilligt, daß die Einheit des Ganzen über den Antagonismus der Überzeugungen und Interessen unter allen Umständen Herr bleiben soll. Sie ist, in all ihrer scheinbaren Einfachheit, eines der genialsten unter den Mitteln, den Widerstreit der Individuen in ein schließlich einheitliches Resultat münden zu lassen."

b) Im Kapitel „Der Streit" [1]) sagt Simmel über die Bedeutung der Opposition: „So ist z. B. die Opposition eines Elementes gegen ein ihm vergesellschaftetes schon deshalb kein bloß negativ sozialer Faktor, weil sie vielfach das einzige Mittel ist, durch das uns ein Zusammen mit eigentlich unaushaltbaren Persönlichkeiten noch möglich wird. Hätten wir nicht Macht und Recht, gegen Tyrannei und Eigensinn, gegen Launenhaftigkeit und Taktlosigkeit wenigstens zu opponieren, so würden wir Beziehungen zu Menschen, unter deren Charakter wir derartig leiden, überhaupt nicht ertragen, sondern zu Verzweiflungsschritten gedrängt werden, die nun das Verhältnis allerdings aufhöben, obgleich gerade sie vielleicht nicht „Kampf" sind. Und zwar nicht nur um der — hier indes nicht wesentlichen — Tatsache willen, daß Bedrückungen sich zu steigern pflegen, wenn man sie sich ruhig und ohne Protest gefallen läßt; sondern die Opposition gewährt uns eine innere Genugtuung, Ablenkung, Erleichterung — wie es unter anderen psychologischen Umständen gerade die Demut und Geduld tut. Unsere Opposition gibt uns das Gefühl, in dem Verhältnis nicht völlig unterdrückt zu sein, sie läßt unsere Kraft sich bewußt bewähren und verleiht so erst eine Lebendigkeit und Wechselwirksamkeit an Verhältnisse, denen wir uns ohne dieses Korrektiv um jeden Preis entzogen hätten.

Und zwar leistet sie das nicht nur dann, wenn sie es nicht zu merkbaren Erfolgen bringt, sondern auch, wenn sie überhaupt von vornherein nicht in die Erscheinung tritt, rein innerlich bleibt; auch wo sie sich kaum praktisch äußert, kann sie das innere Gleichgewicht — manchmal sogar bei beiden Elementen des Verhältnisses —, eine Beruhigung und ein ideelles Machtgefühl herstellen und dadurch Verhältnisse retten, deren Weiterbestand für Außenstehende oft unbegreiflich ist. Dann ist eben die Opposition ein Glied des Verhältnisses selbst, sie verwächst zu völlig gleichen Rechten mit den übrigen Gründen seiner Existenz; sie ist nicht nur ein Mittel, das Gesamtverhältnis zu konservieren, sondern eine der konkreten Funktionen, in denen dieses in Wirklichkeit besteht."

c) Es gibt ein ausgezeichnetes Büchlein, das jetzt in der deutschen Übersetzung auch schon fast 100 Jahre alt ist, in dem (neben anderen) Klugheitsregeln der Opposition gegeben werden. Es ist W. G. Hamiltons „Parlamentarische Logik" [2]). Wir zitieren einige Sätze:

„Übertreibe einen Fehler, bis er zur Tugend wird, und umgekehrt. — Überdenke deine starken Seiten eine nach der anderen auf das gründlichste, und vergiß dabei nie die im Schwange gehenden Vorurteile in Betracht zu ziehen.

Bedenke bei jedem Beweisgrunde, welchen Mißbrauch wohl die Gegner von ihm machen können.

Überlege genau die Gründe, welche du für deinen Satz anführen willst, so wie diejenigen, welche deine Gegner wahrscheinlich vorbringen werden;

---

[1]) l. c. 1. Aufl., S. 252.

[2]) Aus dem Englischen übersetzt und verlegt bei Heinrich Laupp, Tübingen 1828.

vergleiche beide miteinander, dadurch erfährst du, welche du verstärken, und welche du widerlegen kannst.

Die Zugeständnisse sind oft der feinste Teil einer geschickten Beweisführung; man räumt etwas nicht ganz Vorteilhaftes ein, um nicht etwas ganz Nachteiliges zugestehen zu müssen. Es kann ein Kunstgriff sein, dieses selbst zu tun; hauptsächlich aber macht es eine große Wirkung, wenn es bei anderen entdeckt wird.

Wenn der Hauptpunkt, von dem es sich handelt, sehr stark gegen dich spricht, so überlege, was für dich am meisten spricht, und wohl am liebsten gehört werden wird. Dabei bleib stehen, und berühre jenes nur leicht. — Ganz die Hauptsache zu übergehen, wäre zu plump."

Siebentes Kapitel.

Lösende und bindende soziale Prozesse.

§ 1. Die Prozesse in und zwischen den Gebilden.

Wir tun nunmehr den Schritt von den allgemein zwischenmenschlichen Beziehungen zu den sozialen Beziehungen, die das Vorhandensein von Gebilden voraussetzen. Wie bisher bleibt unser Augenmerk auf Vorgänge (Prozesse) gerichtet; das Zuständliche ist nicht der eigentliche Gegenstand unserer Untersuchungen. Wir suchen uns nicht hier, sondern erst in der Gebildelehre Kollektiva wie Paar, Masse, Gruppe, Staat, Volk, Nation, Kirche, Klasse, Stand als solche verständlich zu machen. Dies würde uns nicht gelingen, wenn wir nicht vorher das kreisende Spiel der Kräfte analysierten und systematisierten.

Bei den Hauptprozessen der Differenzierung, Integrierung, Zerstörung und des Aufbaus haben wir nicht bestimmte Gebildetypen, wie etwa nur Staaten oder Klassen im Auge; sondern es sollen Prozesse geordnet werden, die sich im Prinzipe bei allen Gebilden finden oder doch unter Umständen einstellen können. Dabei ist freilich zu berücksichtigen, daß sich unsere drei Hauptarten von Gebilden verschieden verhalten. Die Massen als Gebilde geringster Potenz werden die geringste Anzahl und die geringste Kompliziertheit von Prozessen aufweisen; Institutionalisierung und Professionalisierung etwa wird bei ihnen höchstens in keimartigen Ansätzen bisweilen zu beobachten sein. Die abstrakten Kollektiva anderseits werden als Gebilde höchster Potenz von einem reich verzweigten Beziehungssysteme erfüllt sein; nur ist die Analyse bei ihnen eben infolge der Abstraktheit dieser Gebilde schwieriger als bei den Gruppen, den Gebilden mittlerer Potenz, die sich vorwiegend als Objekte unserer zergliedernden Beobachtung eignen. Sie sind entwickelt genug, um einer Fülle von Prozessen Raum zu geben, und doch auch wieder noch konkret genug, um an ihrer relativ einfachen Struktur den Einfluß der Prozesse deutlich erkennbar zu machen. Wem die Betrachtungsweise unserer Beziehungslehre Schwierigkeiten be-

reitet, tut gut, sich an bestimmten, ihm näher bekannten Gruppentypen die aufzuweisenden Vorgänge zu vergegenwärtigen, etwa an politische Parteien, „Jugendgruppen", Vereine zur Pflege von Kunst und Wissenschaften, Gewerkschaften, Sportverbände, Handelsgesellschaften usw. zu denken. Indessen erheben wir den Anspruch, unser System der C- bis F-Prozesse so allgemein gestaltet zu haben, daß es für alle zwischenmenschlichen Gruppierungen gilt, die als solche aktiv und von einer gewissen Dauer sind. Nicht daß alle Hauptprozesse stets vorhanden sein müssen; eine Gruppe der Jugendbewegung wird z. B. der Kommerzialisierung weniger ausgesetzt sein als eine Handelsgesellschaft; aber die Möglichkeit, daß unter bestimmten (bei der Analyse der Prozesse zu nennenden) Umständen derartige Beziehungen auftreten, ist allemal gegeben, weil sie ja nicht aus den besonderen Zwecken der Gruppe usw. hergeleitet sind, sondern sich aus dem Verhalten von Menschen gegen Menschen schlechtweg ergeben.

Unsere Scheidung zwischen den (bisher behandelten) A- und B-Prozessen einerseits, den (nun folgenden) C- bis F-Prozessen anderseits ist nicht so zu verstehen, als ob die bisher behandelten, als allgemein-menschlich bezeichneten Beziehungen nur zwischen Einzelmenschen, nicht auch zwischen Gebilden beständen; vielmehr finden sie sich sämtlich auch bei diesen. Da das Allgemein-Menschliche in allem Sozialen weiter wirkt, so können auch bei den abstraktesten Kollektiva diese Prozesse nicht ausgeschaltet sein. Gebilde konkurrieren, wie Menschen konkurrieren; Vereine opponieren (z. B. dem Staate); die Vorgänge von Annäherung bis Vereinigung gelten genau so fürs Gruppen- wie für das einzelmenschliche Dasein. Nur waren die A- und B-Prozesse vorwegzunehmen, weil sie a u c h ohne das Bestehen von Gebilden vorkommen und sich, wie oben dargelegt, in ihrer „Reinheit" am besten als Beziehung von Mensch zu Mensch aufweisen lassen.

Die C- bis F-Prozesse sind, wie oft im Vorausgehenden bemerkt wurde, stets Prozesse entweder des Lösens oder des Bindens (genau wie die A- oder B-Prozesse); aber sie spielen sich auf dem Hintergrunde eines oder mehrerer Gebilde ab. I n einer Gruppe oder z w i s c h e n Gruppen usw. entstehen Ungleichheit, Dienstverhältnis, Auslese, Uniformierung, Ausbeutung, Verkehrung, Institutionalisierung. Dort, wo es sich lediglich um eine Beziehung von Mensch zu Mensch handelt, kann man von all diesen Vorgängen entweder gar nicht oder nur in einem Sinne reden, dem wir oben andere (wie uns scheinen will: geeignetere) Bezeichnungen gegeben haben.

Wenn wir uns im folgenden das „innere“ Leben eines Gebildes, d. h. das Aufeinanderwirken der im Gebilde verbundenen Menschen, vergegenwärtigen wollen, oder auch: wie die durch das Gebilde verbundenen Menschen über das Gebilde hinaus auf andere Menschen und andere Gebilde wirken, so zerlegen wir zwar die Prozesse in bindende und lösende; aber wir dürfen uns diese Zweiteilung nicht als eine solche des bloßen Nacheinander vorstellen; vielmehr bestehen sie viel häufiger gleichzeitig und nebeneinander. Das innere Leben einer Gruppe — wir werden im folgenden häufiger die Gruppe als stellvertretende Repräsentantin aller Gebilde anführen — beruht eben darauf, daß sowohl Disparatheit wie Uniformiertheit herbeigeführt wird, daß Ein- und Unterordnung wie Schichtenbildung und Auslese, Individuation wie Sozialisierung stattfindet. Oft überwiegt das eine sein Komplement. Manchmal ist ein sozialer Prozeß so hervorragend, daß die anderen wenig Beachtung finden; sie werden aber bloß latent und verschwinden nicht endgültig. Unsere Betrachtungen in der Gebildelehre müssen ergänzend zu den hier im Rahmen der (engeren) Beziehungslehre vorzunehmenden hinzutreten, um die reale Verbundenheit des begrifflich Zerlegten wieder zur Geltung zu bringen. Würden wir nur die Gebildelehre geben und von der Systematik der Prozesse ganz absehen, so entstände ein anderes falsches Bild: die Gebilde erschienen als Organismen. Stets dürfen wir das (in Kap. I, § 26) Gesagte nicht vergessen, daß die Gebilde nicht außer uns, neben und über uns, sondern nur als Inhalte unseres Bewußtseins „bestehen“. Wenn wir eben von einem inneren Leben des Gebildes, von Menschen, die im Gebilde verbunden sind, sprachen, so handelt es sich wieder nur um eine abkürzende Ausdrucksweise. In Wahrheit sind alle Aussagen über Gebilde unter das Gesetz der Als-ob-Funktion gestellt. Wir stellen uns zu ihnen, als ob sie außer uns Menschen existierten. Es gibt freilich keine Fiktion, die so mächtig und einflußreich wäre, wie sie. Die Fähigkeit unseres menschlichen Bewußtseins, Inhalte unserer Vorstellung so zu objektivieren, als wenn sie ein außereinzelmenschliches Dasein führten, ist so sehr zur Grundlage des zwischenmenschlichen Verkehrs geworden, daß es den meisten Menschen die größten Schwierigkeiten macht, Kollektiva wie etwa Staat und Kirche als das, was sie sind, zu begreifen: als Ideen, und sie doch als soziale Kräfte höchsten Ranges anzuerkennen. Entweder rettet sich der überanstrengte Verstand zu dem Postulat: Staat und Kirche sind als Lebewesen höherer Gattung zu betrachten,

oder zu dem Radikalismus: Staat und Kirche sind für mich überhaupt nicht; es sind leere Worte.

Wir wollen nicht vergessen: In der sozialen Sphäre sind es immer nur Menschen, die handeln; unsere sozialen Prozesse sind Vorgänge, die aus menschlichen Situationen und menschlichen Wünschen hervorgehen, auch wenn es sich z. B. um den Kampf zwischen Staat und Kirche handelt. Aber dieses menschliche Handeln und Verhalten bekommt im Dienste der (die Kollektivkräfte schaffenden) Ideen ein teilweise ganz anderes Gepräge als im Verkehr des Einzelmenschen A. B. mit dem Einzelmenschen D. E. Im ersten Falle ist Abstraktion auf Abstraktion gehäuft; von der Sinnlichkeit der Wahrnehmung sind wir dabei durch so viele Verallgemeinerungen getrennt, daß sich der einfache Sinn des Ungelehrten geradezu an die Symbole und die Personifizierungen des Abstrakten durch bestimmte Menschen klammert, um sich überhaupt mit dem ihm sonst gespenstig und gänzlich unfaßbar erscheinenden Gebilde vertraut machen zu können.

§ 2. Differenzierung und Integrierung.

Die verhältnismäßige Ausführlichkeit, mit der wir im 5. Kapitel (§ 10 und 11) den Prozeß der Vereinigung und speziell der Kooperation darzustellen versucht haben, erleichtert uns die Überleitung zu den Gebildeprozessen. Diese bestehen sämtlich in Differenzierungen oder Integrierungen. Für sie gilt der alle hier in Frage kommenden Erscheinungen zusammenfassende Satz Spencers, daß aus einer unbestimmten, unzusammenhängenden Gleichartigkeit bestimmte, zusammenhängende Ungleichartigkeit wird. Nur würden wir, da über Anfang und Ende dieser Entwicklung nichts ausgesagt werden kann, vorziehen zu sagen: Aus unbestimmterer, unzusammenhängenderer Gleichartigkeit wird bestimmtere, zusammenhängendere Ungleichartigkeit. Die Gesamtheit aller sozialen Prozesse charakterisiert sich dadurch, daß das relativ Gleichartige unbeständig ist, daß sich die Wirkungen vervielfältigen, daß sich unaufhörlich Sonderungsprozesse und Bindungsvorgänge abspielen.

Im einzelnen bedeutet das: Es entsteht Disparatheit und Uniformiertheit; es bilden sich mit dem Wachstum des Gebildes Schichtungen in ihm; aber diese Schichtungen sind nicht beliebig und zufällig; sie sind geordnet: Superordination und Subordination vollziehen sich nach allgemeinen oder speziellen Regeln. Ferner: Die Unterschiede in Leistungen, Anlagen und Situationsgegebenheiten führen zur Auslese; es lösen sich auch immer wieder „Teile" aus dem „Ganzen"; aber es machen sich zugleich Bestrebungen geltend, die im Gebilde vollzogene Verbindung innerlicher zu

gestalten (zu sozialisieren), so daß die Verbundenheit von den Beteiligten (mehr oder weniger) als notwendig, gut und gerechtfertigt angesehen wird; gefühlsmäßig oder als Pflicht wird im Vorgange der Sozialisierung das Gebildeverhältnis ethisiert. Anderseits ergeben sich Heraushebungen oder Herabdrückungen von Gebildegliedern: Herrschen und dienen gehört zum Gruppenleben.

Dieses soziale Geschehen (eben unsere C- und D-Prozesse) in den Gebilden vollzieht sich im Strome des Gesamtlebens. Auch die Gruppen usw. unterliegen als solche dem ewigen Wechsel; sie werden zerstört und bilden sich neu. (Das wird uns im nächsten Kapitel beschäftigen.)

Wie wir oben empfohlen haben, den (konkreten realen) zwischenmenschlichen Einzelprozeß, den man wissenschaftlich durchforschen will, nach dem Schema unserer Formel $P = J \cdot B_{1 \ldots x} \cdot O \cdot A_f$ zu untersuchen und sodann im Gesamtsysteme einzuordnen, so ist nunmehr zu betonen, daß bei der Spezialforschung jedes zur Analyse gestellte Gruppenverhältnis auf das Vorhandensein der (von uns genannten) Haupt- und Unterprozesse untersucht werden muß. Hat man das in einer Mehrzahl von Fällen getan, so ergeben sich Vergleichsmöglichkeiten auf der (für die exakte Forschung unerläßlichen) einheitlichen Grundlage. Analyse und Induktion der Gebildedurchforschung vollziehen sich in der Weise, daß man etwa eine bestimmte Familie, eine kasuistisch gegebene Gemeindeorganisation, einen in praktischer Arbeit funktionierenden Beamtenkörper, eine sich ausbreitende Sekte usw. nach dem Schema unserer Tafel studiert. Dabei wird sich u. a. ergeben, daß bestimmte Unterprozesse der Herrschaft, der Auslese, der Uniformierung usw. hier wie dort anzutreffen sind, andere hier vorhanden sind, dort fehlen. Das Resultat ist, daß uns Gebilde, die wir im Erlebnisse unverbunden und isoliert kennengelernt haben, jetzt zusammenhängend und als Erscheinungsformen einer bisher verborgenen allgemeinen Kraft erscheinen.

Wir lernen auch das Gebilde als ein Kunstwerk verstehen. Ohne es zum Organismus zu machen, begreifen wir, daß es niemals auf völliger Gleichheit seiner Elemente beruhen kann, daß aber sein Bau nicht in einem ungeordneten Durcheinander von „Individualitäten" besteht (das ist nicht einmal bei den Gruppen der Bohème der Fall). Nur braucht man sich diese „Ordnung" nicht gleich als eine disziplinierte, bureaukratische, durch genau bekannte Regeln schematisierte Ordnung vorzustellen. Es ist in sehr vielen Fällen eine „Quasi-Ordnung". Wenn wir vorhin sagten, daß in

jeder Gruppe Herrschafts- und Dienstverhältnisse bestehen, so ist damit nicht ein für allemal ein starres Dienstverhältnis zwischen dem Herrn A und dem Knecht B gemeint; das Herrschafts-Dienstverhältnis kann auch auf Abwechslung beruhen oder darin, daß jeder jedem anderen dient. Es gibt in den Gebilden auch viel freiwillig, oft unbewußt anerkannte Herrschaft.

Abstufung und Schichtenbildung, die wir uns geradezu im Bilde geologischer Prozesse veranschaulichen können, lassen sich freilich erst bei der größeren Gruppe beobachten; sie sind dann aber stets vorhanden, wenn auch wiederum in einer oft verhüllten, den Beteiligten nicht voll bewußten Art.

Man mag sich ferner einem bestimmten Ausleseprinzip in einer demokratisch gerichteten Gruppe widersetzen; dann wird eine andere Art von Selektion wirksam; stets aber gibt es Selektion.

Wie steht es mit der Individuation? Es gibt etwa Klöster und geistliche Orden, die jede innere Absonderung des geistigen Willens eines ihrer Angehörigen rigoros bekämpfen. Es mag (wie bei den Jesuiten) ein feinst gestaltetes System von Mitteln zu diesem Zwecke bestehen. Aber es erfolgen nur Verdrängungen der persönlichen Verselbständigungen, nicht Ertötungen. Dem Versuche, die Individuation ganz ins Innere des Herzens zu legen, mag die Ohrenbeichte, die den Gedankensünden nachspürt, oder mögen methodische Bußübungen begegnen, die Absonderung des Ich vollzieht sich dann vielleicht nicht im Bereiche des Religiösen, aber auf anderen Lebensgebieten; sie „wartet“ unter Umständen ihre Stunde „ab“ und tritt eines Tages mit gesammelter Kraft an vorher oft ganz unberechenbarer Stelle hervor.

Man kann ein Gruppenverhältnis scheinbar ganz auf „Geschäft“ und unsentimentale Beziehungen stellen; Ansätze zur Sozialisierung des zwischenmenschlichen Verhältnisses wachsen über kurz oder lang doch empor; sei es auch nur, auf daß die Keime bald wieder erstickt werden.

Diese Lehre von den immer wieder auflebenden Gegenkräften im sozialen Leben und von der Allgegenwart a l l e r Hauptprozesse ist uns wesentlich. Nichts siegt endgültig und ausschließlich; es gibt nur ein vorübergehendes (bisweilen nur scheinbares) Überwiegen eines Prozesses. Die Natur strebt nach Ausbalancierungen. Das sollte uns für die Ethik und Politik des sozialen Lebens als wichtigster Fingerzeig dienen: auch für unsere auf Zwecke gerichteten Willenshandlungen sollte oberstes Postulat das Streben nach Balance und das Fernhalten aller Übertreibung e i n e s Prinzips sein.

§ 3. Allgemeine C- und allgemeine D-Prozesse.

Hierher gehören einige Bezeichnungen von Prozessen, die mit Binden oder Lösen synonym sind; nämlich auf der einen Seite: teilen und sich teilen, sondern und sich sondern, spalten und sich spalten, abwandern, sezessionieren usw.; auf der anderen: wachsen, erweitern und sich erweitern, expandieren usw. Diese Vorgänge legen eine Parallele mit den Prozessen des Lebens in Organismen nahe; zumal wachsen und sich teilen. Doch wir fragen: Was heißt in der Beziehungslehre Wachstum? Nur durch Analogie ist hier der Zusammenhang zwischen Biologie und Soziologie hergestellt. Wie kann etwas, was — wie das Gebilde — in der sinnlich wahrnehmbaren Welt nicht existiert, wachsen? Gewiß sprechen wir auch bei Bewußtseinsvorgängen von ihrem „Wachstum": Vorstellungen „wachsen" auch; wir reden etwa: von „wachsender" Angst. So können in der Seele eines Menschen die Vorstellungen von Staat und Kirche wachsen. Aber wenn wir vom Wachstum der Gebilde reden, ist etwas ganz anderes gemeint. Dabei ist das Gebilde als ein anfangs kleiner Kreis gedacht, der zu einem großen anschwillt: die Horde wächst zum Stamme, der Stamm zum Volke. Wir verstehen also unter Wachstum von Gebilden die Erscheinung, daß die Zahl der Menschen, die sich zu einem solchen „Kreise" rechnet oder ihm zugerechnet wird, zunimmt. Nur dies kann in unbildlicher Ausdrucksweise unter Wachstum verstanden werden. Den Begriff des inneren Wachstums, also der zunehmenden Kompliziertheit der Gebildestruktur, ersetzen wir besser durch eine andere Ausdrucksweise.

Das umgekehrt Entsprechende gilt von: (sich) spalten, (sich) teilen, (sich) sondern. Am wahrnehmbarsten sind die hier gemeinten relativen Verringerungen der Zahl der Zugehörigen bei: abwandern und sezessionieren.

Wichtig ist auch das absichtliche Handeln, bei dem die Ausbreitung der Zugehörigkeit zum Gebilde auf Außenstehende angestrebt wird. Es geschieht teilweise dadurch, daß ein bisher „geschlossener" Kreis (im Sinne von Max Weber) geöffnet wird; teilweise aber ist die Geschlossenheit von vornherein oder von einem bestimmten Zeitpunkte ab nicht angestrebt, sondern Expansion beabsichtigt worden. Man strebt nach Propaganda. Freilich bewirkt eine solche Ausdehnung des Gruppenzusammenhangs auf Außenstehende nicht selten eine wesentliche Abschwächung, wenn nicht Verkehrung des Gebildecharakters.

Bei der Pionierarbeit handelt es sich weniger um den Zusammenhang von sich Absondernden mit dem Gebilde, das

sie verlassen, als um die Vorbereitung eines neuen Lebenskreises und die Schaffung eines jungen Gebildes.

Oft stehen zwischen den Einzelmenschen und den Gebilden (besonders denen höchster Potenz) Zwischenglieder (in größerer oder geringerer Zahl). So zwischen den Laien und der katholischen Kirche die Priesterschaft, in gewissem Sinne zwischen den Bürgern und dem Staate die Beamten. Oft sind es die (durch Professionalisierung geschaffenen) eigentlichen Funktionäre der Gruppe; bisweilen auch Gremien oder Personen, die nicht zu diesem Zwecke eingesetzt sind, aber im Laufe der Zeit diese Aufgabe mehr oder weniger ausdrücklich übernommen haben. Dieser Vorgang der Zwischengliederung ist, soweit es sich um die Zerlegung der Gebildestruktur handelt, ein Differenzierungs-, soweit er die Herstellung von Verbindungen enthält, ein Integrationsprozeß.

Von Organisationen als zuständlich zu erfassenden Gebilden ist in der Gebildelehre zu handeln; Organisation als Vorgang hat den Zweck, Zusammenhang in einem gegliederten Gebilde herzustellen. Immer ist damit eine bewußt zwecksetzende und zweckverwirklichende Tätigkeit gemeint. Damit können wir den sehr allgemeinen Begriff der Organisierung gleich der einen Hälfte unserer sämtlichen C- und D-Prozesse setzen. Organisationsvorgänge spielen z. B. bei Schichtenbildung, Einordnung, Uniformierung eine Rolle. Die andere Hälfte umfassen die nicht auf die Zwecksetzung der beteiligten Menschen zurückführbaren Naturgeschehnisse unter den sozialen Prozessen; so kann sich manche Schichtenbildung, Einordnung, Uniformierung vollziehen, ohne daß die in Frage kommenden Menschen es beabsichtigt haben.

Zwei Termini, die wir in unserer Soziologie möglichst vermeiden, sind Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung, gerade weil sie in der Wirtschaftssoziologie eine so allgemeine und oft recht nichtssagende Verwendung gefunden haben. Es geht nicht an, in einer Beziehungslehre etwa die Klassenbildung und die Berufsdifferenzierung als „gesellschaftliche Arbeitsteilung“ zu bezeichnen. Hier wird nicht bloß „Arbeit“ geteilt und zusammengefaßt, sondern weit mehr als sie differenziert und integriert.

Indessen sind die allgemeinen Prozeßbezeichnungen überhaupt wenig inhaltsvoll. Wenn wir uns von der heute üppig wuchernden, unfruchtbaren, mehr verdunkelnden als klärenden Metaphysik der Gebilde frei machen wollen, wird unsere Aufmerksamkeit vorwiegend den speziellen sozialen Prozessen gehören müssen. Aufschlußreicher als alle Spekulationen über „Gruppengeist“ sind die

Versuche, seinen Manifestationen in den einzelnen Handlungen analysierend nachzugehen. Wir vergessen dabei nicht, daß sich hinter diesen Handlungen Gesinnungen, Stimmungen, Temperamente verbergen. Wer Herrschaft feststellt, wird auch auf den Willen zu ihr stoßen; wer Vorgänge von Sozialisierung aufweisen kann, wird in ihnen Streben nach Brüderlichkeit entdecken. Doch wir vernachlässigen über den Wünschen die Situationen nicht.

Bei der alphabetischen Reihenfolge, in der unsere „Tafel" die Unterprozesse der speziellen Hauptprozesse bringt, scheint Wesentliches und Unwesentliches durcheinander gemengt zu sein. Doch manches, was zunächst als unwesentlich gelten mag, kann im sozialen Leben alsbald sehr wesentlich werden.

§ 4. Entstehung von Ungleichheiten

Es ist der Traum mancher Weltverbesserer, Gleichheit der Menschen in einem Gebildeverhältnisse herbeizuführen. Es fragt sich sogleich: Worin wollen sie die Menschen, die zu einem bestimmten Sozialverbande gehören, gleich wissen? Vielfach ist es ein politisches Streben; Gleichheit an Macht ist die Forderung. Weiter geht die wirtschaftliche Zielsetzung: Gleichheit des Einkommens und Vermögens. Allgemeiner noch: Gleichheit an Arbeitslast und Lebensgenuß. Damit nähern wir uns schon der Grenze des Sozialen zum Biologischen. Freilich hätte stets klar sein müssen, daß Ungleichheit der Eigenschaften eine Naturtatsache ist, und daß sie durch menschliche Zielsetzung nicht völlig aus der Welt geschafft werden kann. Doch wer wie wir manche Eigenschaften der Menschen in zwischenmenschliche Beziehungen auflöst, muß zugeben, daß vieles, was als biologisch gefestigte Ungleichheit erscheint, in Wahrheit auf sozialen Einrichtungen beruht und lediglich aus der geschichtlich bedingten Gestaltung der Beziehungen ableitbar ist. Selbst Ungleichheiten in geistiger oder körperlicher Leistungsfähigkeit, an Gesundheit und Schönheit sind teilweise sozial zu erklären.

Damit ist zuzugeben, daß sich sehr viel Ungleichheit durch soziale Organisation beseitigen läßt, allerdings um durch immer wieder neue „Disparatheit" ersetzt zu werden [1]). Letztlich haben eben doch soziale Ungleichheiten ihre biologische Wurzel, wobei das Bild von der Wurzel mit Bedacht gewählt ist; denn die tatsächliche Entfaltung des „Baumes" der Ungleichheit ist von ihrer „Wurzel" deutlich zu scheiden. Die Tendenz zur Entstehung von

[1]) Wir verwenden das Wort Disparatheit in einem vom üblichen Sprachgebrauch etwas abweichenden Sinne nicht gleich Unvereinbarkeit, sondern allgemeiner zur Bezeichnung des Zustands der Ungleichheit.

Ungleichheiten besteht immer; die soziale Ordnung arbeitet beständig an Veränderungen der Skalen, ohne die Allgemeinform der Ungleichheit als solche beseitigen zu können. Der Historiker hat zu untersuchen, welche Art von Ungleichheit in einem bestimmten Zeitalter und bei einem besonderen sozialen Kreise als störend betrachtet und zu beseitigen versucht wurde.

Es ist aber stets geradezu experimentell festzustellen, daß eine Vereinigung, die ganz auf dem Willen zur Gleichheit und Gleichgeltung aufgebaut ist, trotzdem bald Ungleichheiten aufweisen wird, die dann allerdings zumeist auf dem Gebiete anderer Beziehungen bestehen wird, als die sind, in denen man sich gleich zu werden bestrebt ist. Beispiele in Fülle bietet die Geschichte der Genossenschaften und der kommunistisch-anarchistischen Bünde. Die Differenzierung ist eben eine elementare Seite des Lebensprozesses und führt zur Zunahme von Ungleichheiten, wenn von Haus aus die Anlagen nicht völlig gleich sind.

Indessen werden große Ungleichheiten unter Menschen mit wachsendem Nachdenken als schwere Hindernisse der sozialen Entwicklung und geradezu als Störungen des Lebensprozesses angesehen. Daher sind Bemühungen nach Beseitigung oder doch Verminderung von Ungleichheit stets vorhanden.

Freilich wird der Kausalzusammenhang häufig an falschen Stellen gesucht. Einseitige Erklärungen des nicht selten verwickelten Zusammenhangs sind häufig. Die Herleitung von Ungleichheiten aus der Organisation der Wirtschaft oder aus der politischen Verfassung ist ebenso üblich wie unzureichend, zumal da hierbei bis zu einem gewissen Grade das, was Wirkung ist, als Ursache angesehen wird. Mit diesem Irrtum hängt der Fehler zusammen, der darin besteht, daß man glaubt, durch die Herbeiführung einer bestimmten Art von formaler Gleichheit soziale Gleichheit überhaupt herbeiführen zu können; aber z. B. ein demokratisches Wahlsystem reicht dafür nicht aus.

Immer laufen unvoreingenommene Untersuchungen über Gleichheit oder Ungleichheit unter den Menschen in den scheinbar so trivialen und selbstverständlichen, in Wahrheit aber sehr inhaltsreichen und praktisch wertvollen Satz aus: Die Menschen sind gleich und ungleich. Man kann ein politisches oder ethisches System nicht auf die eine oder die andere Beobachtung allein stützen. Wer in dogmatischer Enge nur die eine im Auge behält, die andere aber ignorieren zu dürfen glaubt, wird bald schwere Fehler begehen.

Heute ist es üblich, in scharfem Gegensatze zur Ideologie des

18. Jahrhunderts das Unterschiedliche zwischen Rassen, Nationen und Stämmen zu betonen und die Idee der allgemeinen Menschengleichheit, der Einheitlichkeit alles dessen, „was Menschenantlitz trägt", als Verstiegenheit und Träumerei abzulehnen. Man glaubt nicht genug betonen zu sollen, daß ein Europäer niemals einen Japaner verstehen, ein Arier niemals mit einem Juden sympathisieren, sich womöglich der Niedersachse nicht mit dem Schwaben eins fühlen könne — eben weil sie zu verschieden seien. Damit ist freilich der Irrtum einer zu schnell generalisierenden früheren Epoche beseitigt, wo die Außerachtlassung der Unterschiede z. B. in der Kolonialpolitik, dem Missionswesen, der Friedenspropaganda in die Irre führte.

Es fehlt noch an jener Exaktheit und Vorurteilslosigkeit der Beobachtung sozialer Beziehungen, zu der die Soziologie erst erziehen will. Tatsächlich mischt sich Ungleichheit und Gleichheit in nicht leicht entwirrbarem Grade. Geht man eine Zeitlang den Spuren offenbarer Ungleichheit nach, so stößt man nicht selten unversehens auf überraschende Gleichheiten und umgekehrt. Wer in fremden Erdteilen Menschen isolierter Rassen oder Stämme beobachtet und sich dabei die weite Spanne zwischen Naturvölkern und kultivierten Weißen vergegenwärtigen möchte, steht auf einmal erschüttert und gedemütigt vor der Beobachtung von Übereinstimmungen, an die sein Rassenhochmut zu glauben nicht bereit war. Anderseits ist man wieder verblüfft, wie verschieden sich in Ost oder West, Norden oder Süden eines und desselben Landes die Menschen geben.

Erst allmählich kann gerade die Beziehungslehre ein System von Hilfsmitteln zum Studium des Gleichheitsproblems schaffen. Was wir bisher darüber in der Sozialphilosophie, Politik, Rassenkunde, Pädagogik usw. an Dogmen besitzen, ist von einer beschämenden Plumpheit. Wieder ist der Fortschritt von einer die Einzelerscheinungen genau vergleichenden Forschung zu erwarten. Es muß experimentell festgestellt werden, worin die Menschen verschiedener Sozialkreise übereinstimmen, worin sie sich unähnlich sind. Dabei kompliziert sich die Aufgabe durch die beständigen Veränderungen und Wandlungen; was heute noch sehr ungleich erscheinen mag, kann morgen eben auf den Wegen der sozialen Prozesse einander ähnlicher geworden sein. Aber auch: Was eben noch gleich erschien, sondert sich alsbald. Anfangs mochte es scheinen, als ob — sagen wir — Europäer und Asiaten, Beamte und Händler, Yankees und Neger gleich reagierten; im zweiten Stadium aber enthüllen sich unerwartete Differenzen.

Gerade diese ungeahnte und nicht vorher in Anschlag gebrachte Entfaltung von Unterschieden ist folgenreich: Ein Amt etwa wird, durch neue Umstände begünstigt, übermächtig und der bescheidene Funktionär ein unerträglicher Tyrann; ein Geschäftszweig wird ungewöhnlich ertragreich; eine hohe Grundrente oder verblüffende Spekulationsgewinne fallen Leuten zu, die nun sehr reich werden und *ihr Verhalten gegen andere merklich verändern*.

Das Spiel des Lebens schafft immer wieder neue Ungleichheiten und immer wieder neue Uniformierungen. Wer aus vorher bestehender Gleichheit zu irgendwelcher wirklicher oder eingebildeter Überlegenheit emporgehoben wird, versucht nicht selten, diesen Zustand zu verlängern und zu festigen. Die biologisch gegebene Tendenz zur Ungleichheit wird sozial gestützt. Man bemüht sich, aus dem Zufälligen eine Institution zu machen. Die Vererbung ist hierfür das wichtigste Mittel. Wer reich, mächtig, vornehm, ein Rentner geworden ist, sucht diesen ihm zugefallenen Vorteil zu legalisieren und zu sanktionieren.

In einem Stamme etwa, dessen freie Männer verhältnismäßig gleich mächtig gewesen sind, mag die Kriegsgefahr zwingen, einen Freien zum Herzog zu machen. Er ist siegreich. Nicht nur wird er auch im Frieden Fürst zu bleiben wünschen; die Kriegsbeute macht es ihm möglich, nunmehr auch in wirtschaftlicher Hinsicht als Reichster hervorzuragen. Noch aber ist seine Macht zugleich durch seine biologischen Qualitäten begründet. Doch er vererbt Amt und Besitz auf seinen Sohn und Enkel. Oft weisen die Nachkommen keineswegs die persönlichen Fähigkeiten des großen Ahnen auf; aber die Vererbbarkeit von Amt und Reichtum ist die Quelle für das durchaus legale Ansehen des Abkömmlings. Ob freilich dieser Gegensatz zwischen sozialer Geltung und persönlichen Eigenschaften von den Zeitgenossen nicht als ungerechte Ungleichheit empfunden wird, ist recht zweifelhaft.

Die halbe Fiktion (oder die Halbwahrheit), daß die Nachkommen ihren Vorfahren gleichen, hat es wesentlich mitverursacht, daß soziale Ungleichheit so viel Empörung erzeugt.

In der Wirtschaftssoziologie ist zu zeigen, wie sich beständig soziale Geltung auf Grund ungewöhnlicher persönlicher Leistungen in materiellen Besitz wandelt. Die Ungleichheit von Talent und Dumpfheit, von Tapferkeit und Feigheit, von Initiative und Passivität, von Arbeitsamkeit und Faulheit wird oft zum Gegensatz von Reich und Arm. Solange der Reiche zugleich der Tüchtigere ist, kann diese Differenzierung nicht allzuviel Anstoß erregen.

Nun aber erschlaffen die wertvollen Qualitäten nicht selten unter dem Einflusse des Wohllebens; vor allem aber kann jener Abstand zwischen ererbtem Besitz und persönlichen minderwertigen Eigenschaften eintreten, der dem Neide das gute Gewissen gibt.

Aber dieser Gegensatz von biologischer Qualität und wirtschaftlicher Macht muß nicht stets das Ergebnis der Vererbung sein. Die Tradition und der Rassenwert des Keimplasmas können dazu führen, daß eine Aristokratie Aristokratie bleibt. Sie widersetzt sich dann neu auftauchenden Ansprüchen von Emporkömmlingen und Hinzuwandernden mit Entschiedenheit und betrachtet ihrerseits (mit gleichem Rechte oder Unrechte) die Forderungen auf Gleichgeltung, die ihnen begegnen, als eine Verletzung der Gerechtigkeit. So haben stets die Altbürger und Patrizier die Ansprüche der Plebs als indiskutabel angesehen.

Großer Landbesitz, später auch das Eigentum an großen mobilen Kapitalien, ferner der Staatsdienst, der seine Funktionäre und Stützen bevorzugt, sind vorwiegend die Quellen von Disparatheit gewesen.

Die Unterprozesse unserer „Tafel“ sondern wir am zweckmäßigsten 1. in Entstehung von Ungleichheiten, die als Ergebnisse von Leistungen der Menschen angesehen werden, also z. B.: aufsteigen, herabsinken, sich hervortun; sie finden in intransitiven Verben ihren grammatikalischen Ausdruck; 2. in Handlungen wie benachteiligen, limitieren, appropriieren und 3. in Aufweis von Quellen, aus denen Disparatheit hervorgeht, wie Antagonismus, Geltendmachung von Ansprüchen, Ehrbegriffe, Reichtum, Luxus, Parteiung, Schisma und Tabuierung. § 5. Unterprozesse der Disparatheit.

Aufsteigen und Herabsinken von Menschen und Gruppen in Gebilden sind Vorgänge, die sich beständig vollziehen. Es ist zweckmäßig, sich jeden Gesellschaftsbau, zumal den eines Volkes, im Bilde einer Pyramide vorzustellen, die in den meisten Fällen auf einer breiten Basis ruht. Diese Pyramide ist geschichtet. Die Schichten bleiben nicht unverändert, heben sich, senken sich. Doch auch die Moleküle, eben die Menschen oder kleineren Gruppen (Familien, Sippen, Berufe, Vereine) verändern im Laufe der Zeit ihre Lage. Bisweilen bröckeln Teile und Teilchen der Schichten ab, sinken tiefer oder steigen empor. Bisweilen werden sie wie vom Erdbeben emporgeschleudert oder hinabgepreßt. Im geschichtlichen Verlaufe wechseln Zeiten, wo Aufstieg und Sinken seltener sind, mit solchen Perioden, in denen diese Umschichtungen und Zerstäubungen häufige Begebenheiten bilden.

Am deutlichsten ist dies im Verhältnisse der gesellschaftlichen Klassen zueinander wahrnehmbar. Wir sagten darüber: „Es herrscht die kleinere Oberschicht über jede tiefere, breitere Schicht. Das Verhältnis, in dem sie zueinander stehen, ist das der Arbeitsabwälzung. Jede tiefere Schicht hat in der Regel eine mechanischere Arbeitsverrichtung als die entsprechend höhere; sie nimmt der höheren die niederen Arbeitsleistungen bis zu einem gewissen Grade ab." Doch wir greifen damit den Betrachtungen über soziale Schichtenbildung vor; hier interesiert nur der neue Ungleichheiten schaffende Vorgang der Umgruppierung schlechtweg.

Der Vorgang der Appropriation ist von Max Weber geklärt worden. Es handelt sich darum, daß Gruppen, die sich irgendwelcher Vorteile erfreuen, die Neigung haben, bei aller Konkurrenz unter den zu ihrem Kreise Gehörigen die Gemeinschaft nach außen zu schließen. Sie wollen bestimmte Chancen für ihre Angehörigen monopolisieren; sie haben Vorteile, Geltungen, Rechte appropriiert. Ist der Kreis völlig nach außen geschlossen, so ist der Grad der Ungleichheit auf Grund der vorliegenden Appropriation beträchtlich. Im Laufe der Zeit erfolgen in der Regel allmähliche oder plötzliche Öffnungen der Kreise; vielfach dadurch, daß die Angehörigen des Monopolgebildes die Möglichkeit erlangen, an Außenstehende Anteile der appropriierten Chancen zu übertragen, so daß der geschlossene Kreis durchbrochen oder gesprengt wird.

Die Entwicklung des Privateigentums hat man sich früher zumeist so vorgestellt, daß ursprünglich allgemeines Eigentum am Boden bestanden habe, allmählich aber der Kreis der Besitzenden eingeengt worden sei. In Wahrheit hat aber die umgekehrte Vereinfachung des im einzelnen recht verwickelten Prozesses viel mehr Berechtigung: Am Anfang besteht die monopolistische Appropriation des Bodens für einen kleinen Kreis der Herren; allmählich aber werden die Naturgüter, zumal der Boden, in „freies" Eigentum gegeben. Die Vorrechte des Adels, die Feudalordnung, die fideikommissarische Bindung treten zurück. Der Kreis der Bodenbesitzer öffnet sich mehr und mehr.

Mit Schwinden alter appropriierter Monopolchancen zugunsten des größeren Kreises von Berechtigten vermindert sich alte Ungleichheit. Indessen entstehen beständig neue Appropriationen. Berufsvereine, Gewerkschaften, Standesvertretungen, Cliquen und Klüngel, Diplomierte und Graduierte weisen vielfach eine starke Vorliebe für den Numerus clausus, für Limitierungen und Kreisschließungen auf.

Es gilt vielfach als der Inbegriff der Weltklugheit, Ansprüche geltend zu machen, die andere nicht vorbringen können. Es ist erstaunlich, wie fruchtbar die Phantasie des durchschnittlichen Egoisten in der Ausnutzung von Situationen ist, die in irgendeiner Weise sein Ich oder seine Gruppe gegen andere in Vorteil setzen.

Von Antagonismus wollen wir besonders in den Fällen reden, wo sich zwei feindliche Parteien mit ungefähr gleichen Kräften und Ansprüchen gegenüberstehen. Daraus ergibt sich seltener eine horizontale Schichtung als eine vertikale Sonderung. Matadore mit ihren Anhängerschaften stehen sich gegenüber und zerspalten dadurch den Zusammenhang des größeren Ganzen.

Jede Untergruppe von Geltung strebt ihre sozialen Vorteile zu festigen und zu legalisieren. Darüber hinaus umkleidet sie sich mit einem verklärenden, mehr innerlich gefaßten Glanze, indem sie sich eine besondere Ehre zuspricht, die in gleichem Grade andere Gruppen nicht aufzuweisen hätten. Es muß in der Gebildelehre eingehender der eigentümliche, von Aberglauben durchtränkte Begriff der Standes- oder sonstigen sozialen Ehre in seiner folgenreichen Bedeutung aufgewiesen werden. Hier mag genügen — unter Hinweis auf die Bemerkungen, die Max Weber über den Zusammenhang von Ehre und sozialer Ordnung gemacht hat — anzudeuten, wie stark die Differenzierung eines sozialen Gebildes erhöht und vertieft wird, wenn in ihm sich einzelne Gruppen einen besonderen, auszeichnenden Ehrengrad zusprechen und den anderen versagen.

Welch eine Perspektive liegt vor uns, wenn wir den Blick auf den Gegensatz von Reich und Arm richten! Die meisten sozialpolitischen Spannungen und praktischen Probleme der Wirtschafts-, speziell Einkommenspolitik leben auf. Der Luxus beschäftigt uns hier als der äußere Ausdruck dieses Gegensatzes.

Die Partei als soziales Gebilde soll Gegenstand besonderer Untersuchungen in der Gebildelehre sein. Hier interessiert sie nur als Merkmal der Differenzierung. Es geht freilich nicht an, in jeder Bildung einer Mehrzahl von Parteien nur Erscheinungen gefährlicher Lösungen eines Ganzen zu erblicken. Anderenfalls würden wie sie nicht hier, sondern unter den E-Prozessen nennen, wie wir ja Differenzierung durchaus nicht etwa als einen Verfallsprozeß betrachten. Vielmehr ist für jede Art von Gemeinschaftsleben — nicht zum mindesten für das staatlich-politische — Gruppenbildung auf Grund verwandter Anschauungen, Erfahrungen und Ziele eine Notwendigkeit. Es wäre nicht möglich, aus dem

Gewoge der individuellen Meinungsverschiedenheiten einen einheitlichen Willen zu schaffen, wenn sich nicht verwandte Bestrebungen zusammenfänden und ein Kompromiß in der gegenseitigen Ausgleichung zugunsten eines vereinten und dadurch machtvolleren Vorgehens schlössen. Solche Vereine werden zu Parteien, wenn ihr Ziel auf Machterlangung gerichtet ist. Willensübereinstimmung (mehr als verwandte Urteile) verbinden die Parteigenossen. Da es sich aber bei ihnen um Bestrebungen handelt, in der Welt des Handelns zu größerer Geltung als andere zu gelangen, müssen Parteien (nicht bloß die politischen Parteien im engeren Sinne des Wortes) stärkere Disparatheit im Gebilde schaffen als sonstige Vereinigungen. Die Gefahr, daß aus den notwendigen und lebenfördernden Differenzierungen durch Parteiung Auflösung und Verfall eintritt, besteht oft.

Das Schisma wäre als solches unter Absonderung und Entfremdung, also unter den Ce-Prozessen zu nennen. Wir begreifen es dort mit unter dem Begriffe der Abtrünnigkeit. Hierher setzen wir es deshalb, weil die Spaltungen von Kirchen Anlässe zu tiefgehenden Disparatheiten innerhalb der Völker bilden. Indessen wollen wir den Begriff Schisma (in soziologischem Sinne) über den Bereich des kirchlichen Lebens ausdehnen und auch bei Spaltungen großer weltlicher Gebilde von Schisma reden.

Das Wesen des Tabu ist oft mit besonderer, begreiflicher Vorliebe von ethnologisch geschulten Soziologen untersucht worden. Der Umstand, daß die Berührung bestimmter Personen und Dinge, zumal Speisen, gewissen anderen Personen verboten und eine Übertretung mit der Strafe des bösen Zaubers belegt ist, hat tiefgehende, mystisch vertiefte Schranken zwischen Menschen errichtet. In einer weiteren Dehnung des Begriffs wollen wir nicht bloß bei Verhältnissen der Primitiven, sondern auch für das sogenannte Kulturleben von Tabuierung reden. Überall da, wo man Menschen und Gruppen von Betätigungen oder Gemeinschaften dadurch auszuschließen sucht, daß man ihnen einen geringeren Grad von Würdigkeit zuspricht, der nicht ausreicht, um jene Zulassungen zu rechtfertigen, oder positiv gefaßt: wo man Menschen oder Dinge durch Symbolisierung und Sublimierung aus dem Kreise des jedermann Zugänglichen heraushebt, handelt es sich um Quasi-Tabu. Damit berührt sich das Tabu der Primitiven mit der sozialen Ehre der Kultivierten.

§ 6. Herrschen und Dienen. Wohl keine soziale Beziehung ist bisher so gründlich soziologisch durchforscht worden wie die der Herrschaft. Es wird ein großes Verdienst Max Webers bleiben, daß sein systemati-

sierender und zerlegender Scharfsinn auf diesem Gebiete eine gründliche Klärung der Zusammenhänge herbeigeführt hat. Ja, es könnte fast scheinen, als ob unter den menschlichen Beziehungen das Verhältnis von Herr und Knecht so überragt, daß sich die meisten sozialen Verhältnisse als Komplexe der Herrschaft erweisen. Das würde zu weit gehen. Es ist viel zu eng, wenn man annehmen will — wie es geschehen ist —, daß die spezifisch soziologische Betrachtungsweise zwischenmenschlicher Beziehungen (etwa im Gegensatz zu der wirtschaftlichen) in einer Beobachtung lediglich von Herrschaftsverhältnissen bestehe. Vielmehr ist uns das Dienstverhältnis das Ergebnis eines sozialen Hauptprozesses neben den anderen Hauptprozessen; eine Überordnung über sie ist ihm nicht zuzusprechen.

Aber Ross übertreibt kaum allzusehr, wenn er sagt: „Im gesellschaftlichen Leben ist keine Erscheinung allgemeiner, dauernder, wiederkehrender oder häufiger als Herrschaft. Nicht nur hat jede soziale Gruppe andere, ihr erreichbare Gruppen unter ihre Gewalt gebracht, sofern sie es konnte oder durfte; sondern jedes Element der Gruppe unterwirft andere Elemente seinem Willen, sofern es dies vermag [1]." Von hier aus gewinnt man den eigentlichen Zugang zum Verständnisse der inneren Zusammenhänge aller Weltgeschichte. Das unaufhörliche Bemühen um Übermächtigung von irgendwie Schwächeren auf allen Gebieten des Lebens, die häufigen Verkleidungen dieser Bestrebungen mit Ideologien oder angeblich sachlichen Notwendigkeiten, der Druck des Dienstes und die Versuche um Abbürdung des Dienstverhältnisses, das Ringen übergeordneter Kräfte (etwa des Staates), die Gewalt an sich zu ziehen und sonstige Herrschaftszusammenhänge in ihrem Machtbereiche hintanzuhalten — das ist Menschengeschichte seit Anfang. Es hieße das soziale Leben mißverstehen, wollte man aus träumerischem Idealismus diese Zusammenhänge unbeachtet lassen oder ihnen nur untergeordnete Geltung zusprechen. Vielmehr sollte ein besonderer Reiz, aber auch eine Aufgabe der Forschung darin bestehen, den Herrschaftszusammenhängen gerade dort nachzuspüren, wo sie weniger vermutet werden, also außerhalb des politischen Lebens. Wieviel in der Geschichte der Religionen, Künste, der Philosophie und der Wissenschaften erklärt sich aus dem Willen herrschsüchtiger Geister, sich das Innenleben der übrigen Menschenkreatur zu unterwerfen! Das Dogma wächst aus dieser Wurzel. Oft verwickelt sich der Befreier

[1] l. c. S. 121.

der Menschen von allen Bindungen dadurch in einen tragischen Widerspruch zu seinem Erlöserwillen, daß er nur durch Bindung an neue Befehle glaubt von alten lösen zu können. In der Tat scheint Befreiung nur durch Errichtung neuer Herrschaftsverhältnisse möglich zu sein, weil die sich selbst überlassene Herde andernfalls den Wölfen zum Opfer fiele.

Es ist begreiflich, daß die idealistische Ethik diesen Zuständen gegenüber, die in gewisser Hinsicht als unvollkommen erscheinen, das Ideal eines herrschaftslosen zwischenmenschlichen Zustands, der Anarchie, aufgestellt hat. Die idealistische Denk- und Gefühlsart ist immer dieselbe: Erscheint ihr etwas unvollkommen, so wird das Unerwünschte nicht in seinen notwendigen Zusammenhängen und in seiner Relativität erfaßt, sondern „verabsolutiert", als Übel schlechtweg aufgefaßt; man konstruiert sein konträres Gegenteil und stellt dieses als das absolute Heil hin, wobei es ebensowenig in dem verwickelten Zusammenhange des Lebens eingeordnet erfaßt wird wie jenes.

Es ergeben sich in der Praxis daraus mannigfache Bestrebungen auf ein unerreichbares Ziel hin; in dem Für und Wider des Meinungsstreits, in den gelegentlichen Erfolgen und unausbleiblichen Rückschlägen, im Ermatten und in neuen Anspannungen vollzieht sich die Weiterbewegung des sozialen Lebens, das in Wahrheit nicht auf extremen Zuspitzungen von Soll-Forderungen beruht, sondern in den (von uns zu behandelnden) Prozessen besteht, die jenseits von Gut und Böse stehen. Aber die Aufstellungen von scheinbar neuen (meist alten, aber erneuerten) Ultra-Zielen ist wohl notwendig, weil das Unmögliche allein imstande zu sein scheint, Energien in dem sonst durch den Anblick der wahren Zusammenhänge ermattenden Geiste der Menschen zu wecken.

Unsere hier gegebene Aufgabe besteht in einer die allgemeinsten Erscheinungsformen festhaltenden Analyse von Herrschaft und Dienst. Hierbei liefern uns die Vorarbeiten von Ross und Max Weber wertvolle und ausreichende Grundlagen. Es handelt sich 1. um die drei Idealtypen der Herrschaft, die Weber aufgewiesen hat; 2. um die von Ross erwähnten konkreten Beispiele kasuistisch festgestellter Herrschaftsverhältnisse, die als solche alle historisch vorkommenden nicht erschöpfen sollen, aber für die Soziologie besonders ertragversprechende Aufgaben stellen; 3. um die hauptsächlichen Motive und 4. die typischen Mittel der Herrschaft.

Mit Max Weber[1]) unterscheiden wir drei reine Typen von Herrschaft[2]):

1. Herrschaft rationalen,
2. „ traditionalen und
3. „ charismatischen Charakters.

Im ersten Falle handelt es sich um eigentlich legale Herrschaft. Gesatzte Ordnungen und ein „Recht" der Herrschenden bilden den verstandesmäßig anerkannten Ausgangspunkt des Herrschafts- und Dienstverhältnisses. Bei der traditionalen ist der „Alltagsglauben an die Heiligkeit von jeher geltender Traditionen" (Weber) die Grundlage. Die charismatische Herrschaft beruht auf der „außeralltäglichen Hingabe an die Heiligkeit oder die Heldenkraft oder die Vorbildlichkeit einer Person und der durch sie offenbarten oder geschaffenen Ordnungen".

Die rationale Herrschaft bedient sich in der Regel eines bureaukratischen Verwaltungsstabes. Ihre Ansprüche leiten sich vielfach aus gesatztem Rechte her; sie sind in Regeln und Normen technisch fixiert; der Herr gilt als Vorgesetzter, worin zum Ausdruck kommt, daß er, indem er befiehlt, selbst einer unpersönlichen Ordnung gehorcht. Auch wird nicht seiner Person, sondern eben dieser unpersönlichen Ordnung gehorcht, deren Funktionär er ist. Die Grenzen des Gehorsams sind durch seine Zuständigkeit gegeben. Dem Wesen dieser Herrschaft entspricht es, daß sie sich in einem beständigen, regelgebundenen Betrieb von Amtsgeschäften vollzieht. Behörden, deren menschliche Kräfte Beamte sind, vollziehen die Geschäfte im Dienste des Gebildes. Herrschaft bedeutet hier eine auf Aktenmäßigkeit und Beamtendienst gestellte Verwaltung[3]).

Die Altüberkommenheit der traditionalen Herrschaft wird nicht durch Bezeichnungen wie Vorgesetzter und Beamter, sondern Worte wie Herr und Diener gekennzeichnet. Gehorcht wird bei ihr nicht Satzungen, sondern der Person. Bisweilen ist das Handeln des Herrn selbst traditionsgebunden, bisweilen traditionsfrei. Ist ein Verwaltungsstab vorhanden, so ist seine Wirksamkeit nicht wie beim Beamtentum durch Kompetenzen begrenzt. Gerontokratie,

---

[1]) l. c. S. 124 u. passim.

[2]) Weber beschränkt an der genannten Stelle die drei reinen Typen auf die „legitime" Herrschaft. Es ist aber nicht einzusehen, weshalb sie nicht auch für die illegitime Herrschaft gelten sollen.

[3]) Ergänzungen dieser Weberschen Darlegungen stellenweise wörtlich folgenden Bemerkungen über Herrschaftskörper gehören in die Gebildelehre.

Patriarchalismus und ständsiche Herrschaft sind wichtige historische Erscheinungsformen dieser Beziehung.

Die für außeralltäglich geltenden Qualitäten des Führers begründen die charismatische Herrschaft. Er findet länger dauernde Anerkennung durch Bewährung. Er muß Begeisterung entfachen, in der Not als Helfer und als Angelpunkt der Hoffnung erscheinen. Er hat Jünger und schickt bisweilen Sendboten aus. Nicht die gesatzte Ordnung, sondern Offenbarung, Orakel und Eingebung geben ihm Kraft zu neuen Geboten.

Ross lenkt die Aufmerksamkeit besonders auf folgende Herrschaftsverhältnisse:

1. der Eltern über die Kinder,
2. des Alters über die Jugend,
3. des Gatten über die Gattin,
4. der Männer über die Frauen,
5. der Krieger über die Arbeiter,
6. der Wohlhabenden über die Armen,
7. des Stärksten von Verbündeten über die übrigen Bundesglieder,
8. des Eroberers über die Besiegten.

Damit soll (was wir stärker, als dies von Ross geschieht, betonen möchten) nicht gesagt sein, daß diese Herrschafts-Dienstverhältnisse stets und in vollster Ausprägung bestehen, vielmehr, daß erst zu untersuchen ist, ob, wo, wann und in welchem Ausmaße sie vorhanden sind.

So wird die patriarchalische Familie, das Generationsverhältnis in weiten Gebieten Asiens, zumal Chinas, sicherlich durch das vom Ahnenkultus gestützte Dienstverhältnis der Kinder gekennzeichnet; in weit geringerem Grade die moderne europäisch-amerikanische Familie. Daß bei sehr vielen Primitiven mit Hilfe von Tabuierung die Alten über die Jugend herrschen, daß die europäische Ämterordnung zum großen Teile auf einer Herrschaft der Ältesten ruht, und daß es wichtig ist, festzustellen, wo und unter welchen Umständen dieses System (z. B. in der Industrie) durchbrochen wird, bleibt zu zeigen. Wieweit das den Ehegatten teilweise bevorrechtende Familienrecht fiktiv und in der Praxis überholt ist, welche Unterschiede dabei die einzelnen Völker und Stämme aufweisen, bildet einen weiteren Gegenstand des Studiums. — Wo und inwieweit das Weib als Mädchen dem Vater, als Ehefrau dem Gatten, als Witwe dem Sohne untertan ist, prüft die Sexualsoziologie. Sie zeigt, daß eine allgemeine Unterworfenheit der Frauen nur selten besteht, daß sich überhaupt das Verhältnis der Geschlechter zueinander nicht mit einem einfachen Schlag-

worte abtun läßt. Unter welchen Umständen Krieger über Arbeiter herrschen, welche Wandlungen in diesen Beziehungen bestehen, das zu prüfen, ist besonders reizvoll. Die Fragen, wie sich Bündnisse in Herrschaftsverhältnisse wandeln, wie Staaten vorwiegend aus der Herrschaft des Siegers über im Kampfe Unterlegene entstanden sind, soll unsere umfangreiche Aufgabentafel für soziologische Spezialarbeit beschließen.

Unter den Mitteln der Herrschaft ragen hervor: 1. physische und technische Kraft, 2. wirtschaftliche Mittel und 3. geistige Überlegenheit. Sie bedient sich häufig der Begünstigung und der Rechtsungleichheit. Geistige Mächte, besonders Priesterherrschaft, beruhen nicht selten auf geflissentlicher Erhaltung in Unwissenheit.

Bei den Motiven der Herrschaft kommen nicht nur die Willensregungen der Herrschenden, sondern auch die nicht seltenen Knechtsempfindungen mancher zu Gehorsam gern bereiten Menschen in Frage. Dort ein Instinkt, der zu herrschen treibt, oder Interessen oder Ideale, hier eine Skala von Geistesrichtungen, die von der instinktiven Fügsamkeit bis zum Gefühl der Abhängigkeit von den übersinnlichen Gewalten reicht, in deren Dienst man den Stellvertretern Gottes auf Erden willig gehorcht.

§ 7. Unterprozesse der Herrschaft.

Unsere Tafel weist hier eine besonders reichhaltige Auswahl von Beispielen auf, die wir nicht näher erläutern können, da es zu viel Raum beanspruchen würde. Wir ordnen sie: 1. als Mittel der Herrschaft, 2. als deren Ausdrucksformen und 3. als ihre Quellen. Freilich sind manche Unterprozesse auch in den anderen Spalten einreihbar. Es scheint uns jedoch, daß ihre Betrachtungsweise in der folgenden Anordnung besonders lehrreich ist:

Wir nennen als Mittel der Herrschaft: Abgaben entrichten (lassen), militarisieren, terrorisieren, Ahnen-, Helden- und Heiligenverehrung, Diktatur, Feudalismus, Zäsarismus, Kompetenz, den Kultus, die Legalisierung, die Magie, die Sklaverei, das Spitzelwesen und die Tabuierung. Als Ausdrucksformen kommen in Frage die Tatsachen, daß jemand den Ausschlag gibt, befiehlt oder gehorcht, bevormundet, dominiert, zähmt, führt oder zwingt. Der Macchiavellismus, der Unterwerfung mit jedem den tatsächlichen Erfolg wirklich herbeiführenden Mittel empfiehlt, und die von Treitschke geschilderte Theokratie sind Gegenstände, die eine soziologisch orientierte Wissenschaft der Politik besonders zu untersuchen hat.

Unter den Quellen der Herrschaft verdienen besondere Aufmerksamkeit: hier Autorität und Bedeutung, dort Anmaßung; hier Charisma, dort Amt; hier Patriarchalismus und Patronstellung, dort Unterwerfung; hier (rein wirtschaftlich) Reichtum, dort (wirtschaftlich-politisch) Imperialismus. Das Prestige (im Zusammenhang mit dem oben gestreiften) Phänomen der sozialen Ehre ist ein besonders ergiebiger Gegenstand der soziologischen Analyse.

§ 8. Schichtenbildung und Auslese.

Daß ein größeres soziales Gebilde, wenn es sich nicht gerade im Zustande revolutionärer Umformung befindet, geschichtet erscheint, ist letztlich wohl darauf zurückzuführen, daß der einzelne Mensch in der Regel Anlehnungen und Verbindungen dort sucht, wo er Ähnlichkeiten mit seiner Art oder Situation wahrzunehmen glaubte. Die Vorgänge und Stufenfolgen der Kooperation, die wir im fünften Kapitel darzustellen versucht haben, bilden den unmittelbaren Zugang gerade zu dem nicht ohne weiteres einleuchtenden Prozeß der Schichtenbildung in der Gruppe. Einem großen Gebilde, in dem der Einzelne atomartig klein erscheint und sich selbst dünkt, kann der Mensch in der Regel nur auf dem Wege über engere und weniger umfangreiche Zwischengruppierungen nahekommen. Das oben aufgewiesene Vorhandensein der Zwischenglieder und -bildungen kommt hier in Frage. Das größere Gebilde erscheint als eine Mehrheit von kleinen Gebilden. Diese aber stehen nicht bloß ohne Rangordnung nebeneinander; vielmehr hat uns gerade die im § 6 aufgewiesene, stets vorhandene Tendenz zu Herrschafts- und Dienstverhältnissen gelehrt, daß ein bloßes Nebeneinander schon auf Grund des allgemeinen Gesetzes der Lastenabwälzung möglichst in ein Über- und Untereinander gewandelt wird. Das Lebensgesetz des größeren Gebildes geht aber dahin, zwischen den ihm angehörigen Untergruppen Gleichgewicht herzustellen, also das unruhige Auf- und Abwogen der streitenden, konkurrierenden, opponierenden Gruppen in ein festeres, starreres und konstanteres Verhältnis zu wandeln, die Gruppen zu Gesellschaftsschichten zusammenzupressen, die dem Ganzen möglichst klar und eindeutig eingeordnet sind. (Das wird in der Gebildelehre deutlicher aufzuweisen sein.) Diese Einordnung ist als solche ein Integrationsprozeß; wir könnten die schichtenbildende Abstufung durchaus als solchen betrachten. Uns fesselt aber hier noch mehr der Umstand, daß sich eben diese Schichten voneinander unterscheiden und eine geschichtete Gruppe differenziert, zerlegt, abschattiert erscheint.

Diese Schichtenbildung ist keineswegs bloß ein Ergebnis wirtschaftlicher Vorgänge; sie ist auch keineswegs eine rein geschichtliche, an bestimmte Epochen gebundene Erscheinung. Nur das läßt sich sagen, daß die Organisation der Produktion und Zirkulation der Güter und die Einkommensverteilung eine bestimmte Art von Schichtung bewirken, und daß wieder der sogenannte Kapitalismus, also die Erwerbswirtschaft, eine Spezies des Genus ökonomische Schichtung bildet (die in der Wirtschaftssoziologie zu untersuchen ist). Aber wenn es keine ökonomische Schichtung der „Gesellschaft" gäbe, würde es immer noch eine nach militärischen oder wissenschaftlichen oder rein geselligen oder künstlerischen oder sportlichen oder staatlich-politischen Leistungen geben. Daß dabei die Regeln der einen Art Schichtung auf die andere übergreifen, daß etwa die ökonomische Schichtung die politische oder gesellige beeinflußt, ist richtig. Vielleicht überwiegt in einer dicht gesiedelten Bevölkerung die ökonomische. (Das bleibt unvoreingenommen zu untersuchen.) Aber die Tatsache der Schichtung ist viel elementarer und allgemeiner, als es eine bloß auf ökonomische Zusammenhänge gerichtete Betrachtungsweise annimmt.

Wir lehren damit nicht etwa, daß für alle Zeiten nach Gottes Willen die Schicht der Reichen den Schichten der Armen übergelagert sein, oder daß der mechanische Arbeiter vom „Kapitalisten" gelenkt und niedergehalten werden müsse; im Gegenteil wird die beständige Wandelbarkeit der Schichtungsordnung behauptet. Nur das Geschichtet-Sein der größeren Gebilde überhaupt ist die Tatsache, deren Beständigkeit unsere ganze Deduktion darzutun die Aufgabe hat.

Sondern wir wieder Mittel, Ausdrucksformen und Quellen (unter dem oben gegebenen Vorbehalte), so erscheinen u. a. als Mittel der Schichtung: Aufsteigen- und Herabsinken-Lassen, Hervorheben und Graduieren, Feudalisieren und Nobilisieren, die Gewährung von Privilegien, Prärogativen und Zensuren, die Klassifizierung und Limitierung, die Dezentralisation. Als Ausdrucksformen kommen u. a. in Frage: Aufstieg und Sinken, der Klassenkampf, die Unebenbürtigkeit und wiederum das Prestige. Hierher gehört auch das, was Simmel über das heimliche Verfahren sagt: „Zu den Requisiten aristokratischer Herrschaft hat von jeher die Heimlichkeit gehört." [1]) Eine bevor-

---

[1]) l. c. S. 392.

rechtete Schicht hüllt sich in Geheimnisse, um dadurch den unteren Schichten der Bevölkerung größer, mächtiger und beachtlicher zu erscheinen, als sie ist.

Unter den Quellen der Schichtenbildung sind die Entstehung von Aristokratien und in oft paralleler Entwicklung von Proletariat, von Kasten und Ständen, der Feudalismus und Kapitalismus, die Inzucht und Sippenbildung, die Urbanisierung, die Mode, Reichtum und Armut, die geistige und körperliche Bildung zu nennen.

Die Lehre von den Klassen gehört in die Gebildelehre. Jedoch sei schon hier ein Hinweis auf Giddings' Dreiteilung der Bevölkerung [1]) nach dem Gesichtspunkte der Vitalität, dem der Persönlichkeit und dem „sozialen" Gesichtspunkte gegeben. Politische und wirtschaftliche Klasseneinteilung sind nach ihm sekundärer und historischer Art. Primärer sind seine Unterscheidungen 1. nach Lebensfähigkeit, 2. nach persönlicher Veranlagung, Fähigkeit, Charakter und 3. nach Differenzen in den besonderen Fähigkeiten zum gesellschaftlichen Leben.

So bemerkenswert der Versuch ist, die Schichtenordnung der menschlichen Beziehungsgebilde, zumal der Völker, auf Kriterien zurückzuführen, die allgemeiner sind als die rein sozialpolitischen Scheidungen, so ist doch, scheint uns, Giddings' Ordnung mehr biologischer und ethischer als soziologischer Herkunft. Vitalitätsklassen, bei denen seinem Vorschlage nach die Geburts- und Sterbeziffern als Maßstäbe angewendet werden können, ebenso wie die Begabungsklassen und die Sonderungen in „soziale, nichtsoziale, pseudosoziale und antisoziale" Klassen sind für bewertende, auf Rangordnungen zielende Untersuchungen wohl geeignet, gehören aber in die soziale Ethik oder Politik oder geradezu in die praktische Biologie. Besonders die dritte Scheidung nach der Entwicklung des Bewußtseins der Zusammengehörigkeit ist wegen der Willkürlichkeit der Abgrenzung wissenschaftlich nicht einwandfrei.

Die Unterscheidung von biologischer und soziologischer Betrachtungsweise muß besonders gegenüber dem Prozesse der Auslese festgehalten werden. Ob wir die natürliche und geschlechtliche Auslese für den von aller Kreatur zu führenden Daseins„kampf" oder die Heraushebungen von Personen in Gruppenzusammenhängen meinen, ist völlig zweierlei. Biologische und soziale Auslese haben ihre eigenen Gesetze. Da sich freilich alles zwischenmenschliche Geschehen innerhalb der Natur ab-

---

[1]) Giddings, The Principles of Sociology, New York 1898, S. 124 ff.

spielt und durch gesellschaftliche Maßnahmen die natürliche Auslese nur abgeschwächt, aufgehalten und umgelenkt, jedoch nicht einfach beseitigt und durch lediglich soziale, d. h. nach Zwecken menschlicher Gemeinschaft orientierte Auslese ersetzt werden kann, so erfordert die natürliche Selektion auch die Beachtung des Soziologen. In der Sozialpolitik ist eines der wichtigsten allgemeinen Probleme, wie weit sich ihre Zielsetzung nach den Beobachtungsergebnissen über natürliche Auslese, wieweit sie womöglich der biologischen Selektion mit ihr entgegengesetzter Aufgabenstellung und Mittelwahl begegnen soll. Es handelt sich dabei um den Schutz des Schwachen, dessen Ausmerzung aus der Reihe der sich fortpflanzenden Menschen sich mehr oder weniger deutlich aus dem Walten der natürlichen Auslese ergibt.

Versteht man unter Sozialpolitik solche Maßnahmen zum Schutze der (in einem hier nicht näher darzulegenden Sinne) Schwachen, unter biologischer Politik eine an den rein vitalen Prozessen und ihren Ergebnissen orientierte Menschen- und Menschengruppenbehandlung, so ist die Untersuchung des Verhältnisses der Gültigkeit beider Prinzipien zueinander eine dringende, heute noch längst nicht hinreichend geklärte wissenschaftliche Aufgabe. Aber sie liegt außerhalb der theoretischen Soziologie, soweit es sich um Aufstellung von Zielen und Maßstäben handelt.

Uns genügt der Hinweis auf die Tatsache, daß im gesellschaftlichen Leben bald mehr nach biologischen, bald nach personalen (in Giddings' Sinne), bald nach spezifisch sozialen, gemeinschaftsfördernden Gesichtspunkten ausgelesen wird. Die Häufigkeit der Kreuzungen, Aufhebungen oder Verstärkungen der drei Auswahlarten wäre bei eingehenden Untersuchungen festzustellen.

Im allgemeinen haben wir hier nur festzustellen, daß in allen Gebilden diejenigen Menschen, die mehr als andere die Gebildeinteressen wahrzunehmen und zu vertreten geneigt und geeignet sind, möglichst bevorrechtet und über die minder Willigen und Fähigen emporgehoben werden. Die Gesichtspunkte, unter denen eine solche Selektion stattfindet, sind ebenso zahlreich wie die Gebildezwecke selbst. Aber eine Gruppe, die sich des Mittels der Auslese nicht bedient, erschwert sich ihre Existenz im Vergleich zu den anderen Gebilden. Staaten, Kirchen, Unternehmungen, Vereine haben ihre oft recht komplizierten Auslesesysteme. Jede solche Emporhebung wird, je länger sie dauert, um so mehr Unterschiede zwischen den Gruppengliedern schaffen. Wenn ihr nicht immer wieder Kräfte der Uniformierung und Sozialisierung entgegenständen, würde die Selektion zu einem zerstörenden Prozeß

werden, was im Normalfalle eben wegen der Gegenprozesse nicht zu geschehen braucht.

Das Gelingen der Auslese ist nicht nur von den Leistungen und Energieaufwendungen der Auszulesenden abhängig, sondern auch von der Willigkeit des zurückbleibenden Restes, diese Auswahl anzuerkennen. Das zeigt sich auch in der Wahl der Mittel, mit deren Hilfe die Selektion vor sich geht. Man sucht den Hervorragenden zu idealisieren, seine ganze Art zu sublimieren, weil diese künstliche Übersteigerung des Werts in der Tat vielfach den Stolz anstachelt und dadurch höhere Leistungen weckt, zugleich aber, weil die gläubige Masse der Nicht-Ausgezeichneten um so freudiger die Überlegenheit des Mannes anerkennt, je weniger Mängel das Idealbild aufweist. — Ehrgeiz zu erwecken und zu pflegen, gehört zu den Hauptmethoden der Selektion. Die Gruppe der Ausgelesenen pflegt Exklusivität und sucht sich den wahren oder eingebildeten Wert einer Elite beizulegen.

Ihren Ausdruck findet die Tatsache, daß bestimmte Menschen ausgelesen, über andere emporgehoben sind oder es sich dünken, in zahllosen, oft verpflichtenden, manchmal auch annehmlichen Positionen. Man huldigt den in irgendeinem Sinne für vornehm Geltenden; ein (bisweilen bizarres) System von Auszeichnungen wie den — im Grunde kindisch-komischen — Orden, abgeschmackten Titeln, äußeren Rangabzeichen und Ähnlichem (Dinge, die alle zeigen, wie sehr die Menschennatur danach verlangt, in deutlicher, äußerer Markierung über andere Menschen emporgehoben zu werden) wird im Laufe der Zeit erfunden, um das Streben nach Auserlesenheit und damit nach guten Leistungen wachzuhalten. Im geselligen Leben ist die Geltung als Herr — im Sinne des englischen Gentleman — oder als Dame das Ergebnis eines äußerst einschneidenden Ausleseprozesses. Mag die Rechts- und Wirtschaftsordnung diese von Sitte und Herkommen getragenen Unterscheidungen von Gentleman und Nicht-Gentleman, von Dame und Nicht-Dame ignorieren zu können glauben, sie sind im täglichen Leben wichtiger als andere Differenzierungen. Es bedarf dringend einer allerdings recht schwierigen und viel Feingefühl erfordernden wissenschaftlichen Untersuchung, wovon in einem bestimmten Kulturkreise die Zurechnung zu den esoterischen Zirkeln abhängig ist. Keineswegs ist sie in den plump scheidenden Gruppierungen der staatlichen oder der Wirtschaftsordnung zu sehen; auch von Stand und Beruf ist sie heute relativ unabhängig. Teilweise bestimmt sie sich ganz individuell, ja kann

einfach durch die Erhebung des Anspruchs begründet, wenn auch nicht immer aufrechterhalten werden; teilweise ist sie von bestimmten Regeln der Konvention und Lebensart, teilweise von Geburt, Stand und Tradition abhängig. Gerade in einer Zeit wie der Gegenwart, wo verhältnismäßig viele Personen aus den Tiefen des Volkes sozial emporsteigen, ist eine Beobachtung reizvoll- wann und auf welche Weise sie die Linie zur „Gesellschaft" über, steigen.

Quellen und Maßstäbe der sozialen Selektion sind zahlreich. Bald setzen sich, wie gesagt, mehr biologisch orientierte Bewertungen durch, also die der eigentlichen Zuchtwahl, der physischen Vollkommenheit, der Schönheit oder sonstiger der Ästhetik entlehnter Maßstäbe; bald ist der Begriff der Qualität im eigentlich Sozialen verwurzelt. Die Aristokratiebildung, die uns bei der mit der Auslese verwandten Schichtenbildung schon begegnet ist, kann auch als eine mehr individualisierte Erscheinung aufgefaßt werden, also als eigentlich gesellschaftliche Auslese gelten. Sie verhärtet sich zu der stets die Sozialordnung über kurz oder lang hemmenden Kastenbildung. In mehr patriarchalischer und beamtenhafter Form erscheint sie als Bildung von Honoratioren-Gruppen.

§ 9. Individuation, Absonderung und Entfremdung.

Der Umstand, daß sich im Laufe der Zeit Elemente der Gruppe absondern und den Zusammenhang mit ihr verlieren, braucht dies Gebilde noch nicht zu zerstören; manchmal hängt damit ein Reinigungs- und Klärungsprozeß zusammen, entstehen neue Impulse und Anregungen, tritt Selbstbestimmung und straffere Zielsetzung ein. Ebensowenig ist der Umstand, daß sich vielfach mit zunehmender Reife des Gebildes auch die zu ihm gehörigen Menschen zu umrisseneren Persönlichkeiten und Individualitäten ausprägen, eine Verfallserscheinung. Im Gegenteil wird, wenn das Gebilde gesund und nutzbringend ist, diese Art der Differenzierung als ein Vorteil betrachtet werden, ja bisweilen als ein Ziel, dem sich die Gruppe zu widmen hat. Jene barbarische Forderung, Gebilde seien dazu zu gebrauchen, den Einzelmenschen zu unterwerfen und zu knechten, läßt nicht nur den Menschen, sondern (in deutlichem Zusammenhang) auch das Gebilde verarmen.

Freilich kann die Entfremdung und die selbstsüchtige Hervorkehrung des Individuellen einen so hohen Grad erreichen, daß darüber das Gebilde zerfällt. Oder aber ein schädliches und „krankes" Gebilde wird endlich durch den Ansturm der mit ihm unzufriedenen, Neues und Vollkommeneres erstrebenden Glieder zerstört.

Hier handelt es sich nur um die ganz tendenzfreie Feststellung, daß Individuationsprozesse sehr verschiedener Gradstärke und Häufigkeit in Gebilden nie ausbleiben. Manchmal entledigt sich die Gruppe der Angehörigen, die ihr lästig sind, etwa durch Aussetzung, Friedlosmachung und Kassation. Überaus lehrreich ist das Studium des in diesen Zusammenhang gehörigen Boykotts. Der Soziologe versteht darunter den Ausschluß von Menschen aus einer Gruppe, der dadurch erfolgt, daß der Ausgeschlossene der Nichtachtung und Nichtbeachtung anheimgegeben wird. Er gehört nicht schlechtweg in die Beziehungen der allgemein-menschlichen Gegnerschaft (der B-Beziehungen), weil sich der Boykottierende (oder die Boykottierenden) stets als Vertreter eines sozialen Gebildes fühlt (fühlen), in dessen Interessen er handelt (sie handeln). Verwandt mit Boykott sind Exkommunikation, Verbannung, Verfemung. Zu den Künsten der Organisation, die gerade nicht ausschließen, sondern einzuordnen beabsichtigen, aber mehr oder weniger in Scheidungen bestehen, gehören Regulierung und Lokalisierung.

Die Ausdrucksmittel und Methoden der Individuation sind, der Fülle der Zwecke und Richtungen der Sonderungen entsprechend, zahlreich. Am deutlichsten dokumentiert sich der Wille zur Lösung durch die Flucht. Von der Abtrünnigkeit[1]), die uns auch als zerstörender Prozeß begegnen wird, war bei Erwähnung des Schismas bereits die Rede.

Die Bohème[2]) ist ein Lebenssystem, das ausgesprochene Individuationsneigungen trotz des geselligen Gruppenzusammenhangs zu pflegen sucht. Dort, wo man die Ansprüche des Gebildes anerkennt, aber der Persönlichkeit ihr Recht nicht versagt, sucht man mit dem Dienst an der Gruppe ein Eigenleben zu verbinden. Weiter reichte der grandiose Versuch des Liberalismus, auf Grund des Laisser-faire-Prinzips den Bereich der Einwirkung des sozialen Gebildes zugunsten des Einzelmenschen, zumal des aktiv gerichteten, einzuengen.

Alle Spezialisierungen beruhen auf Lösungen aus einem zu umfangreich erscheinenden größeren Zusammenhange und einer Beschränkung auf einen seiner Teile; mit dem Anwachsen jedes Gebildes müssen sich seine Funktionäre spezialisieren, was oft den Vorteil einer vertiefteren Leistung, nicht selten

---

[1]) Vgl. Alfred Meusel, Die Abtrünnigen, Kölner Vierteljahrsh. f. Soziologie. 3. Jahrg., Heft 2/3, 1923, S. 152 ff.

[2]) Vgl. P. Honigsheim, Die Bohème, in Kölner Vierteljahrsh. f. Soziologie. 3. Jahrg., Heft 1, 1923, S. 60 ff.

aber die Gefahr mit sich bringt, daß der Zusammenhang mit dem größeren Ganzen allmählich ganz verloren geht. In der Sexualsoziologie ist der Vorgang der Inversion, der Hinneigung zum gleichen Geschlecht, also der Absonderung vom anderen zu untersuchen.

Von den Ursachen, Ausgangspunkten und Anlässen der Absonderung seien genannt: Interessenvertretung, dann nämlich, wenn sie ein Teil- und Sonderinteresse hervorkehrt und damit das Individuelle über das Allgemeine stellt. Liberalismus kann in einseitiger Zuspitzung zu Individualismus führen. Sektenbildung ist Absonderung aus den umfassenderen Kirchengemeinschaften. Desgleichen ist auch Kolonisation, vom Standpunkte des Mutterlandes gesehen, Absonderung. Den Streik und die Aussperrung sollte man nicht bloß als eine gemeinsame Interessenvertretung, sondern auch als eine Lösung aus einem Verbande betrachten, dem man im normalen Arbeitsverhältnisse angehört. Die Diaspora trägt die Gefahr der (meist ungewollten) Absonderung in sich.

In das Reich der Motive und inneren Antriebe greifen wir, wenn wir auf den Hang des Ästhetentums zur Individuation hinweisen. Askese ist oft Enthaltung von geselligen, geschlechtlichen, familiären Verbindungen. Keuschheit scheut außereheliche, bisweilen auch eheliche Kopulationen. Bisweilen ist wahre oder falsche Originalität der Ausgangspunkt der Absonderung; manchmal nötigt Unpopularität den Mann der Öffentlichkeit, sich zurückzuziehen.

§ 10. Uniformierung.

Doch bei allen vorausgehenden Darlegungen und Andeutungen über differenzierende Prozesse begleitete uns das fast quälende Bewußtsein, wie sehr die sonst einseitige Erfassung der Gebildevorgänge der Ergänzung durch die Beobachtung der Integration bedarf, wie die Disparatheit auf Uniformierung, Individuation und Schichtenbildung auf Einordnung, Auslese auf Sozialisierung hinweisen.

Beständig sind sowohl die differenzierenden wie die integrierenden Kräfte am Werke. Doch sind sie keineswegs stets im Gleichgewichte; vielmehr überwiegt sehr häufig zeitweise die Gleichmachung, das Zentripetale und die Bildung großer Gebildeverbände, zu anderen Zeiten hingegen die Zerlegung in unterschiedliche Untergruppen und Elemente, das Zentrifugale und das kleine Gebilde. Ross' Satz: „Ein großes Ergebnis der sozialen Prozesse ist, daß dort Einförmigkeit besteht, wo vorher Mannigfaltigkeit war“ muß ergänzt werden durch die nicht minder

richtige These: Dort, wo vorher Einförmigkeit war, ist nun Mannigfaltigkeit.

Gewiß ist die politische Organisation vom kleinen Staate zum großen Reiche vorgeschritten. Besonders schien das zwanzigste Jahrhundert die großen Imperien zu begünstigen; aber alsbald machten sich in und nach dem Kriege Gegentendenzen spürbar, die wiederum die kleinen Nationen und Nationalitäten stützten.

Doch unsere Aufmerksamkeit richtet sich jetzt auf jenen Zug zur Vereinheitlichung, der vielleicht am meisten ins Auge fällt, wenn wir den Verlauf der sozialen Entwicklung durch die Jahrhunderte verfolgen.

Überall wachsen Keime von zwischenmenschlichen Verbindungen und Kulturerzeugnissen mannigfacher Art empor; bei ihrem Wachstum und ihrer Ausbreitung stoßen sie auf konkurrierende Errungenschaften. In dem nun anhebenden Rivalitätskonflikt wird manches unterdrückt, umgewandelt, ja endgültig beseitigt; anderes behauptet sich, breitet sich weiter aus und nimmt von den schwächeren sozialen Kräften das Lebensfähigere in sich auf. Allmählich entstehen ganze Systeme der Vereinheitlichung, die wir mit dem Euphemismus Kulturen zu bezeichnen pflegen. Diese Kulturen ringen ebenso um Geltung, schließlich um Alleingeltung miteinander wie die Elemente, aus denen sie gebildet worden sind.

Immer wieder muß man sich vergegenwärtigen, daß einiges überdauert, anderes verschwindet. Wir leben auf einem großen Friedhofe untergegangener, vergessener Kulturen; aber wir Lebenden erfreuen uns auch des Bewußtseins, eingeordnet zu sein in die große Linie, die aus der Vergangenheit über Sieg und Vernichtung in die Zukunft reicht.

Das, was fortlebt, ist ein Produkt von beständigen Vereinheitlichungsvorgängen und Aufsaugungen alles Abweichenden durch das Gleiche.

Ross lenkt in seiner glänzenden Untersuchung über „Uniformities" [1]) mit Recht die Aufmerksamkeit des Soziologen auf die Umstände, unter denen sich manche Errungenschaften ausbreiten, zumal über die politischen Grenzen ihres räumlichen Entstehungsgebiets dringen, andere aber im engen Raume festgehalten oder schließlich ganz ausgemerzt werden. Das Schachspiel und die Buchstabenschrift etwa haben sich die Erde erobert. Manche Güter fliegen in großer Geschwindigkeit über die Welt, überall wie selbstverständlich und längst erwartet aufgenommen; andere

---

[1]) Vgl. l. c. S. 557 ff.

werden nur mit militärischer oder politischer Gewalt aufgezwungen oder bedürfen einer hingebenden, oft enttäuschten Propaganda.

Es ist durchaus richtig, zu betonen, daß innere Überlegenheit keineswegs allgemeine Annahme sichert. Die edelsten Werte können nie und nirgends populär werden; erst in einer beträchtlichen Vergröberung und Anpassung an das durchschnittliche Auffassungsvermögen erlangen sie einen größeren Radius der Verbreitung. Oft fehlt ihnen die Anschaulichkeit und die unmittelbare Begreifbarkeit. Ross nennt unter den Gütern, die sich schnell verbreiten: Getränke, Nahrungsmittel, Narkotika, Materialien, Werkzeuge, Vergnügungen. Dagegen werden die höheren Formen der Erziehung, der Klassenzusammenhänge, der politischen Institutionen beständig aufgehalten.

Wir unterscheiden also mit Ross zwei Wege der Uniformierung: 1. Uniformierung durch freiwillige Nachahmung und 2. durch soziale Pression. Im zweiten Falle erheben die maßgebenden Repräsentanten der Gruppen diejenigen Erfahrungssätze zu bindenden Regeln ihrer Angehörigen, die sie zu ihrer Wohlfahrt für notwendig halten.

Werfen wir noch einen Blick auf einige Unterprozesse der Gleichmachung: Der Vorgang der Ausbreitung hat uns soeben beschäftigt. Genaue Untersuchungen vergleichender Art über sie tun not; sie würden auch der Soziologie der Weltwirtschaft und -politik wertvolles Material liefern. Vorgänge der Teilung scheinen nicht hierher zu gehören; wenn jedoch unter mehreren zu gleichen Portionen geteilt wird, so werden dadurch vorher bestehende Unterschiede ausgeglichen.

Die allgemeinen Vorgänge der Identifizierung, des Kompensierens und Koordinierens haben, ins Zwischenmenschliche übertragen, ihren besonderen Sinn. Wenn man A mit B (oder sich selbst mit B) identifiziert, so setzt man Unterschiede beiseite und wirkt in der Richtung der Uniformierung. Kompensationen sind Ausgleichungen, Koordinationen Gleichsetzungen. Wer sich erniedrigt, macht sich anderen gleich.

Das inhaltsreiche Problem der Demokratisierung[1]) gehört in den Zweig angewandter Soziologie, der Politik heißt. Wir müssen darauf verzichten, uns hier über Möglichkeiten, Folgen, Grenzen und Kräfte der Demokratie zu verbreiten.

---

[1]) Vgl. außer meiner oben bereits genannten Schrift „Der Liberalismus in Vergangenheit und Zukunft“ besonders meinen Aufsatz „Liberalismus und Demokratismus in ihren Zusammenhängen und Gegensätzen“ in der Zeitschrift für Politik, IX. Band 3/4 (1916).

Akte der Begnadigung machen den, der der Strafe verfallen ist, den Unbeschuldigten wieder (mehr oder weniger) gleich.

Wer etwas in Mode bringt, sorgt für seine Verbreitung; damit überläßt er es jener Kraft der Gleichmachung, als die wir die Mode bereits kennengelernt haben.

Über Proletarisierung wird bei den zerstörenden Prozessen einiges zu sagen sein; hier begreifen wir sie als den großen furchtbaren Uniformierungs- und Egalisierungsprozeß, der der Traum der einen, der Schrecken der anderen ist.

Inwiefern wirkt Anonymität gleichmachend? Wessen Name als Urheber eines Werkes oder einer Untat nicht genannt wird, der verschwindet mit den Besonderheiten seiner Person, seinen Ansprüchen und seiner Geltung in einer Gruppe, die die günstigen oder ungünstigen Folgen seiner Tat auf sich nimmt. Jeder der Angehörigen der Gruppe kann im Idealfalle als Autor in Betracht kommen.

Die oben bereits unter Annäherung erwähnte Coeducation behandelt Knaben und Mädchen im wesentlichen gleich.

„The Group mind" ist der Titel eines Werkes des Sozialpsychologen Mc. Dougall, in dem er das Wesen des Gruppengeistes zu klären unternimmt [1]. Es handelt sich dabei wie bei den verwandten Werken anderer Sozialpsychologen um die Existenz eines Kollektivbewußtseins. Hier interessiert nur ein Hinweis auf die in der Gebildelehre (bei der Erklärung des Wesens der Gruppe) näher darzulegende Erscheinung, daß, je mehr in einem Gebilde die ihm angehörigen Menschen einheitliche Vorstellungen und Gefühle von Wesen und Aufgaben des Gebildes erlangen, sie sich desto mehr auch einander angleichen.

Die überwältigend uniformierende Kraft der öffentlichen Meinung sei wenigstens erwähnt [2].

Kaum in einem anderen Begriffe ist die Vorstellung von Uniformiertheit so stark vorherrschend wie in dem Begriffe Publikum. Hier tun Spezialuntersuchungen not.

Die Beurteilung des Werts oder Unwerts aller Uniformierung muß von der Frage abhängig gemacht werden, auf welchem Niveau sich die Gleichmachung vollzieht. Da aus dargelegten Gründen die Wahrscheinlichkeit einer relativ niedrigen Qualitätsschicht zumeist groß ist, wird sich eine kritische und vorsichtige Beurteilung dieser Vorgänge empfehlen. Jedesmal sind die geo-

---

[1]) Cambridge 1920. Vgl. auch meine Anzeige in Köln. Vierteljahrsheften f. Sozialwissenschaften, 1. Jahrg., Heft 2, S. 87 ff.

[2]) Sehr viel kritisch verarbeitetes Material darüber bei Tönnies, l. c.

graphischen und sonstigen natürlichen Bedingungen, die vorausgehende geschichtliche Entwicklung, die vorhandenen sozialen Bedürfnisse und Nutzenchancen, vor allem die Vorbilder und Richtmaße, nach denen sich die Gleichmachung vollzieht, zu prüfen.

Uniformierung bedeutet durchaus noch nicht Egalisierung; vielmehr verknüpft sich jener Hauptprozeß mit dem der Über- und Unterordnung. Erstaunlich bleibt immer, wieviel Exzentrisches schließlich doch immer wieder durch die ausgleichenden Kräfte des gesellschaftlichen Lebens überwunden wird. Das Durchschnittliche setzt sich meist mit seinem auf Menge und Häufigkeit beruhenden Schwergewichte schließlich doch durch. Ob das ein Segen ist? Das Exzentrische, auch das Genial-Exzentrische braucht nicht immer „recht" zu haben gegenüber dem „common sense" der Alltäglichen. Oft würde ein allgemeines Verderben entstehen, wenn nicht dem ekstatischen Schwunge der kühnen Neuerer das Phlegma der im Hergebrachten träge Verharrenden entgegenstände. Der Normal- und Durchschnittsmensch hat seine Funktion ebenso wie der Ungewöhnliche. Wehe nur den Menschen, die durch plumpe Übermacht die Seltenen überhaupt nicht mehr zur Geltung kommen lassen! In der Uniformierung besteht die Gefahr der bloßen Herdenbildung. Der Mensch entfaltet die großen Möglichkeiten seines Reichtums an persönlichen Kräften (wie die Renaissance gelehrt hat) nur dann, wenn er auch als Individualität gewürdigt wird. Sobald eine dieser Entfaltung feindliche Parole ausgegeben ist und alle „über einen Kamm geschoren" werden, schrumpft die Blüte zu einer Nichtigkeit zusammen; der Mensch wird dann auch tatsächlich zu dem, was er gilt, zur Ziffer, zum winzigen Schräubchen, zum Passivum. Starke und machthungrige Menschen, die eine große Zahl anderer Menschen zu Werkzeugen ihres Willens machen wollen, schweißen sie zu einer Gruppe zusammen, die als zwangsläufig arbeitende Maschine gedacht ist. Das ist das System des Militarismus. Es verstärkt physisch-technische Leistungen ungemein und wirkt zerstörend auf die Mannigfaltigkeit individuell gestalteten Kulturreichtums.

§ 11. Ein-, Über- und Unterordnung.

Jeder Mensch ist in einer mehr oder weniger großen Zahl von Gebilde-Zugehörigkeiten eingeschlossen. Oft regeln sie in stärkstem Grade seine Lebensführung. Er kann wohl die eine oder andere Zugehörigkeit freiwillig aufgeben; alsbald aber wird er in andere eintreten müssen. Es gibt Menschen, die ihre Familie, ihr Volk, ihren Beruf, ihren Stand, ihre Klasse verlassen, die Rassenzusammenhänge aufgeben, soweit es ihnen möglich ist und dies

nicht naturgesetzlich ausgeschlossen ist; man spricht von den „Asozialen", die aus der „Gesellschaft" — gemeint ist die bürgerliche Gesellschaft — herausstreben, zu den Heim- und Heimatlosen [1]); aber sie können nie ins völlig Gesellschaftslose — auch dann nicht, wenn sie Eremiten werden — gelangen. Man kann stets nur eine „Gesellschaft" mit einer anderen vertauschen. Auch die Asozialen bilden eine Gesellschaft. Es kann sich nur darum handeln, gesellschaftliche Beziehungskomplexe, die einem widerstreben, zu meiden, um solche aufzusuchen, die dem eigenen Wesen mehr entsprechen. Im günstigen Falle binden diese neuen Gebilde weniger in der Art und der Richtung, in denen man nicht gern gebunden ist. Oft ist es eine Täuschung. Man hat vorher (vielleicht aus Mangel an ausreichender Erfahrung) übersehen, daß die Aufhebung der Abhängigkeit auf dem einen Lebensgebiete durch neue, in der Endwirkung bisweilen noch fühlbarere Bindungen erkauft werden muß.

So wurzelt die Bohème in einer starken Verachtung der Bindungen des bürgerlichen Lebens; viele aber von denen, die besonders in jungen Jahren die „Bourgeosie" nicht genug schmähen können, erweisen sich bald als viel zu schwach und anlehnungsbedürftig, um ein unbürgerliches Leben ertragen zu können. Bisweilen flüchtet sich ein heißblütiges Mädchen aus elterlicher Zucht in die Ehe mit einem Mann, an dessen Seite es sich Freiheit und Glück verspricht; nicht selten aber beginnt jetzt erst eine viel tiefer dringende Gebundenheit. Oder es locken Berufe wie Bühnenlaufbahn, Film, Tanz, Journalistik, bis sie die Angelockten ans Kreuz der materiellen Not schlagen.

Das wird hier nicht beispielsweise erwähnt, um die Mahnung zu predigen: Bleibe unter allen Umständen in deinen gegebenen Gebundenheiten! Für manche Naturen mag es besser sein, in der Not selbstgewählter Scheinfreiheit zu leiden, als in der Enge überkommener Bindungen zu vegetieren. Uns beschäftigt hier nur die Tatsache, daß der Mensch fast stets nach verschiedenen Richtungen sozial eingeordnet ist — mit wechselnden Gradstärken und wechselnder Zahl von Gebundenheiten. Aber es handelt sich dabei nicht bloß um diese Eingeordnetheit, sondern vor allem auch darum, daß dieser Zustand zugleich bedeutet, daß man in der nie ganz fehlenden gesellschaftlichen Hierarchie Menschen über sich und in der Regel auch unter sich dulden muß. Hierfür ist das Bild einer Stufenleiter brauchbar; in einem gegebenen Augen-

[1]) Vgl. Hanna Meuter, Die Eigenart der Heimlosen. Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie IV, 1, 2.

blicke steht man auf einer Sprosse der Leiter und hat alle Folgen dieser Art Einordnung ebenso auf sich zu nehmen wie die Konsequenzen des allgemeinen Zustands des Hineingestelltseins. Man hat Vorgesetzte, man hat bisweilen Untergebene. Beide Nachbarn, die oben und die unten, sind in der Regel die eigentlichen Instrumente, mit denen der Mensch im Dienste des Gebildes festgehalten und seiner Individualität die Schranken gesetzt werden. Daher rührt ein großer Teil subjektiven Leids vorwiegend aus diesem Zusammenhange. Darum erschöpft sich auch die unablässige Energieanspannung mancher „Ehrgeiziger" in dem Bemühen, auf der Ordnungsleiter einige Stufen höher zu steigen, um weniger Vorgesetzte und mehr Untergebene zu haben, in dem Wahne, daß sich damit der Grad der Abhängigkeit vermindere. Doch wird übersehen, daß diejenigen, die die obersten Sprossen der Hierarchieleiter innehaben, vielfach gebundener sind als die minder mit Verantwortung belasteten Untenstehenden.

Damit gleiten, was durchaus naheliegend ist, unsere Betrachtungen in die bereits gegebenen Anmerkungen über Herrschaft und Dienst. Hier interessiert nur der Umstand, daß der innere Kitt des Gebildes vorwiegend durch diese skalaartige Anordnung seiner Elemente bewirkt wird.

Wieder ist die Zahl der als Beispiele in der Tafel angeführten Unterprozesse beträchtlich. Die allgemeinen Vorgänge der Einordnung seien, soweit sie Erwähnung gefunden haben, hier nur aufgezählt, nämlich: ausbreiten, föderieren, inkorporieren, klassifizieren, kooptieren, legitimieren, Lizenz geben, limitieren, naturalisieren, normalisieren, rehabilitieren, selbstverwalten, utilitarisieren, zähmen und zentralisieren.

Die anderen Prozeßbezeichnungen kehren das Super- und Subordinationsverhältnis hervor. Über Anerkennung sagt Small[1]): „Ein anderes deutsches Wort, das von Proletariern häufig gebraucht wird, ist Anerkennung. Es verliert manches von seiner Kraft, wenn wir es mit ‚recognition' übersetzen, weil dieser Ausdruck in Amerika auf enge politische Zusammenhänge hinweist. Die Wurzel der Sache ist der Wunsch, sozial nicht auf Grund irgendeiner fiktiven Skala unterschätzt, sondern zu seinem vollen Werte genommen zu werden. . . . Sie bedeutet Zubilligung des Rechts, daß die Gefühle respektiert, die Meinungen gewogen

---

[1]) Vgl. Small, General Sociology, S. 459.

und die Urteile nach ihrem Verdienste eingeschätzt werden, anstatt daß sie summarisch nach dem Diktate der Interessen anderer Leute erdrückt werden." Die Einordnung, die hier zugrunde liegt, ist also eine Form der Höherordnung, nicht der Herabdrückung. Vielleicht hätte sie auch unter „Sozialisierung" aufgeführt werden müssen.

Begnadigung interessiert hier nicht bloß in dem oben erwähnten Sinne der Wiedergleichmachung, sondern als Wiedereinordnung in einem bürgerlichen Status der rechtlich geordneten Abhängigkeit. Dingen ist Einordnen in ein Subordinationsverhältnis. Viel ließe sich über Disziplin sagen; die durch sie bewirkte Zucht stützt sich auf die Unterordnung des Mannes unter Vorgesetzte. Die Kontrolle ist das Hauptmittel, durch das der Übergeordnete sein ihm zustehendes Recht teilweiser Verfügung über den Untergebenen ausübt; sie ist zugleich sein Werkzeug, um diesen in der Dienststellung beim Gebilde zu erhalten. Der Mutualismus schafft Gegenseitigkeitsverhältnisse; er ist ein genossenschaftliches Prinzip, das gerade der hierarchischen Ordnung entgegenwirken soll. Er wird hier erwähnt, weil er Versuche umfaßt, die Einordnung auf eine andere Grundlage als die der Herrschaft und des Dienens zu stellen. Praktisch jedoch wird er vielfach die Über- oder Unterordnung nur verschleiern, im günstigen Falle eine Regel leichterer Bindung sein.

Wenn man jemanden als Prügeljungen verwendet, handelte es sich ursprünglich im wörtlichen Sinne um die von Small erwähnte [1]) frühere Sitte, die lange in königlichen und vornehmen Familien bestanden haben soll, daß man im Schlosse einen Sündenbock in der Person eines Knaben niederer Herkunft und gleichen Alters mit dem Erben des Herrenhauses gehalten habe. Die Mission des geringeren Knaben bestand darin, körperliche Bestrafung statt des privilegierten Sprößlings zu erleiden. — Im übertragenen Sinne reden wir von dem Brauche, auf alle Fälle bestimmte Personen für unerfreuliche und schädigende Ereignisse verantwortlich zu machen, auch wenn das Begebnis auf unpersönliche Zusammenhänge oder auf die Schuld ganz anderer Personen zurückzuführen ist. Das Vergeltungsbedürfnis ist nicht eher gestillt, bis jemand für einen entstandenen Schaden gebüßt hat, den man (aus oft ganz unsachlichen und exzentrisch zum Sachverhalte liegenden Gründen) ihm zuschreiben zu können glaubt. Frage:

---

[1]) Vgl. Small, l. c. S. 460.

Wo ist dieser sehr häufige Vorgang einzureihen? Weil er aus dem Bedürfnis der Gruppe, sich zu integrieren, stammt und in einer brutalen Unterordnung des Menschen unter andere, die über ihn verfügen, besteht, glauben wir es an dieser Stelle vornehmen zu sollen.

Aus dem fesselnden Problemkomplex der nicht eindeutigen Erscheinung des Totemismus bei den Naturvölkern kann hier nur die von Frazer stammende Definition des Totems gegeben werden: Es ist nach ihm das Abzeichen einer Tier- oder Pflanzengattung, die der Primitive mit abergläubischem Respekt betrachtet, weil er sich selbst in eine besonders enge Beziehung zu jedem Wesen der betreffenden Gattung gesetzt glaubt. Wir befassen uns mit diesem Sozialsystem hier deshalb, weil mit Hilfe des Totemglaubens die Einordnung des Einzelnen in Stamm und Sippe gelingt.

Die Trustbildung in Industrie und Handel beruht auf der Ein- und Unterordnung bisher selbständiger Firmen in einer großen Gesamtunternehmung (vielfach auf dem Wege der Fusion).

Alle Einordnung schafft Zugehörigkeit des Menschen, jenen Zustand, der allein geeignet ist, einem registerführenden Beamten die Existenz eines Menschen begreifbar und gerechtfertigt zu machen.

§ 12. Soziale Richtmaße.

Unauffällig und unscheinbar neben Bezeichnungen für andere Unterprozesse steht in unserer Tafel unter Db das Wort: standardisieren — und umschließt doch eine der wesentlichsten Arten von Integrationsvorgängen! Ross sagt sehr richtig [1]: „Standards are, perhaps, the most important things in society." In der Tat erklärt sich ein sehr großer Teil allen gesellschaftlichen Zusammenhangs daraus, daß für die meisten sozial wichtigen Handlungen von Menschen Richtmaße, Vorbilder und Muster aufgestellt sind und beachtet werden, die eine relative Einheitlichkeit, Geordnetheit und Abhängigkeit des individuellen Handelns (und Unterlassens) ergeben. Welch eine Fundgrube für den Erforscher des gesellschaftlichen Lebens! Und welch ein wertvoller Schlüssel zum Verständnisse dessen, was man Gesellschaft nennt! Ross meint: „Gib dem Soziologen bloß Kenntnis von den ‚standards' eines Volkes, und er kann die Grundzüge seiner Sozialgeschichte beibringen."

Es handelt sich nicht dabei um Kenntnis von Sitten, Bräuchen,

---

[1]) l. c. Kap. XLXII, S. 564 ff.: Standards.

von Ethos und von der Pflichtauffassung oder den Hauptregeln des Verhaltens schlechtweg, sondern um die Beispiele, Person oder Gut gewordenen Normen, die manchmal, ohne daß die Beeinflußten es in völliger Tragweite erkennen, die Aufführung der meisten Menschen mehr bestimmen als ihre rein individuellen und selbständig gewonnenen Richtlinien. Es ist ganz richtig: In diesen Mustern wird der Wille der Gruppe erkennbar; durch sie wirkt und erzieht sie vornehmlich den sonst minder fügsamen Einzelmenschen.

Wir sondern: 1. die Schöpfer von Richtmaßen von den Richtmaßen selbst. Das wird dann notwendig, wenn diese Muster Personen sind. Damit rühren wir an die zweite Gegenüberstellung: a) Personen, b) Güter und c) Verhaltungsweisen als Richtmaße.

Nicht immer sind solche standards von bestimmten Einzelmenschen geschaffen worden; indessen stellen Menschen, die mit reformatorischen Anforderungen an ihre Mit- und Nachwelt herantreten, in der Regel Richtmaße auf, so die Religionsstifter, Propheten, Heiligen, Evangelisten und Glaubenserneuerer; auch die praktischen Philosophen und Ethiker, bisweilen die Kulturkritiker, die Dichter, die Hygieniker und Publizisten. Vielleicht noch häufiger sind die Richtmaße, die gewissermaßen anonym aus den Erfahrungen des Gesellschaftslebens hervorgehen, bisweilen unbestimmt und undeutlich umgrenzt, im wesentlichen aber wirksam die Gesinnung eines Menschenkreises beherrschen, durch Tradition fortleben und fast wie etwas Selbstverständliches und gänzlich Freiwilliges den Gefügigen zur zweiten Natur werden. Gerade die kleineren Gruppen symbolisieren ihr Ideal in solchen Mustern. Vielfach schaffen sie geradezu das Bild einer typischen Person im Gedächtnisse ihrer Glieder, eine Art modernen Totems. Dabei hat jede kleine (voll entwickelte) Gruppe ihre eigenen Richtmaße, so die Couleurstudenten, die Offiziere, die Geschäftsleute, die Arbeiter, die Bohemiens, die Hobos, die Sportsleute usw. Jeder Gruppengenosse hängt in der Regel stark an dem Glauben an die Vorbildlichkeit der Muster seines Kreises und bringt wenig Aufmerksamkeit und wenig Verständnis für die Richtmaße jeder anderen Gruppe mit.

So gibt es Richtmaße des „Kavaliers“, wie er sein soll, der Dame, wie sie zu sein hat. Das Muster schafft den Begriff des „man“: M a n kleidet sich so, man hat bestimmte „Ansichten“, Ehrbegriffe, unüberwindliche Abneigungen, die von dem Mustertypus dem einzelnen diktiert zu sein scheinen. Das Richtmaß wird bewundert und gilt als Ideal.

Solche Richtmaße können auch Sachgüter sein; für Wohnungen, Bekleidung, Komfort gibt es sozial bedingte, nicht bloß rein ästhetisch oder technisch erklärbare Muster.

Am meisten aber kleiden sich die Richtmaße in Verhaltungsregeln. Der Geist des Tabu lebt in ihnen weiter: Du darfst das nicht, weil es den Geboten und dem Beispiele deines Vorbilds nicht entspricht! Es entwickelt sich daraus der Kodex des Schicklichen, Geschmackvollen, Üblichen. Bald betreffen diese Vorschriften, die ganz jenseits der Sphäre des Rechts stehen, Dinge, die an das Ethos rühren, bald Alltägliches, wobei freilich die so bewirkte Regelung des Äußerlichen indirekt auch eine Norm des Wesentlichen enthalten kann. Ein Mensch etwa, der sich streng an die Kleidervorschriften seines Gesellschaftskreises gebunden wähnt, wird sich auch häufig in wichtigeren Dingen durch den fast unbewußten Einfluß der Gewohnheit bis zu einem gewissen Grade seinem Stande unterwerfen.

Dem Inhalte der Richtmaßnormen liegen teils Nützlichkeitserwägungen und Beobachtungen der Zweckmäßigkeit, teils irrationale Kräfte zugrunde. R o s s erklärt die Bräuche, daß man in Viehzuchtgebieten Pferdediebe hängt und in dünn besiedelten Gebieten gastlich zu sein pflegt, aus bestimmten äußeren Lebensumständen. Interessant ist der Aufweis des Zusammenhangs von Technik und Wirtschaft mit den Richtmaßen. (So soll die Temperenzbewegung durch die Billigkeit des Zuckers wesentlich gefördert worden sein.)

In geschichtlicher Hinsicht ist der charakteristische Wandel in den Richtmaßen hervorzuheben. Der Asket wird vom Ritter, der Ritter vom Offizier verdrängt.

Vielfach dringen die Richtmaße der oberen Gesellschaftsklasse in die der unteren, bisweilen nicht ohne Verzerrung des Musterbildes. Da aber zu manchen Zeiten wie in der Gegenwart viele Leute aus den bevorzugten Kreisen ins Proletariat hinabgedrückt werden und genötigt sind, sich der Lebenshaltung dieser Schicht anzupassen, gewahren wir nicht selten den tragikomischen, bisweilen heroischen Versuch, daß Herabkömmlinge die Richtmaße der breiten Masse anzunehmen trachten.

R o s s meint: „Je älter und je reifer der soziale Geist ist, desto mehr Standards legt er auf." So besitze England sehr viel mehr gesellschaftliche Richtmaße als Rußland. Liegt hier nicht der Zusammenhang verwickelter? Die angelsächsische Welt ist durch eine Fülle von sozialen Normen der Zweckmäßigkeit und Schicklichkeit charakterisiert, die besonders das äußere Leben regeln.

Sicherlich spiegelt sich darin die alte Gesellschaftskultur und die frühzeitige Bindung des Einzelnen an Gruppen, die jedoch ihrerseits den Interessen eben dieser (verbundenen) Einzelnen zu dienen bestimmt sind. Es fragt sich nur, ob nicht aus einer Überzahl von Standards auch Hemmungen des persönlichen und damit indirekt des gesellschaftlichen Lebens emporwachsen, die manche Möglichkeiten der Entfaltung zugunsten des traditionell Geheiligten erdrücken.

Freilich ist auch Ross weit entfernt von einer allgemeinen Verherrlichung dieser Richtmaße. Er erkennt wie wir, daß das Fortschleppen veralteter Standards halb lächerlich, halb grausam ist. Alte und neue Tabus können zu einer Dornenhecke emporwachsen. Die verantwortungsbewußte Kritik des Verstandes darf gerade gegenüber den oft so drückenden und von der Dummheit der Einsichtslosen gehegten und gepflegten Sozialvorurteilen nie ruhen. Freilich darf die Entscheidung nicht bloß auf Grund des Willens zur persönlichen Freiheit fallen; sondern es ist zu fragen, ob der Gehorsam gegen das Gebot wirklich mehr Werte schafft als ein ungebundener Zustand? Ist zu erwarten, daß an die Stelle verdrängter Richtmaße nur größere Roheit treten würde? Oder würde mehr Menschlichkeit, Formenreichtum und Schönheit erwachsen? Gerade die Richtmaße müssen aus ihrer Funktion heraus verstanden werden; ihre tatsächlichen Äußerungsformen kommen in zweiter Linie. Bisweilen treten diejenigen Leute vor der Öffentlichkeit am schärfsten für ihre Aufrechterhaltung ein, die sie heimlich ignorieren und verspotten.

§ 13. Sozialisierung.

Es ist fraglich, ob alle Mittel der Organisation, der Einordnung und Uniformierung auf die Dauer ausreichen würden, ein Gebilde wirksam zu integrieren, wenn nicht ethische Kräfte mit aufgerufen würden. Auch der Erfolg der Herrschaft ist über kurz oder lang in Frage gestellt, wenn nicht die unterworfenen Menschen eine gewisse Überzeugung von der sittlichen Berechtigung eben dieser Herrschaft besäßen und nicht (mehr oder weniger) freiwillig, bisweilen sogar begeistert an dem Ausbau ihres Abhängigkeitsverhältnisses mitwirkten.

Die Idee eines Müssens trägt unendlich viel zur Festigung von Gebilden bei. Gemeinschaften ruhen auf Gefühlen von Brüderlichkeit, die bald stärker, bald schwächer die Gemüter erfüllen. In seelischer Hinsicht handelt es sich bei (dem allgemein aufgefaßten Vorgange der) Sozialisierung um Entwicklung und Festigung des Wir-Gefühls; es dokumentiert sich in bereitwillig vorgenommenen gemeinschaftlichen Handlungen, eben in jener Kooperation, die

uns oben als allgemein menschliche Beziehung ausführlich beschäftigt hat und hier noch einmal als Vorgang stärkster Integrierung der Gruppe interessiert. Wenn auch die Gefühlskräfte, die der Sozialisierung zugrunde liegen, nicht willkürlich geschaffen werden und durch keine Organisation als notwendig eintretende Folge hervorgerufen werden können, so haben doch allzeit zahlreiche äußere Hilfsmittel die Entfaltung von Gemeinschaftsgeist unterstützt, beschleunigt und vertieft. Besonders bei den Primitiven ist durch Gewöhnung manches erreicht worden, was sonst nicht zustande gekommen wäre. Gemeinsame Mahlzeiten, Feste und Spiele, Zusammenleben in Männer- und Jünglingshäusern, nachbarschaftliche Kameradschaft in den Schlachtreihen erzogen den „Wilden" zur Gemeinschaft.

In kultivierteren Verhältnissen schuf die religiös oder rechtlich fundamentierte Ethik der Brüderlichkeit den Geist der Sozialisierung, die es als Bestimmung der Menschen auffaßt, daß er „sich an den Menschen reihe". Mit den unendlichen Widerständen des elementaren Gegeneinander kämpft seitdem die hehre Idee der Menschlichkeit, die verbietet, einen Mitmenschen als Mittel zu selbstsüchtigen Zwecken und nicht als Selbstzweck aufzufassen.

Historische Betrachtungen haben zu zeigen, welche Bahn die Entfaltung des Gemeinschaftsgeistes im Laufe der Jahrhunderte eingeschlagen hat. Das, was wir heute soziale Ethik nennen, ist erst ein Ergebnis einer langen Sozial- und Geistesgeschichte. An anderer Stelle haben wir zu zeigen versucht [1]), wie die älteren sittlichen Prinzipien der Nächstenliebe, die besonders in früheren Zeiten (heute in abgeschwächterem Grade) Geltung besaßen, nämlich Caritas, Humanität und Patriarchalismus, durch die spezifisch „soziale" Ethik ersetzt worden sind, die sich von ihnen dadurch unterscheidet, daß sie das Verhältnis von Reich und Arm, Gebildeten und Ungebildeten, Mächtigen und Abhängigen nicht mehr in zahlreiche individuelle Verhältnisse des einen zum anderen auflöst, sondern die einzelnen Personen in den Zusammenhängen mit ihrer gesellschaftlichen Klasse zu erfassen sucht, die Beziehungen der Klassen aber als ein großes und schwieriges Berechtigungsproblem betrachtet.

Damit weist das Problem der Sozialisierung auf das Verhältnis der gesellschaftlichen Klassen hin (das in der Gebildelehre zu behandeln ist). Im engeren Sinne verstehen wir unter Sozialisierung die Versuche, Klassengegensätze zu überbrücken.

---

[1]) Vgl. meine „Einführung in die Sozialpolitik", S. 22 ff., 2. Aufl., Leipzig 1921.

Einige Unterprozesse, die sich dem weiteren Begriffe von Sozialisierung (gleich Bildung einer sittlich gefestigten Gemeinschaft) unterordnen, seien kurz erwähnt: Schon oben (unter Angleichung) haben wir von der Schaffung einer *Heimat* gesprochen. In der Tat vertieft sich der Vorgang der Sozialisierung durch die Verknüpfung mit dem Boden zu stärkerer Innigkeit. Vaterlandsliebe als ein Gefühl der Gemeinschaft besonderer Art erwächst vielfach aus Liebe zur Heimat. — Wir unterscheiden den modernen Begriff der Menschlichkeit und demgemäß den Vorgang des *Humanisierens* von jenem engeren, älteren Begriff der Humanität, den wir oben der sozialen Ethik gegenüberstellten. — *Mutualismus* gehört auch hierher (nicht bloß unter Db), weil in der Hervorhebung der Gegenseitigkeit ein Prinzip der Sozialisierung ruht. — Wer sich (für die Brüder) *opfert*, kittet damit aufs innigste die Gemeinschaft. — Wenn Genossen untereinander *teilen*, schaffen sie Beweise engsten Zusammenhangs. — Die Mittel der Sozialisierung bedürfen (in der sozialen Ethik und Politik) eingehender Untersuchung: das mittelalterlich-kirchliche Prinzip der *Caritas*, die philosophisch-vornehme *Philanthropie*, die moderne *Wohlfahrtspflege*, die Pflege des *Volkstums* und der *Volksbildung*[1]), die radikalen Systeme des *Kollektivismus* und des *Kommunismus* gehören hierher.

Zu § 3 a: Ein Klischeewort wie *Arbeitsteilung* möglichst ganz zu vermeiden, empfiehlt auch *Waxweiler* (l. c.).

b: Um die Schaffung einer selbständigen Organisationslehre hat sich namentlich *Joh. Plenge* bemüht; er hat u. a. eine Broschüre: „Drei Vorlesungen über die allgemeine Organisationslehre“ in Essen, 1919, veröffentlicht.

Zu § 6 a: Bei den Mitteln der Herrschaft interessiert auch besonders die Tatsache, daß physische Kraft im sozialen Leben häufig maskiert auftritt. Im Staatsleben etwa gilt sie als Ultima ratio. Hinter der Rechtsprechung und Verwaltung steht die Bracchialgewalt der Polizei und der Soldaten. Höchst lehrreiche Kreuzungen aller Arten von Herrschaftsmitteln sind gerade in dieser Staatsgewalt vereinigt. Diese öffentliche Autorität scheint zunächst auf der geistigen Herrschaft einer kleinen Minderheit zu beruhen. Aber diese ist gedeckt durch die physische Kraft des Heeres.

b: Über das Wesen von Macht, Herrschaft und den Begriff der Freiheit, über das Gesetz der kleinen Zahl in der Gesellschaft verbreitet sich Friedrich *von Wieser* in „Recht und Macht“, Leipzig 1910.

Zu § 7: Eine wertvolle Monographie über *Prestige* hat der Ungar *Leopold* geschrieben (in deutscher Sprache: Berlin 1916).

---

[1]) Vgl. Soziologie des Volksbildungswesens; Sammelwerk, herausgeg. von L. v. *Wiese*, München und Leipzig 1921.

Zu § 8: In meiner „Einführung in die Sozialpolitik" erwähne ich im Anschluß an Spencer und Schmoller die drei ursprünglichen Berufsaristokratien der Priester, Krieger und Händler, aus denen die modernen gehobenen Berufe hervorgegangen sind.

Zu § 9 a: Über das Wesen der Bohème handelt Paul Honigsheim in seinem Aufsatze in den Kölner Vierteljahrsheften für Soziologie, 3. Jahrg., Heft 1, S. 60 ff.

b: Zur soziologischen Klärung des Wesens der Sekten hat neben Max Weber vor allem Ernst Troeltsch beigetragen. Einiges Allgemeine darüber enthält z. B. sein Vortrag „Das stoisch-christliche Naturrecht und das moderne profane Naturrecht" in den Verhandlungen des ersten deutsche Soziologentages, S. 166 ff., Tübingen 1911.

Zu § 11 a: Alfred Vierkandt kehrt in seiner „Gesellschaftslehre" das Vorhandensein eines elementaren Unterordnungstriebes beim Menschen stark hervor; er sieht in dieser (irrtümlich von ihm auf Mac Dougall zurückgeführten) Lehre eine der sechs Galileischen Entdeckungen der Soziologie. In meiner kritischen Besprechung des Werkes schrieb ich dazu: „Wenn V. einen Unterordnungstrieb behauptet, muß er nicht minder einen — in der Geschichte und im Leben des Einzelnen sehr wichtigen — Empörungstrieb gelten lassen."

b: Ein Begriff, der in den meisten angelsächsischen Systemen der Soziologie in den Vordergrund gestellt wird, ist „social control". Auch in der politischen und sozialökonomischen Literatur kommt er häufig vor. Dagegen ist es im außerbritischen Europa nicht üblich, in das Wort „Kontrolle" einen so weiten und spezifisch gesellschaftswissenschaftlichen Sinn hineinzulegen. Die Verdeutschung ist schwer; vielleicht müßte man Ordnungsgewalt sagen. E. A. Ross hat ein interessantes Buch geradezu betitelt: „Social Control. A Survey of the Foundations of Order."[1] Es wird beim Begriffe der sozialen „Kontrolle" von der Beobachtung ausgegangen, daß die Gebilde einen Kontrollapparat schaffen, der dazu bestimmt ist, unerwünschte Aufführung von Menschen zu unterdrücken und erwünschtes Verhalten zu ermutigen. Nicht nur die Zwangsmittel des Staates kommen dabei in Betracht, sondern auch außerhalb der Staatssphäre gibt es soziale Kontrollen. Ross sagt, daß manche der gesellschaftlichen Kontrollwerkzeuge direkt auf den Willen wirken; andere werden benutzt, um das Gefühl zu beeinflussen, während wieder andere sich an das Urteil wenden. Zur ersten Gruppe gehören soziale Suggestionen, Sitte und Erziehung, wobei Mittel angewendet werden, die dem Willen eine bestimmte Richtung geben sollen; ferner öffentliche Meinung, Gesetz und religiöser Glaube, die Strafen und Belohnungen anwenden. Zu den Instrumenten, die sich an das Gefühl wenden, gehören soziale Religion, persönliche Ideale, Zeremonien, Kunst und Anerkennung der Persönlichkeit. Aufklärung, Illusionierung und soziale Wertschätzung appellieren an das Urteil. Je mehr die gesellschaftliche Ordnungsgewalt an Geltung gewinnt, desto mehr werden die Ziele der menschlichen Triebe stärker vom Gruppen- und weniger vom individuellen Standpunkte aus beurteilt.

In Park und Burgess' „Introduction to the Science of Sociology" bildet „Social Control" den Gegenstand des Kapitels XII. Hier heißt es (auf S. 785): „Alle sozialen Probleme laufen schließlich darauf hinaus, Probleme der sozialen Kontrolle zu werden."

---

[1]) Macmillan, New York 1920.

Wenn wir in der Gebildelehre auf das Wesen der abstrakten Kollektiva, besonders des Staates, zu sprechen kommen, müssen wir auf diese „sozialen Kontrollen" zurückgreifen.

Zu § 13 a: Die moderne Entwicklung der Sozialpolitik in Deutschland kennt noch einen engsten Begriff von Sozialisierung gleich Versuchen zu einer praktischen Verwirklichung des wirtschaftlichen Sozialismus. Das Nähere hierüber gehört in die Wirtschaftssoziologie.

b: Über den Zusammenhang zwischen Volksbildung und Sozialisierung habe ich mich mehrfach in meinen Beiträgen zu dem von mir herausgegebenen Sammelwerke „Soziologie des Volksbildungswesens" (München und Leipzig 1921) geäußert. Auf der Schlußseite heißt es: „Was wir dagegen schaffen wollen, ist: geistige Gemeinschaft! Unsere ganze Arbeit steht in jedem ihrer Teile im Dienste der einzigen Aufgabe: wie können wir zueinander kommen, um uns recht zu verstehen? Wir wollen nicht zwei getrennte Lager bilden: Lehrer und Lernende, von denen die einen nur unterrichten und dozieren, die anderen nur lernen und sich einen Wissensstoff übermitteln lassen, nach dem sie ein starkes, eigenes Bedürfnis gar nicht gespürt haben; sondern wir wollen zu einem Zustande der inneren Gemeinschaft streben, bei der wir wechselseitig von unserem Besten geben."

Achtes Kapitel.

Zerstörende und umbildend-aufbauende Prozesse.

§ 1. Was verstehen wir unter Zerstörung und Aufbau?

Es wäre ein Mißverständnis, anzunehmen, daß wir mit der Wendung zu den zerstörenden und umbildend-aufbauenden Prozessen den Leitfaden, der sämtliche Betrachtungen unserer Beziehungslehre durchzieht, aufgäben und ein neues Kriterium stillschweigend an die Stelle des alten setzten. Vielmehr handelt es sich nach wie vor um Prozesse des Lösens und Prozesse des Bindens. An die Stelle der Bezeichnungen Differenzierung und Integration treten jetzt die Worte Zerstörung und Aufbau, lediglich um überhaupt die C- von den E- und die D- von den F-Prozessen sondern zu können. Die Namen sind nebensächlich. Aber unsere Betrachtungsweise der Beziehungen in und zwischen den Gebilden wäre unvollständig, wenn wir uns nur klarmachten, daß sich in den Gruppen usw. Vorgänge der Disparatheit, Herrschaft, Schichtenbildung, Auslese und Individuation mit solchen der Uniformierung, Einordnung und Sozialisierung kreuzten; wir müssen uns auch vergegenwärtigen, daß Prozesse des Auseinander bis zum Zerfall des Gebildes, solche des Miteinander zur Umbildung eines baufälligen oder zerstörten Gebildes führen.

Zweifel an der Zweckmäßigkeit dieser Einteilung unserer Systematik scheinen uns nur, soviel wir sehen können, in einem Punkte gerechtfertigt: Wir zerlegen die umbildend-aufbauenden Prozesse in drei spezielle Hauptprozesse: Institutionalisierung, Professionalisierung und Befreiung; es sind drei Spezialformen, die uns besonderer Betrachtung zu bedürfen scheinen neben dem allgemeinen F-Prozesse, der Neubildung schlechtweg.

Es kann fraglich sein, ob nicht unsere Integrationsprozesse (D) ebenso zum Wiederaufbau eines wankenden Gebildes beitragen wie Institutionalisierung und Professionalisierung, oder umgekehrt: ob nicht diese beiden Hauptprozesse ebenso als den Innenbau des Gebildes integrierende Vorgänge anzusprechen seien wie etwa Einordnung und Sozialisierung. Das läßt sich kaum leugnen. Wenn

sich in einem Gebilde (z. B. in einem jungen Staatswesen) bestimmte Institutionen ausbilden, so verstärkt das seinen inneren Zusammenhang, und wenn sich fest umgrenzte Berufe entwickeln, so ist das ein Vorgang der Einordnung von Menschen in das Gefüge des Gebildes. Sicherlich kann auch eine zerfallende Gruppe durch Neubelebung des sozialen Ethos eine solche Renaissance erfahren, daß wir diesen Vorgang der Sozialisierung durchaus als Aufbauprozeß ansprechen müßten.

Deshalb betonen wir ja auch besonders stark, daß die F-Prozesse nicht wesentlich von den D-Prozessen geschieden werden können; nur werden sie jetzt als Instrumente für die Entstehung eines neuen Gebildes (aus den alten) angesehen. Dafür sind an sich alle integrierenden Prozesse geeignet. Wir greifen nur aus ihnen einige heraus, die uns erfahrungsgemäß als besonders geeignet erscheinen, zum Aufbau des neuen, in der Regel komplexeren Gebildes zu dienen. Wir hätten Institutionalisierung und Professionalisierung schon unter den D-Prozessen nennen können. Aber es schien uns besonders aufschlußreich, wenn wir die Ausbildung von sozialen Einrichtungen und Berufen unter dem Gesichtspunkte des „Fortschritts" von einem einfacher aufgebauten zu einem komplexeren Gebilde betrachteten; denn gerade die Institutionen und Professionen sind es, aus denen und unter deren ausschlaggebender Mitwirkung sich dieser Übergang vollzieht. Gerade eine sich auflösende Gruppe wird durch die Fortdauer von Institutionen nicht selten vor dem Untergang „gerettet".

Die Befreiung freilich (unser Fc-Prozeß) und die eigentliche Neubildung (Fd) sind reine F-Prozesse und gehören in diese Rubrik, auch wenn man vorziehen sollte, Institutionalisierung und Professionalisierung in den D-Prozessen einzureihen.

Die zerstörenden Prozesse lassen sich deutlicher von den differenzierenden sondern; haben wir doch im vorausgehenden Kapitel hervorgehoben, daß wir Vorgänge wie Absonderung nicht ohne weiteres als Zerstörung ansehen könnten. Aber deutlich ist, daß unsere E-Prozesse nichts anderes als extreme, einseitig auf die Spitze getriebene und durch entgegenwirkende Integration nicht hinreichend kompensierte Differenzierungsvorgänge oder allzu einseitige (durch keine Kräfte entbindende Differenzierung aufgehaltene) Integrationsprozesse sind. Ausbeutung ist eine das Gebilde gefährdende Form der Herrschaft; Begünstigung und Bestechung sind Abarten der Individuation; Formalismus und Verknöcherung sind Erscheinungen falscher Uniformierung; Kommerzialisierung ist „pathologische" Auslese; Radikalisierung ist

gefährliche Individuation oder (im Gegensatze dazu) falsche Sozialisierung.

Nur darf uns der Gebrauch der (der Kürze halber) angewendeten Worte falsch, gefährlich, pathologisch nicht dazu verleiten, anzunehmen, daß wir nunmehr mit Kriterien der Wertsphäre dem sozialen Leben gegenüberträten. Vielmehr meinen wir mit falsch, gefährlich, krank, zerstörend, den Verfall bewirkend usw. immer nur: den bestehenden Gebildezusammenhang auflösend. Wir gehen also von der Fiktion aus, als ob dies entsprechende Gebilde wert wäre, erhalten zu bleiben. Ob das wirklich der Fall ist, geht uns nichts an und wäre in jedem Einzelfalle nach außersoziologischen (etwa nach ethischen oder sozialphilosophischen) Gesichtspunkten zu prüfen. Es wäre auch eine ganz kurzsichtige und unhaltbare Betrachtungsweise, bei unseren so generellen (d. h. alle möglichen Arten von Gebilden betreffenden) Untersuchungen in jeder Gruppe usw. etwas Erhaltenswertes zu sehen. Eine Diebesbande, eine Idiotenanstalt, ein Raubstaat, eine zum Mord fanatisierte Sekte sind auch soziale Gebilde.

Wir betrachten also im folgenden die Gebilde nicht als unveränderlich (statisch); sondern uns beschäftigt ihr Untergehen und Neuwerden, zumal die Entfaltung einer zunehmenden Abstraktheit der Gruppe, wie sie z. B. gerade durch Institutionalisierung und Professionalisierung bewirkt wird. Dabei sehen wir nicht — um auch das noch einmal in Wiederholung eines mehrfach geäußerten Gesichtspunkts zu sagen — in wachsender Unkonkretheit schlechtweg einen Fortschritt. Das Abstraktere braucht keineswegs das sittlich oder allgemein-menschlich Höhere oder Bessere zu sein; ein Staat ist nicht schon deshalb, weil er Staat ist, ein „besseres“ Gebilde als ein Männerbund; eine Kirche ist nicht bloß dadurch, daß sie sich Kirche nennen darf, eine Gott nähere Gemeinschaft als eine erste Jüngergemeinde des Religionsstifters. Staat und Kirche sind Formen von Kollektiva; erst ihr jedesmaliger Inhalt an besonderen Werten entscheidet (in der Sozialphilosophie) über das in ihnen vorhandene Maß von Gut und Böse.

Wie wenig unsere Begriffe Zerstörung und Aufbau mit ethischen Kategorien gemein haben, erkennt man auch daran, daß nicht alles, was sittlich schlecht ist, die Gruppe zerstört, und nicht alles, was gut ist, sie aufbaut. Unsere Aufgabe ist nicht damit gelöst, daß wir einfach die Laster und die Tugenden aufzählen, um die zerstörenden und die neubildenden Prozesse zu nennen. Sondern Verfall und Aufbau sind von eigenen, soziologischen Gesetzen abhängig.

Wir verstehen unter Verfall eines Gebildes das Sinken unter seinen bisherigen Stand von Einheit, Kraft und Wirksamkeit. Es löst sich auf. Woran man den Verfall erkennt, und worin sich das Gebilde auflöst, soll unten gezeigt werden. Wir verstehen unter Neubildung den Übergang eines Gebildes zu einem verwickelteren Grad der Zusammensetzung, Differenzierung und überpersönlichen Wirksamkeit. Ganz allgemein betrachtet komplizieren sich in Umbildungsprozessen bisweilen Massen zu Gruppen und Gruppen zu abstrakten Kollektiven: Eine Reisegesellschaft wird gelegentlich zu einer Gruppe, ein Männerbund zu einem Staate, eine Gemeinde der Frommen zu einer Kirche, eine Geschäftsvereinigung zu einer die Partner überlebenden Firma, eine Studienvereinigung zu einer Akademie usw.

Aber das sind nur die ganz großen und allgemeinen Etappen, die unserer Dreiteilung der Gebilde entsprechen. Innerhalb jedes der drei Gebildekreise gibt es eine Fülle von Neubildungsmöglichkeiten, von denen uns im folgenden die Aufbauprozesse am meisten beschäftigen sollen, die im Bereiche der abstrakten Kollektiva liegen.

§ 2. Die speziellen zerstörenden Prozesse.

Wenden wir uns zunächst den zerstörenden Prozessen zu, so kann die Frage auftauchen, wieso gerade die in der Tafel genannten sechs Hauptprozesse geeignet sein sollen, das Gebilde zu zerstören. Ausbeutung ist zunächst eine allgemein menschliche Beziehung, die mit manchen unter B genannten Konfliktsarten eng verwandt ist. Ebenso können Akte der Begünstigung und Bestechung als individuelle Vorkommnisse zwischen zwei Menschen erscheinen; Formalismus und Verknöcherung kommen in mancher Familie, manchem Bureau, manchem Betriebe vor und scheinen zunächst eben nur diese anzugehen. Kommerzialisierung, Radikalisierung und Verkehrung freilich werden stets schon allgemeinere Erscheinungen sein, die im Durchschnitte einer größeren Zahl von Einzelfällen festgestellt sind.

In der Tat geht uns hier der einzelne Ausbeutungs-, Bestechungs- und Verknöcherungsfall nichts an. Für das Gebilde gefährlich werden diese Vorkommnisse erst bei einer Häufung von Einzelfällen. Genauer müßten wir sagen: Zerstörung durch Überhandnahme von Ausbeutung usw.

Wann die Grenze zur Gefährdung des Gebildes durch solche Akte überschritten wird, läßt sich theoretisch nicht sagen, weil es auch auf den Grad des Prozesses und auf die Struktur des Gebildes ankommt. Nur daß die Häufung von Ausbeutungs- und anderen E-Prozessen das Gebilde über kurz oder lang untergräbt, wird behauptet.

Sind die hier als spezielle zerstörende Prozesse hervorgehobenen Beziehungen richtig gewählt? Sind sie wirklich vorwiegend geeignet, die Gruppe und z. B. den Staat zu untergraben; müßten nicht neben ihnen oder statt ihrer andere Prozesse genannt werden? Vielleicht wird die Berechtigung unserer Auswahl erst nach der Behandlung der Hauptarten der Gebilde (im zweiten Bande) deutlicher hervortreten; denn man muß erst Anatomie und Physiologie eines Körpers kennen, ehe man wissen kann, welche Krankheiten ihm in der Regel am gefährlichsten werden. Aber das sei schon hier angedeutet: Gruppe und abstraktes Kollektivum (von der Masse kann hierbei abgesehen werden) können nicht als Produkte der Kooperation von Menschen erhalten bleiben, wenn ein Teil dieser Menschenzahl den anderen Teil „ausbeutet", d. h. bloß als Mittel für eigene Zwecke benutzt. Gewiß, Völker sind an der Sklaverei nicht offensichtlich zugrunde gegangen; aber ein näheres Studium lehrt, wie mit zunehmender Ausbreitung der Sklaverei ihr inneres Wachstum gehemmt und ihr Verfall beschleunigt worden ist. Ebenso kann sich eine korrupte Verwaltung unter Umständen längere Zeit behaupten; aber das „Nervensystem" dieses Staates ist krank und wenig widerstandsfähig. Ähnliches läßt sich vom Formalismus sagen.

Wir behaupten geradezu: Ausbeutung, Korruption, Verknöcherung, Kommerzialisierung, Radikalisierung und Pervertierung sind besondere „Krankheiten", die uns ähnlich interessieren, wie den Arzt etwa vorwiegend Krebs, Tuberkulose, Syphilis, Zuckerkrankheit usw. beschäftigen. Wie er diejenigen Krankheiten aus dem Gesamtbukett herausgreift, die der Wissenschaft besondere Probleme stellen, so nehmen auch wir d i e Prozesse heraus, die uns vor besondere und praktisch wichtige Probleme stellen. Gerade diejenigen Prozesse, die zunächst rein individuell und mehr das persönliche Leben betreffend erscheinen, aber durch ihre Häufung und ihre Konsequenzen das soziale Leben untergraben, müssen hervorgehoben werden.

Wir nennen z. B. n i c h t: Beschränkung der Kinderzahl. Einmal deshalb nicht, weil sie nur für eine Soziologie der Familien und Familienverbände, des Volkes und Staates, vielleicht noch der Klassen in Betracht käme, aber nicht für zahlreiche andere Gebilde, also nicht allgemein genug ist; dann aber auch deshalb nicht, weil es (was hier nicht zu beweisen ist) fraglich ist, ob wirklich daraus mehr Nachteile als Vorteile für das Gebilde entstehen. — Wir nennen auch nicht Trägheit und Arbeitsunlust, weil auch hier der direkte Zusammenhang mit der Gebildezerstörung nicht gegeben zu sein braucht.

So könnten wir noch manches erwähnen, was bei einer Soziologie spezieller Gebilde sicherlich aufgeführt werden müßte, aber unseres Erachtens in eine allgemeine Beziehungslehre nicht hineingehört.

Doch entsteht die Frage, warum so folgenreiche Vorgänge wie Krieg und Revolution nicht als zerstörende Prozesse erscheinen? Antwort: weil sie viel zu komplex sind und in ihre Elemente zerlegt werden müssen. Sie sind die vorläufig abschließenden, katastrophenartigen Endprozesse, denen die eigentlich zerstörerischen vorangegangen sein müssen. Gerade um das Vorkommen von Krieg und Revolution soziologisch verstehen zu lernen, gilt es, die schleichenden, das Gebilde allmählich unterhöhlenden Prozesse aufzuweisen, die zu solchen Katastrophen führen.

Es gibt Handlungen, die auf die geistige, moralische und körperliche Gesundheit des Einzelmenschen sehr zerstörerisch wirken, die aber das Gebilde, das eben kein Organismus ist, wenig tangieren; andererseits reagieren die Gebilde auf manche Prozesse — eben unsere E-Prozesse —, wenn sie häufiger geworden sind, mit großer Feinfühligkeit, während der einzelne Mensch dadurch vielleicht keine entsprechende Gefährdung seiner biologischen Existenz zu fürchten hat. Es gibt Radikalinskis, routinierte und für andere als kaufmännische Motive wenig zugängliche Menschen, vertrocknete Bureaukraten genug, die dabei alt werden und gesund bleiben; aber ein Gemeinwesen, das zu viele solche Mitbürger zu ertragen hat, leidet bald Not.

§ 3. Ausbeutung. Wir hoffen, daß nunmehr der Zugang zu den einzelnen speziellen Hauptprozessen der Zerstörung frei ist. Über Ausbeutung besitzen wir ein, wie uns scheinen will, vortreffliches Kapitel [1]) in Ross' „Principles", dem wir kaum etwas hinzuzufügen wüßten, und das wir im wesentlichen unserer eigenen Darstellung zugrunde legen können:

Wir sagten eben, daß wir unter Ausbeutung (nach Ross' Vorbild) ein Verfahren verstehen können, bei dem man andere als Mittel für eigene Zwecke verwendet („to use others as means to one's own ends"). Indessen ist diese Definition doch wohl zu allgemein. Ross unterscheidet vier Hauptarten: ichsüchtige, religiöse, sexuelle und ökonomische Ausbeutung. Auch hierbei zeigt sich die weite Ausdehnung, die er dem Begriffe gibt. Die erste Art z. B., wobei jemand aus der Herabdrückung und Erniedrigung anderer Befriedigung seiner Ichsucht schöpft, wie der römische

---

[1]) Vgl. l. c., Kap. XII: Exploitation, S. 135ff.

Herr aus dem Anblick seiner Klienten und wie der absolute Fürst aus der Gefügigkeit seiner Höflinge, rechnen wir nicht schlechtweg zur Ausbeutung, sondern sie erscheint uns als eine bestimmte Äußerungsform der Herrschaft; jedoch werden wir sogleich immerhin zwischen der Ergebenheit abhängiger Diener und der Ausbeutung einen Zusammenhang herstellen.

Wir verstehen vielmehr unter Ausbeutung nur das, was Ross als Wesen ihrer ökonomischen Form hinstellt; nämlich: Ausbeutung ist dann gegeben, wenn jemand andere für sich arbeiten läßt und ihnen die Früchte ihrer Arbeit ganz oder teilweise vorenthält („making others work for you or taking for your own use the fruits of their unrequited toil"). Dabei haben wir die Zwecke der Ausbeutung von den Mitteln zu sondern. Fragen wir nach Zweck und Mittel, so kommt auch Ross' obiges Schema zur Geltung; nur daß es sich dabei nicht um Arten, sondern eben um Zwecke und Mittel handelt.

Man kann nämlich erstens andere ohne angemessene Vergütung für sich arbeiten lassen, um dadurch a) seinen Hochmut zu befriedigen, b) vermeintlich der Gottheit zu dienen, c) die Wollust zu befriedigen, d) vor allem aber: um sich damit materielle Güter zu verschaffen. (Die Ausbeutung weist auf Kommerzialisierung hin.) — Bei den Mitteln der Ausbeutung kehren diese Gegenüberstellungen (neben anderen) wieder. Hierbei handelt es sich um die Frage: Wie erreiche ich es, daß andere sich bereit finden (oder bereit finden müssen), für mich zu arbeiten? Es kann u. a. dadurch gelingen, daß ich a) die Ergebenheit und Abhängigkeit anderer ausnutze, b) ihren religiösen Glauben, c) ihre Liebe oder sinnliche Befangenheit mißbrauche, d) mir ihre ökonomische Lage (z. B. den auf ihnen lastenden, durch die Umstände gegebenen Zwang, Arbeitsaufträge anzunehmen) zunutze mache.

Es würde uns also zu eng erscheinen, wenn man nur die Ausnutzung der ökonomischen Lage anderer zur Verhängung der Arbeitsfron als Ausbeutung ansähe; vielmehr gibt es in gewissem Sinne auch religiöse, sexuelle und rein persönliche Ausbeutung; aber immer nur so, daß der Zweck oder der Anknüpfungspunkt der Ausbeutung diesen Gebieten angehören kann. Der Vorgang selbst betrifft stets Arbeitsleistungen (aller Art). Wenn ein Eroberer von dem Besiegten die Anbetung seiner Götter verlangt, wenn ein Mann ein Mädchen geschlechtlich vergewaltigt, so ersheint uns (im Gegensatze zu Ross) das nicht als Ausbeutung, sondern als Mißbrauch von Herrschaft und von Überlegenheit an Kraft.

Nur darf man den Begriff Arbeit auch nicht zu eng fassen. Immer, wenn ich jemanden zwinge, einen Teil der Daseinslast, den ich selbst tragen müßte, statt meiner auf sich zu nehmen, ist Ausbeutung gegeben. Alle erfolgreiche Abwälzung, alles Parasitentum fällt darunter. Damit teilen wir durchaus die Auffassung von Ross, die aus der Bemerkung spricht: „In jeder Gefühlsbeziehung kann der, welchem weniger daran gelegen ist, den anderen, dem die Beziehung mehr am Herzen liegt, ausbeuten." Wir müssen uns der viel zu engen, lediglich aus Beobachtungen der Industrie und Landwirtschaft stammenden Auffassung von Ausbeutung entschlagen, die der Sozialismus entwickelt und propagiert hat, und bei der fast nur an das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gedacht wird; es handelt sich vielmehr um eine allgemein menschliche Beziehung, die nicht erst durch ein bestimmtes Wirtschaftssystem geschaffen ist.

Seit am Vorabende der Revolution von 1848 Marx und Engels in dem berühmten Manifest der kommunistischen Partei ihre dröhnenden Anklagen gegen die bürgerliche Gesellschaft geschleudert haben, hat kaum ein anderes Wort einen so erschütternden Widerhall in Millionen von Proletarierherzen gefunden wie das Wort: Ausbeutung! Aller Groll, den Arme gegen Reiche hegen können, tönt aus dem gequälten Ausrufe: Wir werden ausgebeutet! Keine Hoffnung aber ist aufreizender und belebender als der Wunsch der Massen: Lasset uns die Ausbeutung beseitigen!

Mag von den Dogmen des marxistischen Sozialismus vieles aufgegeben oder eingeschränkt worden sein, der Kerngedanke, daß mit den Mitteln der kapitalistischen Wirtschaftsordnung der Besitzende ausbeute, wird festgehalten.

Demgegenüber leugnen wir nicht sorglos die Möglichkeit einer industriellen Ausbeutung und geben uns einem betörenden Harmonieglauben hin; sondern wir weisen darauf hin: Es gibt einen allgemeinen Sinn von Ausbeutung, der über die Auffassung des Marxismus von ihr weit hinausgeht. Danach ist sie überall da vorhanden, wo jemand andere Menschen als bloße Arbeitswerkzeuge für eigene Zwecke verwendet, ohne Ansprüche des anderen hinreichend gelten zu lassen. Diese Ausbeutung kann auf allen Lebensgebieten vorkommen, nicht nur in der Wirtschaft. Man kann Weib und Kind, seine Eltern, seine Freunde ausbeuten. In das private, religiöse, politische Leben schleicht sie sich. Gibt es Menschen, die uns dienen oder uns freiwillig ergeben sind, so entsteht alsbald die Gefahr, daß wir sie für unsere Zwecke und Ziele ausnutzen.

Die Neigung, auszubeuten, ist den meisten Menschen eigen. Jeder leidet unter dem Drucke der Lasten des Daseins und verlangt nach Erleichterung. Bietet sich die Möglichkeit, einen Teil dieser Last auf andere Schultern abzuwälzen, so wird sie fast immer wahrgenommen und verwirklicht. Es müssen starke innere oder äußere Hemmnisse entgegenstehen, wenn der Mensch dieser Versuchung widerstehen soll. Die Geschichte der Menschheit wird seit ihren frühesten Tagen von diesem Gesetze der Lastenabwälzung begleitet. Die Stärkeren befreien sich von einem Teile des Drucks, indem sie ihn den irgendwie Schwächeren aufbürden.

Es gibt wenige persönliche und allgemein menschliche Beziehungen, wo nicht der eine Partner eines Paares — bisweilen mehr unabsichtlich und uneingestanden — den anderen etwas zu tun (oder zu unterlassen) nötigt, was dieser sonst anders getan oder ganz unterlassen (sicher getan) hätte. Diese Nötigung geht dabei in die Richtung des persönlichen Vorteils des aktiven Partners. Auch in der Beziehung von Mutter und Kind, Vater und Sohn steht bisweilen ein gefühlswärmerer und dadurch innerlich abhängigerer Mensch dem weniger gebundenen, mehr auf den Nutzen bedachten anderen gegenüber.

Hier erkennen wir schon, daß eine Überwindung der Ausbeutung kaum anders als durch Schaffung gleicher Machtlage eintreten kann. Bestehen hier Verschiedenheiten, so ist die Lockung, die stärkere Machtposition für sich zu nutzen, meist zu groß, als daß ihr der selbstsüchtige Mensch widerstehen könnte.

Gilt das schon für menschliche Beziehungen, in denen natürliche oder herkömmliche Bande der Gemeinschaft Sympathie schaffen und der Ausbeutung entgegenwirken, so ist die Gefahr dort sehr viel größer, wo ein rein geschäftliches oder von außen auferlegtes Zusammenwirken besteht, in dem ungleiche Partner aufeinander angewiesen sind. Dabei werden z. B. vielfach die Fleißigen von den Müßigen ausgebeutet.

Ist es nicht die große Aufgabe des Rechtes, auf Grund des Prinzips suum cuique das Aufkommen jeglicher Art von Ausbeutung zu unterdrücken? Sicherlich. Gerechtigkeit schaffen heißt nichts anderes als der eigennützigen Verwendung anderer Menschen zu begegnen. Aber das Recht und die Rechtsprechung vermögen nur bestimmte grobe Formen der Vergewaltigung zu verbieten und zu ahnden. Ferner gibt es neben der widerrechtlichen auch manche unverbotene Ausbeutung. Teilweise hängt sie so sehr mit dem Bau der Gesellschaft und des Staates zusammen, daß das Recht, das ja gerade diese staatlich geordnete Gesellschaft stützen

soll, ihr gar nicht entgegentreten kann. Eine solche Ausbeutung ist selbst Institution, rechtlich geschützte Staatseinrichtung geworden.

Teilweise aber gelingt es ferner, die Ausbeutung zu maskieren. Sie verbirgt sich hinter dem falschen Schein; sie gibt sich als notwendig, gemeinnützig, rechtmäßig und unerläßlich, jedenfalls als etwas anderes, als sie ist. So werden Europäer in den Kolonialländern den Eingeborenen gegenüber ihre Aufgabe als Kulturträger und Befreier hervorkehren, vielfach aber nur ein händlerisches Interesse an unzureichend vergüteten Leistungen oder Besitzabgaben der Menschen anderer Rasse haben. Sehr häufig beuten die Intelligenteren die Unwissenderen oder Denkträgeren aus; aber sie werden auch gerade infolge ihrer Intelligenz diese Ausbeutung zu maskieren verstehen; besonders dort, wo sie zu einer offenen Ausbeutung zu schwach sein würden.

Dort, wo im modernen Handel der Geschäftsmann den weniger smarten Kunden oder Lieferanten ausbeutet, kleidet sich doch diese Überlistung in der Regel in geschäftlich einwandfreie Formen, so daß beim Tausche wirklich gleiche Werte hingegeben oder hingenommen zu sein scheinen.

Die Verfolgung Andersgläubiger, der Antisemitismus, alle Art soziale und nationale Bedrückung, die oft zum Zwecke der Ausbeutung geschieht, kleidet sich fast immer in die Form einer Mission, einer sittlichen oder doch wenigstens politischen Notwendigkeit.

Damit wird aber deutlich, daß die Beziehung der Ausbeutung nicht bloß aus den als kapitalistisch bezeichneten Wirtschaftsverhältnissen hervorgeht. Es kann sich nur darum handeln, ob die gemeinsame Teilnahme von Unternehmern und Arbeitern an der Produktion Voraussetzungen bietet, die die Möglichkeit der Ausbeutung besonders erleichtern. Ferner kann man fragen, welcher Art dann diese Ausbeutung ist, besonders, ob sie als maskierte erscheint, und wodurch sie etwa maskiert wird.

Die kapitalistische Ausbeutung kann nur dort bestehen, wo wirklich ein Unterschied in der sozialen Machtlage zwischen den beiden Partnern des Arbeitsvertrages besteht, der Arbeiter also die Arbeitsbedingungen durch seine ökonomische Lage anzunehmen gezwungen ist, während es dem Arbeitgeber freisteht, das ihm Unwillkommene ohne Nachteil für sich abzulehnen. Man wird, überprüft man die geschichtlichen Tatsachen, sagen müssen, daß dies im 19. Jahrhundert meist und heute noch bisweilen der Fall ist. Indessen mehren sich die Fälle, wo stark organisierte Arbeiter-

massen in der günstigeren Lage beim Vertrage sind und diese Vorteile gelegentlich auf Kosten der Arbeitgeber, häufiger noch im Bunde mit diesen auf Kosten der Konsumenten oder der Allgemeinheit ausnutzen.

Im ganzen läßt sich sagen: Da selbstsüchtig empfindende Menschen überall in der Welt ausbeuten, wenn sie die Möglichkeit dazu haben, so sind auch die meisten Arbeiter von dieser Versuchung nicht ausgeschlossen. Ein sozialistisches System kann in praxi nicht minder ausbeuterisch sein als ein kapitalistisches.

Freilich besteht hier ein Gradunterschied — nicht eigentlich im Willen zur Ausbeutung, wohl aber in der Geschicklichkeit zu ihr. Die gesellschaftlichen Klassen weisen nicht die gleiche Begabung für erfolgreiche Ausbeutung auf. Dort, wo Massen zur Herrschaft und damit zur Ausbeutungsmöglichkeit gelangen, sind sie in der Regel plumper, ungeschickter und leichter der Gewalttätigkeit überführbar. Sie verstehen (mit anderen Worten) nicht im gleichen Grade zu maskieren wie die an Herrschaft durch lange Schulung gewöhnten bisher höheren Klassen. Wer lange Zeit hindurch Druck hat ertragen müssen und sich dabei nur in Verteidigungsstellung befunden hat, hat allenfalls gelernt, sich zu widersetzen, aber nicht anzugreifen. Man muß sich zuvor als Herr der Lage fühlen, ehe man sie für sich ausnutzen kann. Die geistige Beherrschung der Situation, der Überblick über den Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen in ihr, die richtige Einschätzung der sich gegenüberstehenden Kräfte ist notwendig. Die List, die der Bedrückte im Kampfe anwendet, ist anderer Art als die List des Bedrückers. Kommt nun der Bedrückte in die Stellung des Herrn oder Gleichgestellten, so mischt sich in seine Taktik häufig zu viel vom Geiste seiner früheren List und noch zu wenig vom Geiste der List aus Überlegenheit.

Es wäre also, scheint mir, ein gefährlicher Irrtum, wollte man annehmen, die geringeren Erfolge der unteren Klassen in der Ausbeutung wären stets auf edlere Gesinnung, nicht auf geringere Begabung für Maskierung zurückzuführen. Die meisten Menschen und (noch mehr) Menschengruppen unterscheiden sich wenig untereinander in ihren moralischen Qualitäten. Selbstlose, hilfsbereite und mitfühlende Menschen sind überall nicht zahlreich, finden sich aber oben und unten. Mißbrauch der Macht ist eine allgemein verbreitete Tatsache. Freilich behalten Menschen, die aus Elend und Leid emporsteigen, bisweilen eine ihren Motiven in verschiedenem Grade beigemischte Erinnerung daran zurück. Das hat Wirkungen, die nach zwei entgegengesetzten Richtungen

laufen: Bei manchen Naturen erweckt diese Erinnerung das Verlangen nach Vergeltung oder doch nach unbekümmert ichsüchtiger Geltendmachung der nun frei verfolgbaren eigenen Interessen. Bei anderen entsteht aus dem Gedenken an vergangenes Leid der Wunsch, es anders, besser zu machen, statt Schrecken und Not Zufriedenheit und Lebensfreude zu säen. In der Tat lebt in vielen Arbeiterseelen der tiefe Wunsch, eine ausbeutungslose Gesellschaftsordnung zu schaffen.

Jedoch ist es nicht der Zweck dieser Zeilen, Lob und Tadel auszuteilen. Wir tun nur gut daran, wenn wir bei unseren Hoffnungen, die Ausbeutung in der Welt zu mindern, nicht zu sehr mit dem guten Willen neu heraufsteigender Gesellschaftsklassen rechnen. Mag Ross' Satz: Der Wille, auszubeuten, reicht stets so weit wie die Macht [1]) dazu, auch einige Grade zu düster gefärbt sein; es ist ratsamer, mit seiner Wahrheit zu rechnen, als ihn zu sehr einzuschränken.

Auch wird man die Gruppe, also z. B. die Gesellschaftsklasse, hierin anders beurteilen müssen als den einzelnen Menschen. Mag dieser auch von selbstsüchtigen Instinkten beherrscht sein, so wirken doch in seiner Seele dem rücksichtslosen Egoismus mannigfache Gegenkräfte entgegen. Aber von der Gruppe gilt der Satz, daß sie in dem Grade zur Ausbeutung entschlossen ist, in dem sie selbstbewußt und stark ist. Mit jedem Schritte des solidarischen, nach außen feindlichen Zusammenschlusses wächst bei Klassen, Staaten, Kirchen, Bünden der Wille, sich durchzusetzen und sich andere dienstbar zu machen. Dabei lernt die Gruppe immer mehr ihr Vorgehen gegen Außenstehende als einwandfrei vor sich zu rechtfertigen, je mehr sie das Gefühl der Gemeinsamkeit und Gleichheit mit den Nicht-Genossen in sich erstickt. Alle Ausbeutung, sagt Ross, ist offener und unbarmherziger den Ungleichen als den Gleichen gegenüber. Erst ertötet man die Gefühle der Gleichartigkeit, dann lernt man ohne Skrupel auszubeuten.

Erkennt man diese Zusammenhänge, so wird man der Hoffnung, daß mit einem allgemeinen Sieg des straff organisierten Proletariats die Ausbeutung aus der Welt verschwindet, nicht vertrauen können. Es wechseln nur — vielleicht auch nur vorübergehend — die Rollen der Ausbeuter und Ausgebeuteten. Das mag manchem vom Klassenhasse beseelten Proletarier völlig genügen; ihm mag es nur darauf ankommen, die passive Rolle mit der aktiven zu vertauschen. Aber wen danach verlangt, eine allgemeine Besserung des Loses aller Menschen anzubahnen, dem wird dies nicht ge-

[1]) Vgl. l. c. S. 152.

nügen, vielleicht sogar als ein unheilvoller Rückschritt erscheinen, da neue Machthaber rücksichtsloser zu sein pflegen als alte.

Somit können sich die Hoffnungen auf Verminderung von Ausbeutung in der Welt in der Hauptsache nur auf Beseitigung der äußeren Möglichkeiten für sie gründen. Sklaverei, Hörigkeit, Leibeigenschaft, der politische Absolitismus, Monopole auf lebensnotwendige Güter sind immer erst dann verschwunden, wenn die Macht, die hinter ihnen stand, zertrümmert war. Die Gewissensbisse, die die Gewalthaber bisweilen empfinden mochten, reichten allein nicht aus, die Gewalt zu mindern. Erst die Schaffung größerer Gleichberechtigung, demokratischerer Systeme führte zur Abbröckelung der Ausbeutung. Bleibt es jedoch nur bei einer Zertrümmerung von Macht, ohne daß neue Kräfte des Geistes und des Ethos an ihrer Stelle das Regiment übernehmen, so ist kaum etwas gewonnen. Fast mit Notwendigkeit entsteht auf den Ruinen der alten Zwingburg eine neue mit einem neuen, manchmal auch mit dem alten Herrn. Die Ausbeutung selbst maskiert sich nur anders: raffinierter und schwerer erklärbar. Ist es doch ein wichtiger Erfahrungssatz, daß die offene von der maskierten Ausbeutung überdauert wird. Sie scheut jetzt mehr die Öffentlichkeit und ist heimtückischer. Um sie stets entlarven zu können, ist Einsicht und Erkenntnis auf allen Seiten, besonders auf seiten der Ausgebeuteten notwendig. Sie müssen die Lage durchschauen und das Notwendige, Schicksalhafte vom Willkürlichen und aus Gewalt und List Hervorgegangenen unterscheiden können.

Ross zählt einige ihm typisch erscheinende Ausbeutungsverhältnisse auf, nämlich: 1. Ausbeutung der Kinder durch die Eltern (Beispiel: Kinderarbeit beim Proletariat); 2. der Frauen durch die Männer (hierher gehören lehrreiche Untersuchungen über den Wechsel der Arbeitsverteilung auf die beiden Geschlechter. Es entsteht aber schließlich auch die Frage, die Ross übersieht: Wieweit bürden in manchen sozialen Verhältnissen auch die Frauen die Arbeitslast auf die Männer ab?); 3. der Armen durch die Reichen; 4. der Vielen durch die Wenigen. (Auch hier wäre zur Ergänzung der allzu einseitigen Zuspitzung des Verhältnisses bei Ross die Umkehrung des Satzes zu der These: Ausbeutung der Wenigen durch die Vielen, notwendig.) Ross erklärt allzu optimistisch [1]: „The fact is there is no social system under which the many regularly exploit the Few.“ So richtig es ist — wie auch wir es oben getan haben —, auszusprechen, daß die „Massen“

---

[1]) Vgl. l. c. S. 141.

im allgemeinen nicht auszubeuten verstehen, so gibt es doch zahlreiche Fälle, wo die große Mehrheit die Minderheit an ihrer Statt ungebührlich viel arbeiten läßt, ohne es hinreichend anzuerkennen; 5. der Fleißigen durch die Müßigen (das lehrt schon jedes freie Vereinsleben, wo fast regelmäßig zwei oder drei, manchmal auch nur einer die Arbeitslast trägt, die anderen sich auf um so ausgiebigere Kritik beschränken). (In der Lehre von den Klassen ist die Stellung der Klasse der Müßigen eingehender zu untersuchen); 6. der Unwissenden von den Intelligenten. (Beispiele: europäische Händler und Eingeborene; das Schicksal der Indianer.) Indessen: Gibt es nicht auch Ausbeutung der Intelligenz durch die Unwissenden? (Beispiel: Hauslehrerschicksal!); 7. der Unorganisierten durch die Organisierten. (Möglichkeit der Umkehrung auch hier?); 8. der Laien durch die Priester (Beispiel: Brahmanenherrschaft in Indien); 9. der Besiegten durch die Eroberer; 10. der „governed by the rulers" (wir übersetzen frei: des Publikums durch die Beamten).

Uns dient diese Aufzählung nicht als Feststellung, sondern nur als Problemaufweis. Es ist jedesmal erst zu untersuchen, ob, in welchem Maße und unter welchen Umständen Ausbeutung vorliegt? Dabei ist die Unterscheidung zwischen Mißbrauch der Macht schlechtweg und eigentlicher Ausbeutung festzuhalten; so wird sich etwa im Fall 10: Publikum und Beamte, in modernen Verhältnissen oft Anmaßung, bisweilen Machtmißbrauch, selten aber Ausbeutung ergeben.

Die wenigen in der „Tafel" als Beispiele angeführten Unterprozesse dienen lediglich der Illustrierung des Hauptprozesses: Das A s c h e n b r ö d e l ist der alte Märchentypus familiärer Ausbeutung. Nicht jede B e g a u n e r u n g ist Ausbeutung; oft aber vollzieht sich diese auf jenem Wege. Des S c h m a r o t z e n s wurde oben durch die Erwähnung des Parasitentums gedacht. Ebenso wurde darauf hingewiesen, daß R e i c h t u m zu A u s b e u t u n g Anlaß geben kann. Wenn wir P r o l e t a r i s i e r u n g und A u s b e u t u n g in Zusammenhang bringen, rollen wir die Problematik des Sozialismus, speziell des Marxismus auf.

Fragt man, wieso ein soziales Gebilde gerade durch die Häufung von Ausbeutungsvorgängen gefährdet wird, so ist zu antworten: durch sie wird das Interesse der Ausgebeuteten an der Aufrechterhaltung des Gebildeverhältnisses vernichtet. Es entwickelt sich das Verlangen, an seine Stelle andere Beziehungskomplexe zu setzen.

§ 4. Begünstigung und Bestechung, Formalismus und Verknöcherung.

Die Erhaltung eines bestehenden Gebildes ist wesentlich davon abhängig, daß die Einordnung seiner Glieder nach sachlichen Gesichtspunkten, d. h. so erfolgt, wie es dem Gebildezwecke und der Harmonie von Zweck und Mitteln entspricht. Da die Gruppe um ihre Existenz zu kämpfen hat und an ihrer Vervollkommnung ebenso arbeitet wie der tüchtige Einzelmensch an seiner Veredlung, so ist es notwendig, daß jedes Amt in ihr möglichst mit dem dafür Geeigneten besetzt wird und jeder Verkehrsakt von Gruppenfunktionären mit anderen Personen so erledigt wird, wie es seinem Sinne entspricht. Dieser Zusammenhang wird durchbrochen, wenn bei Ämtern und Vorteilen, die die Gruppe gewährt, persönliche Freunde, Verwandte, Bekannte oder Menschen, an deren Gunst einem gelegen ist, bevorzugt werden. Protektion und Begünstigung stören das Gruppenverhältnis ebenso wie der von der anderen Seite ausgehende Versuch, die Gebildefunktionäre durch Gewährung persönlicher Vorteile zu einem anderen Verhalten zu bewegen, als ihrem Amte entspricht.

In der politischen Geschichte werden Beispiele in großer Zahl angeführt, daß besonders die Dynastien durch ihre Günstlingswirtschaft ihren Staat und damit die Monarchie selbst geschädigt haben. Aber nicht nur die absoluten und demokratischen Staaten, sondern jedes Gebilde, in dem Macht und Machtstellung zu vergeben ist, ist dieser Gefahr ausgesetzt.

Aus Bestechung wird K o r r u p t i o n, bei der die öffentlichen Interessen privaten Vorteilen untergeordnet sind. Aber schon die Ansätze zur Protektion und Patronisierung in dem Spielenlassen von K o n n e x i o n e n, d e r N e p o t i s m u s, der bei Anstellungen jüngere Verwandte begünstigt, schwächen eine Gruppe oder ein abstraktes Kollektivum. Unser leitender Terminus B e z i e h u n g bekommt in diesem Zusammenhange einen besonderen, unerfreulichen Sinn: man hat „Beziehungen", bedeutet: daß man in der Lage ist, die private Verbindung zu mächtigen, einflußreichen oder maßgebenden Personen in Angelegenheiten auszunutzen, die jenseits einer privatim bestimmten Entscheidung stehen sollten. Fraglos wird das öffentliche Leben durch ein Obwalten des Klüngels auf die Dauer ruiniert.

Es könnte angesichts der zerstörenden Kräfte, die aus der Korruption hervorgehen, als wichtigste Aufgabe erscheinen, in jedem Allgemeinaufgaben dienenden Gebilde das Hineinspielen privater Zwecke und Nebenabsichten mit allen Mitteln der Bestrafung, Verächtlichmachung und Belohnung für ihre Vermeidung zu bekämpfen. Freilich kann dann diese völlige Verpönung des

Privaten (was nicht dasselbe ist wie das Persönliche) die entgegengesetzte Gefahr heraufbeschwören: die Apathie und Gleichgültigkeit für das Soziale. Man sollte niemals auf die Stärke des Zaubers, den das Moralische auf die Menschenseele ausübt, allzuviel Vertrauen setzen. Merzt man alle privaten Interessen aus, und erwartet man nunmehr das Gedeihen des Gebildes von dem Bewußtsein sittlicher Tadelfreiheit und Sittenreinheit, so kann man die Erfahrung machen, daß zwar weniger gesündigt, aber auch weniger geleistet wird. Der Durchschnittsmensch ist meist nicht bloß durch sittliche Bande, sondern auch durch Übereinstimmung seines privaten Nutzens mit dem Gruppenwohl an die Sozialsphäre geknüpft. Man kann in katonischer Strenge das private Interesse auch zu sehr aus dem öffentlichen Leben ausschalten; dieses erstarrt dann infolge zunehmender Gleichgültigkeit der Menschen, die sich nunmehr lieber ihren erfolgversprechenden Geschäften und Gevatterschaften zuwenden. So läßt sich beobachten, daß manche Beamte trotz der Ehren, die der Staatsdienst mit sich bringt, sobald sich eine Gelegenheit zeigt, den Kreisen der Industrie, des Handels und der Banken zustreben, nicht nur in der Erwartung, besser bezahlt zu werden, sondern auch darüber hinaus, ihren privaten Interessen besser dienen zu können.

Aber nicht nur die Gefahr, daß, wer die Skylla der Begünstigung im Gebildeleben vermeiden will, Mühe haben wird, es vor der Charybdis des Indifferentismus zu retten, kommt in Frage; auch ganz abgesehen von der Schwierigkeit, jede Spur von Patronagesystem zu beseitigen, droht alternden Gebilden die Gefahr der Verknöcherung, von der ja der Indifferentismus nur eine Spezialerscheinung ist.

Alle Gruppen und Kollektiva, die traditionsgebunden sind und eine längere Zeit unverändert bestanden haben, drohen zu veralten und einem bloßen Formalismus (statt des Dienstes des Wesentlichen) zu verfallen.

Soziale Einrichtungen werden schnell alt; haben sie ein bis zwei Generationen bestanden, ohne sich mitten in einer Welt des beständigen Wandels selbst zu verändern, so besteht zumeist nicht mehr der organische und fruchtbare Zusammenhang zwischen ihnen und dem allgemeinen sozialen Leben. Mit der ihnen innewohnenden Trägheit klammern sie sich im Bewußtsein einer Disharmonie um so heftiger an die überkommenen Regeln, auf denen sie herkömmlich beruhen, und suchen in der Erfüllung von immer inhaltsloser werdenden Formvorschriften ihr Heil. Die Ver-

steinerung der Gruppe zeigt sich im Kultus der Phrase und in der Hochhaltung des dürftigsten Ideals, das es geben kann, der bloßen Korrektheit.

Das Festhalten an veralteten Regeln und die Übertreibung der Bedeutung des Nebensächlichen ist bisweilen das Ergebnis von Dummheit und Trägheit mittelmäßiger Köpfe. Sie versehen ihre Aufgaben und Dienste scheinbar gewissenhaft, geben sich aber damit zufrieden, das nur äußerlich und schematisch zu verrichten, was aus dem Wesen der Sache heraus verstanden sein will. Wenn sie den ihnen auferlegten Vorschriften dem Buchstaben nach getreu sind, ohne sich um die Wirkungen ihrer Handlungen zu bekümmern, glauben sie genug getan zu haben. Welche Verheerungen richtet dieser Formalismus besonders in der Rechtsprechung, Armenpflege und im ganzen Wohlfahrtswesen an.

Damit hängt jener „Übermut der Ämter“ zusammen, der sich gefeit glaubt gegen das Urteil der Zeitgenossen, der Nichtbeamteten und bloßen „Objekte“ der Verwaltung. Es entsteht aus Konservatismus ein Mißverhältnis zwischen dem Urteile und den Fähigkeiten einer reifenden Bevölkerung und den am Alten und an hochmütigen Vorurteilen klebenden Funktionären der Öffentlichkeit.

Freilich ist die Scheu der Verantwortlichen und Sachverständigen vor dem Wechsel begreiflich und nicht immer ganz ungerechtfertigt. Es ist nicht leicht, den komplexen Apparat eines Gebildes umzustellen. Die Änderung an einem Punkte zieht in der Regel zahlreiche andere Umgestaltungen nach sich. Die Teile eines Mechanismus, als den wir unten den hier obwaltenden Gesichtspunkten das Gebilde ansehen können, sind aufeinander angewiesen; eine Bewegung, die wir nur auf den einen von vielen sozialen Zusammenhängen richten möchten, läuft durch das Ganze und zeitigt unerwartete, unbeabsichtigte Folgen. Das Prinzip „quieta non movere“ wird aus solchen Erfahrungen begreiflich. Man vertraut lieber der über menschliche Weisheit hinausgehenden vis medicatrix naturae als dem Aberwitze, der glaubt, er könne nach eigenem Dünken die Entwicklung lenken.

Immerhin ist zwischen der Einsicht, daß es manchmal besser ist, nichts zu tun, als bessern zu wollen, und jenem trägen Konservatismus, der sich dem Veralten sozialer Erscheinungen nicht widersetzt, noch ein beträchtlicher Unterschied. Aber es muß zugestanden werden, daß das Umdirigieren eines sozialen Apparats starke Elastizität, Anpassungsfähigkeit und einen regen Wirklichkeitssinn erfordert. Ob und in welchem Grade Veränderbarkeit

gegeben ist, muß der Einsicht der wahrhaft Sachverständigen überlassen bleiben. Nur dürfen die Kenner nicht, was nicht selten der Fall ist, auch Leute sein, die nur ihren kleinen Lebensbezirk beobachten, nur seine Vorgänge und Interessen im Auge behalten und überschätzen. Es ist wahr, daß die meisten Menschen die ihnen gestellte Aufgabe, wenn überhaupt, nur einmal in den Anfangsstadien, dann aber nicht wieder durchdenken; aber die Gegner, die eine Einrichtung mit revolutionärer Leidenschaft hassen und beseitigen wollen, denken die Schwächen und Angriffsmöglichkeiten um so häufiger immer wieder durch und betrachten das Althergebrachte mit um so kritischeren Augen.

Will man ein Gebilde vor Verknöcherung schützen, so muß man die Jugend zur Mitwirkung an der Bewältigung gesellschaftlicher Aufgaben heranziehen; denn jene Krankheit des Gebildes ist in ausgesprochenem Maße eine Alterserscheinung, nicht nur in dem Sinne, daß sie alte Gebilde mehr befällt als junge, sondern auch insofern, als sie aus Greisengesinnung hervorgeht. Auch die Talentierten, Phantasievollen wirken dem Veralten entgegen. Freiheit für Initiative muß bestehen. Im gleichen Grade aber muß der kritische Geist und die exakte Methode gepflegt werden, die nicht vor den geschichtlichen Einrichtungen haltmachen, sondern auch sie mit verantwortungsvollem Eifer nachprüfen.

§ 5. Radikalismus.

Geht dieser Appell an Jugend, Talent und Kritik über das einem Gebilde zuträgliche Maß hinaus, so ist die entgegengesetzte Gefahr gegeben: der Radikalismus. Er wird dadurch zu einer zerstörenden Kraft, daß man glaubt, es käme nur darauf an, ein Prinzip mit äußerster Willenszuspitzung durchzuführen, ohne auf die entgegenwirkenden Kräfte Rücksicht zu nehmen. Sind Verknöcherung und Formalismus Gebrechen des sozialen Alterns, so ist der Radikalismus die eigentliche Jugendkrankheit. Unter seiner Herrschaft besteht der Glaube, es komme in der Welt nur auf einen starken Gefühls- und Willensaufschwung an. Man müsse nur die Seelen aufrütteln. Eine vom Bestehenden gelangweilte oder gar angewiderte Sensationslust ringt in Unwissenheit der Größe der damit gestellten Aufgabe nach neuen Zielen, die schon um deswillen, daß sie neu sind, erstrebenswert erscheinen. Der Radikalismus verachtet die ausgleichende Klugheit; er ist leichtfertig in Versprechungen, unkritisch beim Vergleiche des Älteren und des Neuen und wähnt, wenn man nur zunächst das Mißliebige beseitige, so werde sich schon der rechte Weg aus dem Chaos zum neuen Kosmos ergeben.

Er führt stets zu Enttäuschungen. Die pietätlose Verkennung

der immer (neben Todeswürdigem) im Bestehenden enthaltenen Werte, die anmaßliche Unterschätzung der Erfahrungen und Notwendigkeiten, die sich in vorhandenen Einrichtungen (mangelhaft und nach Besserung verlangend) kristallisiert haben, zieht ihre (meist zu späte) Rache nach sich. Aus Übertreibungen entsteht keine Harmonie. Was der Radikalismus aufbaut, zerfällt alsbald wieder.

In psychologischer Hinsicht handelt es sich um den Wahn, daß es nur auf den angeblich Berge versetzenden Glauben ankäme, um Erfolge zu erzielen, nicht auf Können, klares Wissen und Maßhalten. Mögen wir den himmlischen Dingen am ehesten mit dem vertrauenden und demütigen Glauben begegnen; in irdischen Angelegenheiten sollte man aufhören, mit ihm zu argumentieren. Während des Krieges wurde uns oft zugemutet, die Erfolge und Mißerfolge als Ergebnisse der Glaubenskraft anzusehen; kritische Zweifel galten als erfolgmindernde oder -vernichtende Böswilligkeiten; man „glaubte" an Hindenburg oder das U-Boot oder die giftigen Gase usw. Der Lauf der Welt kümmert sich aber um nichts so wenig als um den Glauben der Menschen. Können, Kaltblütigkeit, Folgerichtigkeit, Ausdauer, Nüchternheit und umsichtiges, phrasenloses Wissen beeinflussen das soziale Leben um so mehr.

Den Soziologen wird es immer fesseln, den Kampf des Neuen gegen das Alte und des Alten gegen das Neue zu beobachten und zu untersuchen. Für das Alte gibt es beim Aufkommen eines ihm feindlichen neuen Prinzips drei Möglichkeiten: es weicht aus; es paßt sich an; oder es erdrückt das Neue. Selten wird es ohne weiteres das Feld räumen; mag es auch zage und kampfunfroh dem Neuen gegenüberstehen, so wird es durch das Trägheitsgesetz doch gezwungen, möglichst zu beharren. Das neue Element kämpft durch die Erregung neuer Hoffnungen und Erwartungen und sucht sich die Begierden der Menschen durch Eröffnungen verheißungsvoller Perspektiven zu gewinnen. Dem setzt das alte Element sein Ansehen, sein Prestige entgegen; es bietet den ihm zu Gebote stehenden Einfluß auf, indem es auf vollbrachte Leistungen der Vergangenheit hinweist. Das neue Element gibt sich als Prinzip der Freiheit oder kleidet sich in die geheimnisvollen Formen einer überraschenden Originalität; es sucht durch Ungewöhnlichkeit zu verblüffen. Das alte Element pocht demgegenüber auf seine bewährte Solidität und Echtheit. In einem wenig besonnenen Kreise unintelligenter Menschen findet eine „Neuheit" leicht Anhänger; ein Ding scheint schön, weil es „modern" ist; andererseits ist die

träge Blasiertheit der an der Gewohnheit hängenden laudatores temporis acti ein beständiges Hemmnis des Fortschritts.

Daß der Kameralismus, jener Geist der Aktengläubigkeit, die Gefahr formalistischer Verknöcherung enthält, besagt auch jener resigniert-skeptische Satz, daß Königreiche fallen und Staaten in den Staub sinken, aber die Bureaus bleiben.

Der Weg der Verknöcherung führt über die Mechanisierung eines als Lebensprozeß gemeinten, fortbildungsfähigen und elastischen Vorgangs.

Das Kannegießertum zerrt die als höchste Lebenskunst gedachten Vorgänge der Politik in die dumpfe Sphäre der trägen Spießbürgerei hinab.

In der Sozialpolitik ist zu untersuchen, inwieweit Streik und der moderne Syndikalismus auf Radikalisierung beruhen.

Der Geist des Aufruhrs entsteht aus Radikalismus. Die Seelen der Menschen werden zunächst revolutioniert, d. h. in jenen Zustand von Erregung versetzt, in dem ein völliger Bruch mit den aus der Vergangenheit überkommenen Einrichtungen als unumgängliche Voraussetzung eines Fortschritts erscheint.

Im Chauvinismus entlädt sich der angriffslustige Radikalismus gegen ein anderes Volk oder einen anderen Staat.

§ 6. Kommerzialisierung.

Wer (wie der Verfasser) die Pflege der Soziologie mit dem Studium der Sozialökonomik verbindet, wird sich, wenn er sich vor die Aufgabe gestellt sieht, den Zerstörungsprozeß der Kommerzialisierung zu schildern, von der Fülle der Probleme und des Materials wie erdrückt fühlen. So ergibt sich auch in diesem kurzgefaßten Grundriß der allgemeinen Soziologie für uns die Notwendigkeit, daß wir uns noch mehr als bisher auf knappe Skizzierung der allgemeinsten Linien beschränken [1]). Gehören doch alle Probleme, die der sog. „Kapitalismus“ und der Sozialismus aufgeben, ferner die meisten Grundprobleme der Sozialpolitik (soweit sie durch soziologische Untersuchungen „untermauert“ werden müssen) zu diesem Paragraphen. Die Beziehungslehre steht ja keineswegs abseits von diesen Fragen, die in einer geschichtlich bedingten, aber sachlich ungebührlichen Ausweitung zu den sozialen Problemen der Gegenwart gemacht worden sind; aber in ihrer sehr viel allgemeineren und zugleich elementareren Aufgabenstellung schrumpft die ganze Wirtschaftssoziologie bloß zu einem Ab-

[1]) Ich tue es in der Hoffnung, daß es mir später vergönnt sein möge, diese allgemeine Soziologie durch eine spezielle „Wirtschaftssoziologie“ zu ergänzen.

schnitte des Ganzen zusammen. Wirtschaften ist ja keineswegs ein einfacher und elementarer Lebensprozeß, sondern ein recht komplexer Vorgang, der sich bei der Analyse in eine Reihe von allgemeineren, zum Teil biologisch erklärbaren Prozessen auflöst.

Wir verstehen unter Kommerzialisierung die zunehmende Unterwerfung einer zwischenmenschlichen Beziehung unter den Gesichtspunkt der Mehrung an Verfügungsgewalt über (die insgesamt relativ knapp vorhandenen) wirtschaftlichen Güter. Wir könnten mit Ross kurz von Unterwerfung unter das Profitmotiv reden, wenn der Begriff „Profit" nicht in der Wirtschaftstheorie seit Adam Smith und Ricardo eine spezielle Bedeutung erlangt hätte; brauchbarer wäre: Unterwerfung unter das Streben nach Reinertrag, über den man verfügen kann.

Daß wir Kommerzialisierung zu den E-, nicht zu den B-Prozessen rechnen müssen, ergibt sich daraus, daß Wirtschaften (und damit die Beurteilung einer menschlichen Beziehung unter dem Gesichtspunkte des materiellen Reinertrags) zumeist nur im Rahmen eines sozialen Gebildes möglich ist. Gewiß: auch Robinson muß angesichts der Knappheit der Mittel zu seiner Bedürfnisbefriedigung auch „wirtschaften". Auch wenn sich nur ein Mensch und die (außermenschliche) Natur gegenüberstehen, muß gewirtschaftet werden. Wirtschaft ist (bei aller ihr anhaftenden begrifflichen Kompliziertheit) ein allgemeines „Grundverhältnis" der Menschen, jedoch keine allgemein menschliche Beziehung. Die Gestaltung der Wirtschaft zu einem Aufgabenkomplex von großer Mannigfaltigkeit ergibt sich aus dem Gruppenleben der Menschen. Die Tatsachen einer Erwirtschaftung eines Reinertrags und besonders der Verfügungsgewalt über ihn sind nur aus gesellschaftlichen Zusammenhängen zu verstehen. (Daß Robinson über den Ertrag seiner Produktion verfügen darf, ist selbstverständlich, da niemand da ist, mit dem er teilen könnte. Erst mit dem Erscheinen Freytags beginnt die Aufgabe einer Ertragsverteilung.)

Daß Kommerzialisierung zu einem Zerstörungsprozesse im Gebilde werden kann, ergibt sich wieder erst mit der Häufung der Vorkommnisse. Das Streben nach Reingewinn ist an sich notwendig und hat in einer normalen, gesunden Gruppe den „Rang" eines differenzierenden Prozesses. Aber das Überhandnehmen des Profitstrebens ist wieder der Ausgangspunkt für die Zersetzung des Gebildes. Wenn die Gewinn- und Habsucht die Motive der Sympathie, des Gemeingefühls, der Freude am Werke als solchem erdrückt und über die Seele der Menschen,

über ihr Handeln und ihre Stellung zu ihrer Gruppe und ihren Mitmenschen Übermacht gewinnt, beginnt die Kommerzialisierung. Andere Motive müssen dem Erwerbsmotiv ausreichenden Gegenpart halten.

Es bleibt ein Vorteil, der oft nicht genügend gewürdigt wird, daß die in Urproduktion, Gewerbe und Handel organisierte Sozialwirtschaft dem Erwerbsgeiste eine — sagen wir — legitime und relativ geordnete Betätigungsmöglichkeit gewährt; das Zerstörerische der Kommerzialisierung tritt stärker zutage, wenn es auf das Außerwirtschaftliche übergreift, wenn allgemeinmenschliche Beziehungen wie Liebe und Ehe, Kameradschaft und Genossenschaft, oder wenn Kunst und Wissenschaft unter den Gesichtspunkt des materiellen Reingewinns gestellt werden [1]).

§ 7. Verkehrung. Das in einem weiteren Sinne gefaßte Wort Verkehrung hätten wir als Überschrift über alle anderen zerstörenden Prozesse setzen können; denn dann eben werden Ausbeutung, Verknöcherung Radikalisierung, Bestechung und Kommerzialisierung dem Gebilde gefährlich, wenn sie imstande sind, die ihm gestellte Aufgabe und die dazu geeigneten Mittel so zu verändern, daß seine eigentliche Funktion nicht erfüllt werden kann; sie „verkehren" die Gruppe. Indessen ist bei den bisher genannten Prozessen die Pervertierung zwar die Wirkung, aber im allgemeinen nicht das bewußt angestrebte Ziel der zerstörenden Kräfte.

Um Verkehrung im engeren Sinne handelt es sich, wenn Gebilde, ihre Einrichtungen und menschlichen Funktionäre bewußt in den Dienst anderer als der ihnen gemäßen Aufgaben gestellt werden. Oft freilich tritt eine solche Ablenkung der in Gebildeprozessen wirkenden Bewegungen in einen anderen Kanal auch gegen den Willen von Menschen als ungewollte Folge absichtsvollen Tuns ein. Ein Gebilde ist ja stets eine Form, in dem der Inhalt wechseln kann. Die Form überdauert bisweilen den ursprünglich gegebenen Inhalt beträchtlich. Bis zur Verwandlung ins Gegenteil des anfänglich Beabsichtigten kann sich der Gebildezweck ändern. Es wäre eine fesselnde Aufgabe, die Geschichte der großen, Epochen überdauernden Institutionen daraufhin zu untersuchen, in welchem Grade das Ursprüngliche des geistigen Inhalts bestehen geblieben, worin es gewandelt worden ist.

Aber uns beschäftigen hier lediglich innerhalb dieser allgemeinen Entwicklung die Versuche der Menschen, die Bewegung in eine andere Richtung umzubiegen. Freilich mischen sich diese Ab-

[1]) Eine Besprechung der in der Tafel aufgeführten Unterprozesse der Kommerzialisierung müssen wir der „Wirtschaftssoziologie" vorbehalten.

sichten, wie wir schon mehrfach im vorausgehenden Kapitel zeigen konnten, in mannigfacher Weise mit den Notwendigkeiten oder Möglichkeiten der sachlich gegebenen Situation. Gerade das Anwachsen einer Gruppe zwingt oft den Menschen den Entschluß auf, den Gebildeprozessen, soweit Menschen es vermögen, eine andere Richtung zu geben. Es kommt der Augenblick, wo die Gewinnung neuer „Mitglieder“ aus einem Neben- ein Hauptzweck zu werden droht; wo sich die wirtschaftlichen Aufgaben „ungebührlich“ hervordrängen; wo sich die Gruppe, in den allgemeinen sozialen Konflikt gestellt, zur Machtgruppe politisieren muß; oder die Verwaltung wird verwickelter und schwieriger, so daß sie an Wichtigkeit anschwillt. Aus der ursprünglichen heroischen tritt ein Gebilde in die bureaukratische Periode: Formen, Satzungen und Regelungen werden wichtiger; der Geist tritt zurück.

Das sind objektive Pervertierungsvorgänge, bei denen die Menschen mehr als Werkzeuge des Schicksals und des Naturgesetzes erscheinen denn als aktive Verursacher. Wir greifen aus diesem Geschehen nach Möglichkeit die Elemente der mehr oder weniger bewußten Willensprozesse von Menschen heraus, ohne dabei zu vergessen, daß sie Teilerscheinungen aus jenem allgemeineren Lebensprozesse des Wachsens, Wandelns, Blühens und Verblühens sind.

Wenn aber, wie eben angedeutet, die Form des Gebildes überdauert, kann man dann von seiner Zerstörung reden? Sicherlich; denn seinen Sinn bekommt das Gebilde aus seinem Ideengehalte und von dem mit ihm angestrebten Zwecke. Es ist wohl möglich, daß eine Vereinigung als Form (z. B. als Rechtsform) Jahrhunderte lang besteht. Wenn aber ihr subjektiv gemeinter Sinn (d. h. das, was die Menschen, die zu ihr gehören, erstrebt haben) durch ganz neue Zielsetzungen verdrängt worden ist, so ist das Gebilde im soziologischen Sinne untergegangen; denn es sind andere menschliche Beziehungen, die nun in ihm obwalten. Wenn ein der kontemplativen Gottesverehrung gewidmeter Orden zu einem kirchenpolitischen Kampforden (etwa ohne Namensänderung, ohne Umwandlung der rechtlichen Struktur und ohne Vernichtung der äußerlich festgehaltenen, in Formen erstarrten Tradition) geworden ist, so ist im Vorgange der Verkehrung das alte Gebilde zerstört und durch (soziologische) Neubildung wieder aufgebaut worden. (Mehr denn je ist es hierbei notwendig, sich von dem juridischen Formbegriffe bei soziologischen Untersuchungen ganz frei zu machen.) [1])

[1]) In welchem ganz anderen Sinne die Beziehungslehre eine „formale“ Soziologie ist, darüber vgl. Kap. I.

Bisweilen kann bloßer Dilettantismus, der mit den Gebildeaufgaben nur spielt, ohne ihnen ernsthaft zu dienen, eine Gruppe verkehren. Das taten Cäsaren, orientalische Tyrannen und absolute Fürsten nicht selten mit den Staaten; oder wohlhabende und einflußreiche Leute, die sich zu den „oberen Zehntausend" rechnen, mißbrauchen eine Vereinigung, die zu Kunst- oder gelehrten Zwecken besteht, zu einer Selbstbespiegelung in geselliger Form.

Mißbrauch als Quelle der Pervertierung ist allerdings recht allgemein. Aber im Gegensatze zum bloßen Dilettantismus ist hierbei der (oft maskierte) Vorgang gemeint, bei dem die Vorsätzlichkeit der Zerstörung hervortritt.

Unter Nihilismus ist die Gebildeverkehrung gemeint, die aus der völligen Skepsis gegen soziale Zwecksetzung hervorgeht.

Renegaten suchen nicht selten den Zusammenhang des von ihnen verlassenen oder zu verlassenden Gebildes durch Pervertierung zu unterhöhlen.

Reaktionäre, die offene Feindseligkeit gegen eine neu aufgerichtete öffentliche Ordnung scheuen, suchen unter Wahrung der Gebildeform den Geist der Gruppe in die alte, überlebte Richtung zu drängen und damit den Sinn der neuen Einrichtungen zu verfälschen.

Daß sich die schon mehrfach erwähnte Interessenvertretung zur Verkehrung des Gebildes auswachsen kann, ist bekannt. So können politische Parteien zu ökonomischen Machtgruppen, Vereinigungen, die allgemeine geistige Ziele pflegen, zu Heimstätten von Kliquen und Sondergruppen werden.

Jedoch besondere Aufmerksamkeit verdienen die beiden Zerstörungsprozesse, die Ross als Antizipation und Simulation bezeichnet hat [1]).

§ 8. Antizipation und Simulation.

Wir verstehen unter Antizipation das Verhalten von Menschen, die vom Verhalten anderer abhängig sind, und die sich scheinbar anpassen, um das Verhalten der anderen gegen sie unschädlich zu machen. Mit Simulation meinen wir das Bestreben von (in irgendeinem Sinne sozial) Unzulänglichen, dadurch die ihnen sonst versagte gesellschaftliche Billigung zu er-

---

[1]) Sie werden von ihm in Kapitel LIV zusammen mit dem principle of individualization (LVI) und dem principle of balance (LVII) in einem fünften Teile seines Werkes gesondert von den sozialen Prozessen behandelt. Wir vermögen die Trennung der „sociological principles" wie die der „social products" von den Prozessen nicht einzusehen. Es scheint uns dabei eine unzulängliche Fassung des Begriffs „sozialer Prozeß" vorzuliegen.

langen, daß sie ihre Übereinstimmung mit dem anerkannten sozialen Typus heucheln.

Es handelt sich also um Sonderfälle in den (in Kapitel II) hervorgehobenen unechten Beziehungen. Sie werden hier in den Zusammenhang mit der Verkehrung und dadurch der Zerstörung des Gebildes gerückt; denn auch durch diese beiden Unterprozesse der Pervertierung wird das Gebilde gefährdet.

Inwiefern ist der erstgenannte Vorgang, der — wieder anders betrachtet — der Anpassung durch Mimikry, die uns im fünften Kapitel beschäftigt hat, verwandt ist, Antizipation, also eine Vorwegnahme von Wirkungen? Zunächst gibt es eine „Vorwegnahme" von Folgen sozialen Geschehens, die nichts weniger als ein zerstörender Prozeß, vielmehr ein Werkzeug rationalen (speziell politisch rationalen) Handelns ist. Der Gesetzgeber, der Staatsmann, der Verwaltungsbeamte, der Erzieher usw. müssen sich, ehe sie handeln und während sie handeln, die Folgen jedes aktiven Eingriffs ins gesellschaftliche Leben, den sie beabsichtigen, vergegenwärtigen. Darin besteht das Wägen, das dem Wagen vorausgehen soll. Je größer die Fähigkeit des Praktikers ist, sich möglichst viele Wirkungen, auch die ferner liegenden und die *unbeabsichtigten* Konsequenzen der Tat ungeschminkt im Geiste vorzustellen, desto weiser wird man ihn nennen müssen. Die Plumpheit vieler Verbote und Gebote beruht darin, daß bei ihnen vorher nur *ein* oder wenige Kausalzusammenhänge bedacht worden sind. In Wirklichkeit wirkt jede öffentliche Maßnahme wie ein Stein, der ins Wasser geworfen ist, und der nicht nur in *einer* Linie die Oberfläche bewegt, sondern kreisförmig nach allen Richtungen. Die Vorwegnahme der kommenden Ereignisse durch den in Erfahrungen gewitzigten Verstand ist der eine Teil der staatsmännischen, schließlich aber überhaupt aller Lebensklugheit.

Indessen gibt es eine Art Antizipation, die gerade dem Vorgehen der Förderer und Funktionäre des Gemeinwesens (oder der Gruppe) entgegenwirkt und es zu durchkreuzen unternimmt. Abhängige, gebundene Menschen — „Untertanen" in jedem Sinne — suchen dem Verhalten ihrer Vorgesetzten, der Gesetzgeber und Beamten, das ihnen unbequem werden könnte, von vornherein dadurch zu begegnen, daß sie es vorwegnehmen. Sie deuten aus Anzeichen, Äußerungen, Vorkehrungen, die getroffen werden, die Absichten der Machthaber und passen sich der kommenden Politik, so gut sie können, an. Sie suchen sich möglichst schnell und schlau zu orientieren, wie „der Wind weht". Mit dieser Vor-Anpassung können nicht selten die Absichten jener zunichte gemacht werden.

Aus der Antwort auf die stete Frage der Ängstlichen, aber Schlauen: was bereitet sich vor? welcher Kurs ist zu erwarten? ergeben sich ihre selbstsüchtigen Entschlüsse. Solche Antizipationen häufen sich in revolutionären Zeiten, wo charakterlose Streber oft die Partei nicht aus Gesinnungswandel, sondern aus Berechnung wechseln.

Gegen solche Antizipationen, die beständig das wahre Gesicht der Gruppe fälschen, kann sich der kluge Staatsmann (Pädagoge, Vorgesetzte) nur wehren, indem er bei seinen Plänen diese Antizipationen der Schlauberger selbst antizipiert. Er rechnet bei seinen Erwägungen mit dem Verhalten der Menschen, die er zu beeinflussen strebt. Er fragt nicht nur: was halte ich für sachlich notwendig?, sondern auch, wie seine Politik voraussichtlich auf das Volk (seine Zöglinge, das Publikum usw.) wirken wird, und welche vulgären Antizipationen zu erwarten sind.

Freilich kann man auch zu viel fragen: was kommt danach? wie wird es auf andere wirken? Besonders verhängnisvoll kann diese „Antizipation der Antizipation" wirken, wenn sie nicht bloß an den Nächstbetroffenen (Menschen oder Menschenkreis) denkt, sondern auch an Dritte. Es gibt Konflikte zwischen Nachsicht und individuellem Entgegenkommen auf der einen und Berücksichtigung der Fernwirkung auf der anderen Seite.

Man mag z. B. geneigt sein, Milde gegen jemanden, der sich vergangen hat, walten zu lassen, fürchtet aber, daß Dritte durch die Begnadigung oder Freilassung ermutigt werden könnten, aus der Nachsicht Anreiz zum Verbrechen zu schöpfen. Auch hat man geglaubt, Findelhäuser oder Fürsorge für uneheliche Mütter oder eine menschenwürdige Behandlung der sog. Prostituierten hintanhalten zu sollen, um nicht andere zu illegitimen geschlechtlichen Verbindungen anzureizen. Oder Maßnahmen der Armenpflege und Fürsorge sind oft von Unwürdigen, für die sie nicht bestimmt waren, bisweilen unter Verdrängung derer, die gemeint waren, mißbraucht worden, woraus dann die Kritiker der Wohlfahrtspflege die Berechtigung schöpfen zu können meinten, daß es sich um ein überhaupt verfehltes Beginnen handle.

Ross, dem wir in der uneingeschränkten Gutheißung der Abschreckungstheorie nicht zu folgen vermögen, erzählt die kleine Geschichte von der Kaiserin Dowager von China, die aus Mitleid mit den Tieren in Peking die gefangenen Vögel zu kaufen begann, um sie danach fliegen zu lassen; das hatte zur Folge, daß an anderen Orten der Vogelfang erst recht blühte, weil es nun zu einem guten Geschäft wurde, Vögel in Käfigen den Blicken der mitleidigen Frau zu nähern.

In der Tat erklärt sich manches (für eine nur den individuellen Fall berücksichtigende Betrachtung) wie Härte erscheinende Vorgehen als ein Ergebnis einer den sozialen Zusammenhang, d. h. hier die Wirkung auf Dritte, in den Vordergrund stellendes Verhalten. Man will antisoziale Typen nicht ermutigen und setzt an die Stelle des Urteils über den individuellen Fall die soziale Einschätzung. Man versagt etwa Hilfe den Arbeitslosen, weil es auch Arbeitsscheue gibt. Man will durch unerbittliche Strenge diejenigen abschrecken, die nur auf das Aufleuchten des Mitleids und der Rührung lauern, um sie sich skrupellos zunutze zu machen.

Eine theoretisch fixierbare Grenze zwischen den beiden gegeneinander stehenden Motivreihen gibt es nicht. Aber uns will scheinen, als ob die generalisierende Betrachtungsweise, die ungroßmütig und überängstlich die Wirkung auf Dritte über die Würdigung des Einzelfalles stellt, oft verkehrt ist. Man soll sicherlich die Fernwirkung nicht außer acht lassen, aber sie darf nicht den Primat vor der Nahwirkung beanspruchen. Gemeine Naturen, die Milde mißbrauchen, gibt es sicherlich. Aber soll man deshalb aufhören, wohlwollend zu sein? Der Umstand, daß es Verbrecher gibt, darf nicht dazu führen, die anständigen Menschen en canaille zu behandeln. Bisweilen gewahrt man sogar die absurde Umkehrung, daß eine unzulängliche Polizei und Justiz die Schwerverbrecher relativ nachsichtiger behandelt als die Übertreter untergeordneter Bestimmungen.

Jene Mimikry, die wir (nach Ross' Vorbilde) Simulation nennen, gibt Identität mit einem Menschentypus vor, der soziale Billigung genießt, und sucht sich dadurch Einfluß zu erschleichen. Das ist besonders das Vorgehen der Schmarotzer. Die falschen Frommen, die vor Ergebenheit angeblich ersterbenden Hofleute der Fürsten, die Simulanten des Geschäftslebens, die ihre minderwertigen Erzeugnisse durch prahlerische Reklame und Markennachahmungen usw. an den Mann zu bringen versuchen, gehören in diesen Kreis. Wenn der, welcher skrupellos selbst nachahmt, auf sein Fabrikat die Worte setzt: vor Nachahmung wird gewarnt, handelt es sich um einen Akt der Simulation. Zahllos sind die Beispiele, wo sich im sozialen Leben das unechte oder halbechte Element mit dem Anschein der Echtheit gibt, sich bisweilen durch Übertreibung verrät, oft aber Leichtgläubige findet, die darauf hineinfallen.

Auch hier kann die Häufung solcher unechten Beziehungen zur Verkehrung des Gruppenlebens führen; es tritt durch solche Verfälschung zum mindesten eine Senkung des Gebildeniveaus ein.

§ 9. Institutionalisierung und Professionalisierung.

So wenig es angängig ist, schlechtweg in den Lastern der Menschen die das Gebilde zerstörenden Kräfte zu sehen, so wenig sind die Tugenden, eben weil sie Tugenden sind, die aufbauenden Kräfte der Gruppe. Der Charakter eines gesellschaftlichen Gebildes ist nicht derselbe wie der der Menschen. Die Eigenschaften und Bewertungen der Ethik kann man nicht auf die Gruppe übertragen. Die Gebilde sind Schöpfungen eines viel geringeren Wertgrades als der Mensch. Das, was sie zusammenhält, braucht nicht dasselbe zu sein wie das, was sittlich den Menschen an den Menschen bindet, oder gar wie das, was dem Einzelmenschen den Rang einer Persönlichkeit verleiht. Es ist auch nicht so, daß die Gebilde, die aus sittlich guten Menschen bestehen, fester sein müssen als die aus moralisch minder wertvollen Personen gebildeten Gruppen und umgekehrt. Es kommt auch darauf an, wie diese Gebilde gebaut sind. Man muß endlich lernen, die soziale Baukunst von der Ethik zu unterscheiden als eine Lehre und Praxis mit eigenen Gesetzen. Es gibt Gebilde, die so beträchtliche Konstruktionsfehler aufweisen, daß ihre Wirksamkeit erfolglos bleibt, auch wenn sie, wie Ross einmal sagt [1], „aus Heiligen" beständen, während es andere Gebilde gibt, deren Bau so kunstvoll gefügt ist, daß sie Erfolg haben, auch wenn sie von schlechten Kerlen geleitet würden. Das hat sich sehr oft in der Geschichte gezeigt. Die Organisation als Schöpfung kluger Geister trägt ihre eigene beharrende Kraft in sich, die sich lange Zeit hindurch zersetzenden Kräften, die aus dem bösen Willen, der Unfähigkeit oder Trägheit der Menschen stammen, widersetzen kann. Daß Gottes Mühlen langsam mahlen, liegt an der Solidität der Bauwerke.

Es ist nicht bloß notwendig, wenn man einen guten Geist forterben und weiter wirken lassen will, den Menschen, die nach uns handeln, eine entsprechende Gesinnung einzupflanzen, sondern auch die sozialen Formen, in denen sich diese Gesinnung tätig dokumentieren soll, so zu bilden, daß die Menschen am geeigneten Objekt wirken und mit passenden Werkzeugen ausgestattet sind. Eine traditionsgesättigte, zugleich elastische Gebildeorganisation hat ihre eigenen Kräfte, die neben den Handlungen wollender Menschen eine gewisse Selbständigkeit besitzen, wie Maschinen in gewissem Sinne selbständig weiter arbeiten gemäß den Antriebskräften und dem Arbeitsplane, den ihnen ihre Schöpfer verliehen haben.

Sind größere Baufehler im Gebilde vorhanden, oder sind die menschlichen Beziehungen, die sich im Zusammenhange mit dem Gebilde abspielen, von vornherein falsch geregelt, so hilft oft der

[1]) Vgl. l. c. S. 300.

beste Wille von Einzelmenschen wenig; er vermag ein gesundes soziales Leben nicht zu schaffen. Denkt man dieses Verhältnis menschlicher Angelegenheit durch, so blickt man nicht selten in tragische Zusammenhänge. Das Schicksal mancher Familien, Staaten, Völker wird dadurch erhellt.

Unter den speziellen Hauptprozessen des Gebildeauf- und -umbaus nennen wir nun auch neben der inneren, ethisch erfaßbaren Befreiung nur noch zwei, die vorwiegend eine Summierung von Bauregeln äußerer Art enthalten: Institutionalisierung und Professionalisierung.

Die Schaffung von Institutionen als Voraussetzung des fortschreitenden Aufbaus eines Gebildes steht im Vordergrunde.

Es ist nicht leicht zu sagen, was eine *Institution* ist. Cooleys Bemerkung[1]: „Eine Institution ist ein bestimmtes und abgegrenztes Stadium des öffentlichen Geistes, der sich in seinem letzten Naturgrunde nicht von der öffentlichen Meinung unterscheidet, wenn es auch oft wegen seiner Dauer und seiner sichtbaren Bräuche und Symbole, in die er sich kleidet, so scheinen mag, als ob er eine etwas abweichende und unabhängige Existenz hätte", verschiebt die Schwierigkeit der Erklärung in den Begriff öffentlicher Geist und öffentliche Meinung, die beide keineswegs leicht zu deuten sind. Auch gibt es viele Institutionen, die sich kaum aus irgendeiner Art „öffentlichem Geist" herleiten lassen. Die enge Verbindung zwischen beiden entspricht im ganzen mehr speziell amerikanischen Verhältnissen oder (besser) amerikanischen Auffassungen sozialer Verhältnisse. Es scheint uns eher möglich, den sog. öffentlichen Geist aus den Institutionen als diese aus jenem abzuleiten.

Sumner zerlegt[1]) die Institution in Begriff und Struktur. Der Begriff gibt Zweck, Interesse oder Funktion der Institution; die Struktur verkörpert diese Idee und liefert die Instrumente, durch die die Idee in Aktion gesetzt wird.

Gewiß ist es richtig, eine Institution als den Bauteil eines Gebildegebäudes aufzufassen, in dem sich eine bestimmte soziale Funktion Gestalt gibt. Aber man darf nicht annehmen, daß dabei immer eine klare „Idee" mit so scharfer Umgrenztheit und so rationalem Charakter zugrunde liegt, daß das Bild von dem Bauteil völlig entspricht. Sumners Zerlegung gibt uns auf jeden Fall ein gutes Arbeitsprinzip für die Untersuchung von Institutionen. Wir haben a) ihre Funktion und ihren Zweck zu bestimmen und b) zu

[1]) In seiner „social organization", S. 313.
[2]) In seinen „Folkways", S. 53ff.

prüfen, wodurch diese Idee verwirklicht, in die Sphäre des gesellschaftlichen Handelns gebracht wird.

Unter einer Institution verstehen wir einen Komplex von zwischenmenschlichen Beziehungsformen, die für längere Dauer bestimmt sind und den Zweck haben, den Zusammenhang von Menschen und Menschengruppen in einem Gebilde im Interesse der Festigung dieses Gebildes aufrechtzuerhalten.

Sie entwickeln sich vielfach aus den (ihnen gegenüber unbestimmbaren und weniger zweckhaft auf das Gebilde gerichteten) Bräuchen und Sitten. Doch handelt es sich auch um bewußte, willensmäßige Schöpfungsakte, die auf einzelne oder eine Mehrzahl von Funktionären des Gebildes zurückzuführen sind; so besonders um Gesetze (im weitesten rechtswissenschaftlichen Sinne des Wortes).

Aus einem Brauch wird eine Institution, wenn ihm ein größerer Grad von sicherer Dauer, von Festigkeit und Zusammenhang mit dem Gebilde gegeben wird. Das geschieht dadurch, daß der bisherige Brauch eine umgrenzbare Funktion im Dienste des Gebildes übernimmt. Man versteht einen menschlichen Beziehungskomplex als Institution durch die Hervorkehrung einer Aufgabe, die von ihm für den gesellschaftlichen Gebildezusammenhang erfüllt wird. Die Institutionen, die — gewissermaßen organisch — aus Brauch und Sitte herauswachsen, sind in der Regel durch diese Verwurzelung in der Gewohnheit sicherer fundiert als die durch Gesetz oder einen anderen speziellen Willensakt geschaffenen Institutionen, die nur dann von Dauer zu sein pflegen, wenn sie den allgemeinen sozialen Bedürfnissen und dem Entwicklungsstande des Gebildes entsprechen, gleichsam, als ob sie aus der Sitte hervorgingen und nur diese in eine deutlichere Form brächten. Die Institution muß sich in die Struktur und den Lebensprozeß des Gebildes fügen; andernfalls ist sie nur eine Scheininstitution, die nicht geeignet ist, das Gebilde aufzubauen. Nicht im entferntesten alles das, was durch Gesetz geschaffen wird, ist imstande, Institution zu werden; auch gibt es Bräuche, die sich erhalten, ohne in eine eigentliche innere Beziehung zu dem Gebilde zu treten.

Versucht man z. B. die Institution eines Volkes oder Stammes auf dem Wege des Gesetzes auf ein ganz anderes Volk (oder einen anderen Stamm) zwangsweise zu übertragen, ohne daß diesem Gesetze ein Bedürfnis des unter Zwang gestellten Volkes entspricht, so ergibt sich fast immer ein Mißerfolg.

Ross sondert[1]) zwischen regulativen und opera-

[1]) Vgl. l. c. S. 485.

tiven Institutionen. Jene geben sich als Normen und sind soziale Formen, in denen die Beziehungen oder das Verhalten von Menschen übereinstimmen sollen; z. B. die Ehe als Institution der Beziehungen von Mann und Weib, die Familie als Institution der Beziehungen von Eltern und Kindern, das Eigentum als Institution der Verfügung über Güter; so ist ferner die Ahnenverehrung in China, die Kaste in Indien, die Blutrache in Arabien, das Duell in manchen Gesellschaftsschichten Deutschlands, das „Freihalten" in manchen geselligen Zirkeln Amerikas (mehr oder weniger) eine regulative Institution. Dagegen sind Bräuche zwar charakteristisch für eine Gruppe, gelten aber nicht als obligatorisch. Es sind eben soziale Gewohnheiten und nicht eigentliche Normen: so der Stierkampf in Spanien, das Binden der Füße der Mädchen im alten China, Harakiri im alten Japan, die Witwenverbrennung im alten Indien.

Bei einer operativen Institution wird (nach Ross) dem Gebilde mehr ein Dienst erwiesen, als daß dadurch das individuelle Verhalten in eine vorgeschriebene Richtung gelenkt werden soll. Es vollzieht sich ein spezielles Werk von Personen in einer sozial geordneten Form und unter beständigem sozialen Beistand. Die Institution ist gehalten, das zu leisten, was man als einen Dienst von öffentlicher Bedeutung ansieht.

So erscheinen Ross in einer amerikanischen Stadt das social settlement, die Young Men's Christian Association als operative Institutionen, während das Theater gegenwärtig dort höchstens erst im Begriff ist, eine Institution zu werden.

Wir halten die hier vorliegende Zweiteilung durchaus für fruchtbar, müssen aber dabei von einigen Eigentümlichkeiten des amerikanischen Lebens absehen. Regulative Institutionen erscheinen uns als Institutionen, die, ohne daß ein rechtlicher Zwang gegeben sein muß, als normgebend angesehen werden, während operative Institutionen zwar auch bestimmt sind, den Zwecken des Gebildes (z. B. des Staates oder der Kommune) zu dienen, aber auf Freiwilligkeit beruhen. Im Gegensatz zu den Bräuchen weisen sie die Tendenz auf, als Mittel zu Gebilde- (speziell öffentlichen) Zwecken zu funktionieren. Dabei kann vom Standpunkte des einen Gebildes etwas als eine Institution, sogar als eine regulative Institution erscheinen, was vom Standpunkte eines anderen Gebildes ein Brauch ist.

Das heutige Theater wird in Deutschland als eine Institution des geistigen Kulturlebens, jedoch im Staate als die Stätte zur Pflege eines Brauches erscheinen. Das Duell ist keine staatliche

Institution, war aber für einige Gesellschaftschichten eine operative, für Offiziere — mit gewissen Kautelen, Regeln und Einschränkungen — eine regulative Institution. Das Tabakrauchen war bei den Indianern eine Institution, ist unter Weißen (wohl überall nur) ein Brauch.

Ferner beruht das gesellschaftliche Leben auf einem so verwickelten, ineinandergeschachtelten Bau, daß sich manches, was vom Standpunkte eines größeren und komplexeren Gebildes als eine Institution (also als „Bauteil") erscheint, isoliert betrachtet, als Gebilde darstellt. Ein Gebilde kann die Funktion einer Institution in einem größeren Gebilde haben. Die Familie ist eine Institution des Staates, zugleich aber nicht bloß älter und biologisch viel tiefer verwurzelt als er, sondern überhaupt auch ein selbständiges Kollektivum. Wirksame Institutionen haben die Tendenz, zu möglichst selbständigen Gebilden zu werden; in der Gegenwart z. B. die Industrie, die Presse.

Wie nach der einen Seite die Abgrenzung der Institution vom Gebilde, so ist nach der anderen ihre Scheidung vom Brauche schwierig, da sich in der Dynamik der Entwicklung beständig Verschiebungen vom Brauch zur Institution zum Gebilde vollziehen. Da in allen drei Komplexen immer nur menschliche Beziehungen Formen suchen, so sind sie untereinander im Begriffe der sozialen Beziehung verknüpft.

Ist z. B. das Kino eine Institution, oder ist sein Besuch nur ein Brauch? Wie steht es mit den Restaurants, den Dielen, den Klubs, dem Wandervogel?

Ist die Zahl der Menschen, die an Bräuchen Interesse haben, groß, und sind diese Menschen einflußreich und weltklug, so vollzieht sich über kurz oder lang die Institutionalisierung; die Bräuche werden dann zu Bestandteilen des sozialen Lebens, so daß sie als seine charakteristischen, regelmäßigen, ja notwendigen Merkmale gelten.

Dieser Vorgang geht durch eine planvollere, systematischere Ordnung vonstatten; Menschen werden als Organe der entstehenden Institution bestellt, oft besoldet; der Brauch, der nun eine festere Struktur gefunden hat, bekommt größere Kontinuität; das Zufällige und die Unterbrechungen werden möglichst ausgeschaltet.

Wie bei allen integrierenden Prozessen die differenzierenden als Komplementärerscheinungen entgegenstehen, so auch hier: die Institutionalisierung trägt die Gefahr des Formalismus (Eb) und der Verkehrung (Ef) in sich. Ein Brauch kann durch Institutionalisierung seelenloser, unelastischer werden. Aus einem Schmuck,

einer Erleichterung oder Abwechslung kann auf diesem Wege ein Zwangsmittel, eine Zuchtrute und eine Bürde werden. Die Funktionäre der Institutionen beginnen sich als Herren aufzuspielen; aus Wohltat wird Plage. Wer jedoch einem Gebilde größere Festigkeit geben will, wird diejenigen Bräuche institutionalisieren, die ihm zur Zementierung des sozialen Zusammenhangs besonders geeignet erscheinen.

Überreich ist das Material, das geeignet ist, den Hauptprozeß der Institutionalisierung zu illustrieren. Nur wenige Andeutungen müssen genügen:

Dadurch, daß man *Ämter* schafft, *gründet*, *Anstalten errichtet*, Nicht-Zweckdienliches *abschafft*, daß man eine Dienstaltersfolge (*Anciennität*) festsetzt, daß man *zentralisiert* und *dezentralisiert*, *Gewalten teilt* und *begrenzt*, dem Ganzen Dienendes *konserviert*, vollzieht man Institutionalisierungen. Als technische Hilfsmittel kommen u. a. in Frage: *Ernennung*, *Namen- und Titelverleihung*, Zahlung von *Gehältern*, Errichtung von *Polizei*, *Verstaatlichung* und *Verstadtlichung*. Ein Brauch wie die *Blutrache* wird zur Institution des Stammes, bis andere Institutionen sie verdrängen. Wie in studentischen Kreisen der *Komment*, so ist im öffentlichen, besonders im höfischen Leben das *Zeremoniell* ein wesentliches Mittel der Institutionalisierung.

Andere Unterprozesse verdeutlichen den Geist, der in diesen Umbau- und Aufbauvorgängen obwaltet: Man *dogmatisiert* und *legalisiert*, um der Idee der Institution Festigkeit zu geben. Die *Politisierung* gibt dem Gebilde staatenähnliche Kraft. Der alte *Patriarchalismus* erhob Autoritäts- und Fürsorgezusammenhänge zur Institution. Teils nutzt man ferner die *Tradition* und stützt auf sie die öffentlichen Einrichtungen, teils vollzieht sich die Festigung durch rein *rationale* Mittel. Beschränkt man sich bisweilen auf bloße *Regulierungen*, so helfen *Ritus* und *Sakrifikation* zur Verinnerlichung kirchlicher und kirchenähnlicher Institutionen.

Das *Richtmaß*, das uns oben bereits beschäftigt hat, ist hier wieder als Mittel des Gruppenaufbaus zu nennen (standardisieren). Eine Institution gibt sich nicht selten ein *Symbol*, um ihr Wesen zu veranschaulichen. Zwischen *Tabu* und Institution wurde bereits oben ein Zusammenhang festgestellt.

Die Professionalisierung ist der Institutionalisierung eng verwandt. Es handelt sich bei ihr um die Entstehung und Festigung von Berufen zum Zweck des Aufbaus eines solideren Gebildezusammenhangs. In der eigentlichen Gruppe gibt es nur Keimerscheinungen des Berufs; erst das abstrakte Kollektivum besitzt jenen Grad von Überpersönlichkeit und Dauer, der hinreicht, um Berufe entwickeln zu können.

Es genügt nicht, sich die Berufsbildung als eine Form der Arbeitsteilung vorzustellen; denn jene reicht weiter als diese. In einer Gruppe kann Arbeitsteilung bestehen, ohne daß dauernde Berufe vorhanden sind. Auch bildet sich eine eigentümliche Denk- und Gefühlsweise aus, die man Berufsgeist nennen kann.

Mit Professionalisierung kann innerhalb des allgemeinen, eben gegebenen Begriffsrahmens dreierlei gemeint sein: 1. der Vorgang der Festigung von besonderen Arbeitsverrichtungen zu Berufen im Gebilde; 2. Entwicklung einer Berufsgesinnung, die als solche geeignet ist, der zerstörenden Kommerzialisierung zu begegnen; 3. ein Überwiegen des Berufs über das allgemein Soziale und Menschliche.

Der erste Punkt betrifft jenen Integrations- und (zugleich) Differenzierungsprozeß, auf dem ein beträchtlicher Teil des Aufbaus im Gebilde beruht; der zweite weist noch deutlicher darauf hin, daß es sich hier um Entfaltung einer inneren Kraft handelt, die Zerstörung aufhalten oder, wenn sie eingetreten ist, wieder gutmachen kann; bei Hervorkehrung des dritten Gesichtspunktes erkennen wir indessen, daß weitgetriebene Professionalisierung zwar direkt dem Gebilde nutzen, aber zugleich auch der Persönlichkeit gefährlich werden und damit indirekt das Gebilde schädigen kann.

Das Gebilde, zumal der Staat, stützt durch besondere soziale Sanktionierung diejenigen Berufe, die für das Ganze als förderlich gelten. Das geschah in der mittelalterlichen und nachmittelalterlichen Gesellschaft vielfach durch Privilegien; auch heute noch werden bestimmten Berufen rechtlich oder (häufiger) durch Sitte Prärogativen zugebilligt. Auch werden Zulassungs- und Vorbildungsnormen erlassen, die der Auslese der Geeigneten und Erwünschten dienen sollen.

So wertvoll es ist, wenn dem Profitgeiste durch eine sachlich gerichtete Berufsgesinnung begegnet wird, so kann wiederum die Professionalisierung einen Zunft- und Klassensinn erzeugen, der zwar Solidität aufweist, oft aber eine gewisse Enge und Hartherzigkeit, ein hochmütiges Verkennen der Nicht-Zünftlerischen

nach sich zieht. Die Professionsmenschen fühlen sich gesichert, entbehren oft der Unmittelbarkeit des Mitgefühls und des Verständnisses für allgemein menschliche Werte. In der Gegenwart wächst das schwere soziale Problem der Neuordnung der sog. freien Berufe empor, die als solche noch nicht völlig dem Dienste der öffentlichen Gewalten ausgeliefert sind, aber auch nicht den Schutz, der dem Beamten vom Staate gewährt wird, genießen. Soll man Ärzte, Künstler, Journalisten, Schauspieler, Kaufleute zu Beamten machen?

Professionalisierung muß uns bisweilen als ein Erstarrungsprozeß erscheinen, wenn die mit ihr verbundene Spezialisierung den Geist der Menschen zu beherrschen beginnt. Es berührt sich ein Übermaß von Berufsgeist mit den zerstörenden Prozessen des Formalismus.

Das Hauptmittel, sonst freie Menschen in den Dienst des Gebildes zu zwingen, ist die Besoldung; die Gefahr liegt darin, daß sie völlig instrumentalisiert, zu bloßen Werkzeugen des Kollektivums werden. Immer neue Berufe entstehen beständig; man kann aus geistigen und körperlichen Vorzügen, aus Schönheit und Anmut, aus Kraft und Gewandtheit, ja aus körperlichen Mängeln und Gebrechen, aus irgendeiner Abnormität einen Beruf machen; man läßt sich als „Professional" nutzen.

Ist Befreiung überhaupt ein soziologischer Begriff? Gehört sie nicht lediglich der Sphäre der Bewertungen an? § 10. Befreiung.

Es gibt neben dem ethischen einen durchaus soziologischen Begriff der Befreiung. Mit ihr ist ein Prozeß der Beseitigung von Bindungen gemeint, die die Betroffenen als wesentliche Hemmnisse eigener oder fremder Wesensentfaltung empfinden. Unser Grundprozeß des Lösens erscheint hier wieder; jetzt auf das Gebildeverhältnis bezogen, und zwar im Hinblick auf die Anbahnung einer konzentrierteren Gebildeform.

Das soziale Leben nimmt seinen Weg von Befreiung zu Befreiung. Je größer und je fester die Gruppe, je mehr sie auf Organisation und Regulierung beruht, desto mehr Kräfte werden dadurch unter Druck gehalten. Wirtschaft, Sitte, Moral, Recht, Verwaltung, Polizei stützen einen (irgendwie gearteten) Durchschnitt, sind aber zugleich manchen widerstrebenden Menschen und Menschengruppen zuwider.

Den Druck zu beseitigen und Bindungen zu sprengen, sind stets Menschen an der Arbeit. Es ist eine Machtfrage, wieweit sie dabei Erfolg haben. Minoritäten, manchmal sogar starke Mehrheiten sind unbefriedigt. Gelingt es ihnen, den rechten Augenblick zu

ergreifen und die Umbildung des Gebildes durchzuführen, so ist (in subjektiv gemeintem Sinne) Befreiung vollzogen.

Kann der Sozial- und Geschichtsphilosoph mit Fug und Recht die Kette der subjektiven Befreiungsakte in einer großen Reihe fortschreitender, *objektiv* als solche anzuerkennender Befreiungen ordnen, die sich also dem überschauenden Blicke als ein Fortschritt zu immer größerer Freiheit darstellen? Wir müssen uns als unzulänglich erklären, darauf eine wissenschaftlich gesicherte Antwort zu geben. Die skeptische Frage: Was ist Freiheit? wäre zunächst zu beantworten.

Doch erinnern wir uns, welchen großen Anteil an diesen Versuchen der Menschen, sich oder andere zu befreien, Hoffnungen, Ideen und Ideale, besonders aber die *Utopien* haben.

Diese Vorgänge der Befreiungen sind vielfach *Revolutionen*, also plötzliche und in schnellem Zeitmaße vor sich gehende Machtverschiebungen. Doch es handelt sich bei Befreiung nicht bloß um Machtfragen und nicht bloß um Prozesse in Machtgruppen (Staaten und Quasi-Staaten). Der *Liberalismus*, jenes System der voranschreitenden Befreiung des Menschen von drückenden, sozial ungerechtfertigten Bindungen, suchte das zwischenmenschliche Leben insgesamt zu erfassen. Er wollte es humanisieren im Sinne einer veredelnden Menschlichkeit. Der *Anarchismus* sucht dem Ideal absoluter Herrschaftslosigkeit so nahe wie möglich zu kommen; sein Ziel ist Beseitigung des Rechtszwanges.

Doch nicht nur sich selbst, auch andere Menschen oder erhabene Symbole, die man geknechtet oder geschändet glaubt, suchen freiheitliebende Geister zu entsklaven. Die Idee des *Kreuzzugs* (im allgemeinsten Sinne) erwacht. Durch ihn sollen Gebildezusammenhänge von Herrschaft und Dienst gewaltsam zerbrochen werden.

Gibt es ein rein soziologisches Kriterium zur Beurteilung und Einordnung der Befreiungen?

Es würde im Falle der Bejahung neben die ethischen und ästhetischen Bewertungen ein beziehungswissenschaftliches Maß zu setzen sein, das Vergleiche, welche *Rangordnungen schaffen*, ermöglichte. Bei *Ross* ist es das Prinzip der Balance, des Gleichgewichts.

In der Tat mag die Schaffung des Gleichgewichts zwischen den zahllosen wider einander streitenden Kräften des gesellschaftlichen Lebens als ein objektives und notwendiges Ziel erscheinen. Aber es ist mehr ein politisch-rechtliches Maß als ein schlechtweg

soziologisches. Vielleicht kann man einen Befreiungsakt dann als objektiv geglückt ansehen, wenn er ein neues Gleichgewicht der gesellschaftlichen Kräfte herbeigeführt hat. Es kommt darauf an, Gewalten zu verteilen, indem man die Gewalt durch Ausgleich unter mehreren wichtigen Elementen neutralisiert. Ross sagt sehr richtig [1]): „Jede Klasse oder jeder Stand, der (die) viele Begabte aus jeder Generation an sich zieht, wähnt sich ganz sicher, daß, wenn nur die Gesellschaft seiner (ihrer) Führung unterworfen würde, alles gut ginge. Die Wahrheit ist jedoch, daß kein Element weise genug ist, daß man ihm in allen Dingen nur blind zu folgen brauchte." Demgegenüber bedeutet ihm das Prinzip der Balance den Grundsatz, wonach an der Führung der Gesellschaft jedes soziale Element nach der Intelligenz und dem Gemeinsinn seiner Glieder Anteil haben und keines vorherrschen soll.

Wir stimmen dem zu, meinen aber, daß es ein Grundsatz der P o l i t i k ist, der damit aufgestellt wird. Der Soziologe kann als solcher kein Richtmaß der Bewertung gesellschaftlicher Erscheinungen aufstellen; er kann aber aus der Beobachtung der Erfahrungen feststellen, daß die Tendenz besteht, im Widerstreit von Binden und Lösen Gleichgewichtslagen herzustellen, die freilich alsbald wieder erschüttert werden.

Praktisch betrachtet, mag es auch fraglich sein, ob wirklich dieses gegenseitige Sich-im-Schach-Halten, wobei kein Element zur Vorherrschaft gelangen kann, außerhalb der Sphäre der Politik als Entwicklungsziel und als Beurteilungsmaßstab gelten darf. Es setzt eine Gleichbewertung der Kräfte voraus, die angesichts der großen Verschiedenheiten nicht gerechtfertigt ist.

Wir, die wir hier nur Erscheinungen zu ordnen, nicht zu bewerten haben, müssen ganz darauf verzichten, „Prinzipien", Richtnormen aufzustellen.

§ 11. Verfall und Neubildung.

Wir verstehen nach dem Vorausgehenden unter N e u b i l d u n g die Umformung eines Gebildes, bei der es größere Dauer, festeren Zusammenhang seiner Glieder und größere Abstraktheit erlangt. Nicht jede Neubildung erscheint uns als „Fortschritt". Was aber ist V e r f a l l ? Wir wollen ihn nicht mit D e k a d e n z gleichsetzen, vielmehr diesen Begriff lediglich der Biologie vorbehalten. Wir verstehen unter Verfall den Vorgang, bei dem ein Gebilde in einen früheren Stand von Festigkeit und Wirksamkeit zurücksinkt. Es ist ein Auflösungsprozeß, bei dem entweder die alten Untergruppen, die im Gebilde vereinigt waren, an seine Stelle treten, oder gar bloße Massen und Banden die geformte Gruppe

[1]) Vgl. l. c. S. 674.

ablösen, oder schließlich sich die einzelnen Menschen völlig isolieren. Verfall beginnt, wenn in einem Gebilde mehr Widerspruch als Übereinstimmung, mehr Zwietracht als Harmonie und mehr Spaltung als Kooperation vorhanden ist.

Der Verfall kann natürliche, außermenschliche Ursachen haben (Klimaverschlechterung, Bodenerschöpfung usw.); er kann von übermächtigen, von außen eindringenden Menschengewalten herbeigeführt sein (Untergang der Indianer z. B.); im eigentlichen Sinne aber wird Verfall durch innere Zerstörungsprozesse herbeigeführt.

Die speziellen Zerstörungsprozesse, die den Verfall vorbereiten, haben wir oben aufgezählt. Es muß jedoch noch ein kurzer Blick auf die allgemeinen Zersetzungsvorgänge geworfen werden, die sich selbst schon als Verfall dartun:

Wir begegnen hier wieder der Abtrünnigkeit, die wir oben als einfachen Individuationsprozeß kennengelernt haben. Hier erscheint sie uns als eine dem Grade und Umfange noch darüber weit hinausgeschrittene Erscheinung, die die Gruppe auflöst. Freilich kann gerade auf ihrem Boden die Neubildung erfolgen. Die Sezession wird zur Gründung.

Erfolgreiche Demagogie zerstört das Gemeinwesen. In Exzessen äußert sich der Beginn des Zusammenbruchs. Oft ist er durch hoffnungslose Verarmung (Pauperismus) und Proletarisierung der Massen, durch jenen Geist der Pleonexie und Verschwendung, dessen Unersättlichkeit die Spartaner so verabscheuten, durch Pöbelherrschaft herbeigeführt. Wieweit Klassenkampf und Kommunismus Verfallserscheinungen sind, muß der Wirtschaftssoziologie zu zeigen überlassen bleiben.

Bisweilen sind es dieselben Kräfte, die die alte Gruppe zerstört haben, die sie nun auch wieder aufbauen. Aus Abtrünnigkeit, Revolution, Aktivismus steigt das verjüngte Gebilde empor. Oft feiert in gereinigter Form das Alte seine Renaissance. Bisweilen sind bloße Reformen und unrevolutionäre soziale Bewegungen ausreichend zur Neubildung. Was Kolonisation, Imperalismus, Kosmopolitismus, Modernismus und Pazifismus für die Regeneration des öffentlichen Gebildes bedeuten, das zu zeigen, muß der Gebildelehre überlassen bleiben.

Zu § 2: Der Versuch des dritten deutschen Soziologentages, das Wesen der Revolution soziologisch zu untersuchen, hat eine etwas herbe und (wie mir scheinen will) ein wenig unbillige Kritik durch Kurt Bloch im Archiv

für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik (53. Bd., 1. Heft, S. 243ff.) gefunden. Meine Bedenken gegen die Wahl des Themas haben sich dadurch bestätigt. Da in einem späten Zeitpunkt der Vorbereitung des Kongresses der ursprünglich in Aussicht genommene Hauptreferent ausfallen mußte, hatte ich trotz dieser Bedenken einspringen müssen. Aber ich habe in Jena ausdrücklich gesagt: „Ich gestehe deshalb auch offen, daß ich, wenn man mir die Frage nach dem Thema unseres Soziologentages gestellt hätte, vom reinen Standpunkte der Wissenschaftslehre und Methodologie aus einen weniger komplexen Gegenstand vorgezogen hätte; denn eine systematische Soziologie steigt bis zur Untersuchung der höchst verwickelten Revolutionserscheinungen erst auf einem langen und gefahrenreichen Wege auf. Erst fast am Endpunkte ihrer gesamten Untersuchungen steht das Steinbild der Revolution."

Das, was mir gegen das Thema zu sprechen schien, war also, daß zunächst zu viele Vorfragen geklärt sein müssen, ehe man in einem kurzen, einstündigen Vortrage einen Gegenstand, an den jeder von anderen Voraussetzungen herantritt, behandeln kann. Das ist auch von der großen Mehrzahl der in Jena Anwesenden durchaus gewürdigt worden. Daß ich in meinem kurzen Referat nur einen Beitrag zur Problematik gab, wurde als zweckmäßig aufgenommen. Wenn Blochs Anforderungen an Ausdehnung des Gegenstandes erfüllt werden sollten, hätten wir nicht wenige Stunden, sondern Monate in Jena zusammen bleiben müssen. Daß eine „Fülle von Problemen" zurückbleibt, ist selbstverständlich. Hat aber Bloch den geringsten Beweis für seine Behauptung, daß „methodisch die Beziehungslehre zum mindesten für das Problem der Revolution versagt zu haben scheint", erbracht? Richtig aber ist sicherlich, „daß die dogmatische Festlegung auf alte oder neue Theorien in der gegenwärtigen Lage der Soziologie überaus gefährlich ist, und daß endlich ihre Doppelaufgabe als solche erkannt werden müßte, die je zu einer Hälfte unter den großen deutschen Soziologen dieses Jahrhunderts Simmel und Max Weber formulierten: die elementaren Strukturen menschlicher Gesellung überhaupt und die sozialen Strukturen bestimmter Epochen zu analysieren, eine Doppelheit, die gewiß schließlich ihre Synthese findet, ohne daß m. E. deren Möglichkeit heute schon gegeben ist. Die vorläufige Trennung beider Fragen aber würde den Vorteil haben, daß für jede von ihnen der ruhigen Prüfung ihrer methodischen Voraussetzungen Raum gegeben und damit, wie ich glaube, auch zu der Frage der Werturteile in der Soziologie neue Gesichtspunkte sich ergeben würden."

Zu § 3: a) Ross gibt im Kapitel „Exploitation" seiner „Principles" auf S. 151ff. einige Erfahrungsregeln der Ausbeutung (laws of exploitation), nämlich[1]: 1. Die sozialen Elemente unterscheiden sich in ihrer ursprünglichen Veranlagung zur Ausbeutung.

2. Ausbeutung ist offener, unbarmherziger und hartnäckiger zwischen Ungleichen als unter Gleichen.

3. Ein Element ist in dem Grade bereit und beherzt zur Ausbeutung, in dem es eine selbstbewußte Gruppe bildet.

4. Der Wille auszubeuten dauert so lange wie die Macht zu ihr.

5. Fremdherrschaft ist geeignet, innersoziale Ausbeutung zu unterdrücken.

---

[1]) Einen Versuch der Erweiterung und Systematisierung der Rossschen „laws" enthält die ungedruckte Kölner Dissertation von Else Meiners: Erfahrungsregeln der Ausbeutung.

6. Ein neues Element bedroht die Fortdauer einer Ausbeutung, bis dieses Element an den Vorteilen Anteil erlangt.

7. Maskierte Ausbeutung überdauert offene.

8. Gelegenheiten für maskierte Ausbeutung vervielfachen sich in dem Grade, in dem soziale Beziehungen verwickelter werden und sich soziale Wechselbeziehungen ausbreiten.

9. Alles, was soziale Elemente in bezug auf Intelligenz, Mut, Organisation, Disziplin oder Lage ausgleicht, verengt die Macht der einen, die anderen auszubeuten.

b) Bei Strindberg spielt die Vorstellung, daß nicht die Frauen von den Männern, sondern gerade umgekehrt die Männer von den Frauen ausgebeutet werden, eine erhebliche Rolle. Ich schrieb darüber[1]: „Im vollkommensten, nicht mehr zu überbietenden Gegensatze zu aller Argumentation des Frauenrechtlertums und zur feministischen Geschichtsauffassung ist ihm die historische Entwicklung ein Vorgang der Abbürdung aller Lebens- und Arbeitslast der Frau auf den Mann. Männer hätten alles, was Kultur- oder Zivilisationsgut sei, geschaffen, während die Weiber „am Kamin saßen". Jeder Ehemann bemühe sich aus Liebe, die Gattin zu erziehen, zu bilden, zum Menschen zu machen; sie sei gelehrig und begierig, nachzuahmen, um ihn nachher zu demütigen und mit den eigenen Waffen zu schlagen. Sehr schnell vergesse die Ehefrau, daß sie ihrem Manne alle gesellschaftliche Kraft, Einsicht und Überblick, Kenntnisse und Fertigkeiten verdanke, nutze rücksichtslos jede Überlegenheit, die er ihr aus Ritterlichkeit eingeräumt habe, aus und verlange, daß er selbst sich, sie und die Welt darüber betrüge, aus welcher Quelle eigentlich ihre scheinbare Fähigkeit stamme."

c) In Jugendgruppen, Internaten und überall dort, wo ältere Jugendliche über jüngere Einfluß haben, entwickelt sich sehr leicht eine Form der Ausbeutung, die darin besteht, daß die Jüngeren den Älteren Dienste leisten und ihnen mechanische Arbeit abnehmen müssen[2]).

d) In sozialphilosophischer Hinsicht bemerkenswert ist Yves Guyots These, wonach im Laufe der Geschichte der Mensch aufhöre, seinesgleichen auszubeuten, um die Natur auszubeuten. [Bisher scheint freilich beides nebeneinander Raum genug zu haben[3]).]

Zu § 4: Wie sich der Formalismus einer veraltenden Gruppe zum Radikalismus eines jungen Gebildes stellt, zeigt recht deutlich ein Vergleich der studentischen Korporationen traditionellen Gepräges mit den akademischen Gruppen in der Jugendbewegung.

Zu § 5: a) Den Prozeß der Radikalisierung finden wir bei Ross nicht.

b) Den obenerwähnten Kampf des Alten mit dem Neuen können wir gut beim Streit alter und neuer Kunstrichtungen beobachten. Material in anderer Hinsicht liefert der Gegensatz der alten und der neuen Reichen.

Zu § 6: Ross glaubt auch Vorgänge von Entwirtschaftlichung sozialer Beziehungen, die im Laufe des Kulturlebens eingetreten sind, feststellen zu können (S. 467ff.). So seien die Familie (Beseitigung der Kaufehe), die Religion, die Verwaltung dekommerzialisiert worden. Wir können ihm darin nur teilweise folgen. Teils handelt es sich um scheinbare Wandlungen, teils um bloße Verschiebungen.

[1]) l. c. S. 28.

[2]) Vgl. dazu meine „Kindheit", Hannover 1924.

[3]) Vgl. dazu R. Worms, La sociologie, S. 119 (in dem sehr übersichtlichen und instruktiven Kapitel: Les lois sociologiques).

Zu § 8: Ross stellt folgende Maximen der Simulation (S. 661) zusammen:

1. Je besser der Ruf, desto lebhafter die Simulation[1]).
2. Aus den unteren Klassen gehen gewinnsuchende Betrüger hervor; aus den oberen Betrüger, die nach Respektabilität, Würde, Ansehen, Ehren oder öffentlichen Ämtern streben.
3. Bekannte und geduldete Betrügereien diskreditieren die Ehrlichen, und wenn man es zuläßt, daß die Fälle sich mehren, wird dadurch alles ruiniert.
4. Die Demaskierung und Ausstoßung der Heuchler bringt zeitweilig Hemmnisse für die Sache, die Gegenstand der Simulation war, ist aber in der Endwirkung eine Wohltat.
5. Zuwendungen (endowments) ziehen Schmarotzer an, wie der Honig Fliegen anlockt. Nur große Vorsicht durch Visitation, Nachprüfung und Öffentlichkeit kann eine Zuwendung (Stiftung) davor bewahren, ein Nest der Korruption zu werden.
6. Je mehr die ehrliche Arbeit verachtet wird, desto mehr werden manche Leute suchen, auf Grund von Simulation zu leben.
7. Dienste, die, da sie geistiger Art sind, nicht nachgeprüft werden können, sollten unterbezahlt werden (um eben Simulanten abzuschrecken).

Zu § 9: Die Auffassung, daß Gruppen Ganze von einem dem Menschen gegenüber niederen Typ sind, und daß der Gruppengeist nicht ein neues Wesen höherer Ordnung ist, vertritt auch Perry in seinem Aufsatze: Is there a social mind? (im American Journal of sociology, Bd. XXVII, Nr. 6).

Zu § 10: a) Aus der großen Literatur über Stand, Klasse und Beruf vgl. auch K. F. Mann: Beruf und Erwerb (2. Jahrg., Heft 4, S. 38ff.), und K. Bauer-Mengelberg: Stand und Klasse (3. Jahrg., Heft 4, S. 275), in den Kölner Vierteljahrsheften für Soziologie.

b) Der Teil IV von Spencers Soziologie ist den „Ceremonial Institutions" gewidmet. Freilich ist dabei das Wort „Zeremoniell" sehr weit gefaßt. Es umfaßt hier alle diejenigen Sitten, die ein Unterordnungsverhältnis zur Voraussetzung haben. Es sind Beiträge zur frühen Geschichte der Klassenbildung.

Zu § 11: a) Nach Landauers Vorgang habe ich der Utopie die Topie gegenübergestellt. Mit Topie würde ich dabei bezeichnen: alle bestehenden in der Vergangenheit als autoritär und zweckmäßig anerkannten Einrichtungen und Ordnungen in Staat und Gesellschaft, kurz: das Bestehende und sozial Geltende; mit Utopie das Nichtbestehende, bloß Erstrebte, als vollkommener Gedachte und Erträumte, das von jedem Kompromiß bisher verschonte System einer Ideologie. Es handelt sich um den ewigen Widerstreit zwischen dem Bestehenden und damit Mangelhaften einerseits und der Ideologie anderseits. Ebenso wie es zu allen Zeiten eine geformte Topie des sozialen Lebens geben muß, so ist die Utopie gleichfalls unsterblich.

b) Gedankengängen, die über das Soziologische hinaus in Politik und Ethik hinüberreichen, aber das Problem der Befreiung betreffen, bin ich in früheren Schriften mehrfach, besonders in den „Gedanken über Menschlichkeit" (München und Leipzig 1915) und in „Der Liberalismus in Vergangenheit und Zukunft" (Berlin 1917) nachgegangen. Dort kam es mir darauf an, das Streben nach Gleichgewicht als das eigentliche Kulturproblem aufzuweisen: „Aus einer solchen das rechte Maß suchenden Synthese von Mensch-

[1]) Deutlicher formuliert müßte es heißen: Je besser der Ruf jemandes ist, desto lebhaftere Simulation wird bei anderen hervorgerufen.

lichkeit und Pflichtidealismus ergeben sich im einzelnen zahlreiche Probleme für die nächste Zukunft des deutschen Volkslebens. Sie lassen sich gruppieren in allgemeine „Kultur"forderungen und in politisch-soziale und wirtschaftliche Postulate. Zu der ersten Gruppe gehört das ehrliche Streben nach Aussöhnung von Geistigkeit und Triebhaftigkeit. Daraus ergeben sich für die Pädagogik, die Geselligkeit, Kunstpflege, Hygiene und noch für sehr viele andere Gebiete ganz neue, im Widerspruche zum traditionellen Idealismus stehende Aufgaben. Das zweite ist die Versöhnung von Opferbereitschaft und starker Individualität; denn sie sind keine Gegensätze, sondern quellen aus derselben Urkraft. Das dritte: Genußverfeinerung und Pflichterfüllung. Konkreter und spezieller sind weiter die Aufgaben der zweiten Gruppe: Kunstpflege ohne Ästhetizismus, Demokratie und doch Auslese, Reichtumsmehrung ohne Ausbeutung, Erwerbswirtschaft mit freiem Wettbewerbe und Unternehmergewinn und zugleich Sozialpolitik und öffentlich-wirtschaftliche Unternehmungen; ferner Weltwirtschaft und Weltpolitik ohne Imperialismus, Europäertum auf der Grundlage des Deutschtums, Wehrhaftigkeit ohne Militarismus in nichtmilitärischen Angelegenheiten."

Unter Liberalismus verstehe ich im allgemeinsten Sinne des Wortes ein System, das die Totalität des einzelnen Menschen für ihn selbst, seine Mitmenschen und die Nachwelt so fruchtbar wie möglich zu verwerten bestrebt ist.

c) In den Bereich der Sozialphilosophie, nicht der Soziologie möchte ich die in die Tiefe dringenden Versuche Alfred Webers rechnen, eine „Kultursoziologie" zu schaffen, womit eine Philosophie der Kultur und Kulturnormen gemeint ist, die den Zusammenhang der geistigen Erscheinungen mit den Vordergrundsphänomenen des gesellschaftlichen Lebens zu wahren sucht. (Vgl. im Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik seinen Aufsatz „Prinzipielles zur Kultursoziologie" (47. Band, 1. Heft) und den Artikel „Kultursoziologie" im „Neuen Merkur" (7. Jahrgang, Heft 3).

Überaus vielseitig, in der Hauptsache mehr den Fragen der angewandten Soziologie hingegeben, ist die sozialwissenschaftliche Arbeit von Robert Michels. Aber nicht nur seine Beiträge zum Führerproblem, zur Demokratie, zum Sozialismus berühren sich mit Spezialproblemen der Beziehungslehre. Bisweilen, z. B. in seinen „Problemen der Sozialphilosophie" (Leipzig und Berlin 1914) werden allgemeinere Probleme behandelt, die Gegenstände dieses Buches sind; z. B. im ersten Kapitel: „Zum Problem der Kooperation" oder im dritten Kapitel: „Solidarität und Kastenwesen".

d) In der Gebildelehre wird Gelegenheit zu nehmen sein, daß wir uns mit Theodor Litts „Individuum und Gemeinschaft" (2. Aufl., Leipzig und Berlin 1924) befassen. Jedoch muß schon jetzt etwas zu der Kritik gesagt werden, die Litt (auf Grund meiner früheren knappen Andeutungen) glaubt an der Beziehungslehre üben zu müssen. Er verkündet (auf S. 101) eine „zusammenfassende Abrechnung mit derjenigen Theorie, die den Aufbau der Gesellschaft vom Individuum her scheinbar und nach der Meinung einiger ihrer Vertreter überwindet, tatsächlich in einer schwerer durchschaubaren Form von neuem versucht. Das neuerliche Vordringen dieser Richtung mag die Ausführlichkeit, mit der ihre Grundbegriffe hier untersucht werden, rechtfertigen. Gemeint ist diejenige sozialwissenschaftliche Theorie, die, an sich verschiedenen Formulierungen zugänglich, zumeist in Gestalt der Lehre aufzutreten pflegt, die Wissenschaft von der Gesellschaft habe ihren Gegenstand auf die „Beziehungen" oder, wie es noch deutlicher heißt, auf

die „Wechselwirkungen“ der Individuen zurückzuführen.“ Er beendet diese auf den folgenden Seiten vollzogene „Abrechnung“ mit den scharfen Worten: „Es war notwendig, den Komplex von Vorstellungen, der seinen Kern am Begriff der gesellschaftlichen „Wechselwirkung“ hat, so eingehend kritisch zu durchforschen, weil nur durch seine restlose Beseitigung eine Versuchung abgewehrt wird, der das gesellschaftstheoretische, überhaupt das kulturwissenschaftliche Denken immer wieder zum Opfer fällt — die Versuchung, die Lebenseinheit des Individuums und diejenige der sozialen Wesenheiten dadurch scheinbar zu verknüpfen, in Wahrheit aber auseinanderzureißen und zwei völlig verschiedenen gedanklichen Ordnungen einzureihen, daß das Einzelwesen substantialisiert, die Gesellschaft hingegen in Relationen aufgelöst, funktionalisiert wird.“

Gegen diese zugespitzte Kampfansage will ich (als nebensächlich) nicht ausspielen, daß ich den Terminus Wechselwirkung ausdrücklich abgelehnt habe. Auch soll das, was Litt glaubt seinerseits an Stelle der Lehre von der Wechselwirkung empfehlen zu dürfen, zunächst noch nicht einer eingehenden Antikritik unterzogen werden; er schreibt darüber: „Die Anschauung, die an die Stelle der Lehre von der Wechselwirkung zu treten hat, ist diejenige, die wir mit dem Begriff „Reziprozität der Perspektiven“ zu fixieren suchten. Nur einem oberflächlichen Blick kann es scheinen, als sei beides im Grunde dasselbe in abweichender Ausdrucksweise: es schließt in Wahrheit sich gegenseitig aus. Es sind die grundlegenden Beziehungsformen der äußeren und der inneren Welt, die sich in diesem Gegensatz ausprägen.“

Wesentlicher muß mir folgendes sein: Aus dem Inhalte dieses Buches, besonders aus Kapitel I dürfte zur Genüge hervorgehen, daß ich ganz und gar nicht das Einzelwesen substantialisiere, die Gesellschaft hingegen in Relationen auflöse. Auch bin ich weit davon entfernt, mir die Beziehung so vorzustellen, als ob es einen „Träger“ der Beziehungen gibt, der den Vorgang entläßt, und als ob dann dieser Vorgang sich weiter so abspiele, daß er auf ein rein passives Objekt stößt, das ihn aufnimmt.

Vielmehr suche ich beide Seiten, Einzelwesen und „Gesellschaft“, so viel wie möglich zu entsubstantialisieren und diese (fiktiven) Substanzen in Vorgänge (mit Funktionen) aufzulösen. Meine Definition, die Litt angreift, wonach „bei einer Beziehung zwei oder mehrere Größen so miteinander in Verbindung kommen, daß jede als selbständige Größe bestehen bleibt, daß aber eine teilweise Übereinstimmung und Gemeinschaft in Einzelheiten hervorgerufen wird“, wäre anfechtbar, wenn ich statt: „daß jede als selbständige Größe bestehen bleibt“ gesagt hätte: „als unveränderte (unveränderliche) Größe“.

Wie der Vorgang der Beziehung schematisch zu denken ist, habe ich in Kapitel I (ehe ich Kenntnis von Litts Einwendungen erhielt) deutlich genug dargelegt; von einem aktiven Träger und einem passiven Objekt, von einem fertigen Ich ist keine Rede; im Gegenteil hebe ich hervor, daß dieses „Ich“ erst durch den Vorgang „wird“.

Sigwarts (von Litt herangezogene) Ansicht, daß bei einer Beziehung jedes der beiden Objekte in der Vorstellung „fertig gegeben sein muß“, ist zu eng und nicht notwendig. Litt trägt in den Begriff der Beziehung nach dem Vorbilde Sigwarts etwas hinein, was durchaus nicht damit verbunden sein muß und von mir ausdrücklich ausgeschlossen wird.

Namenregister.

Sachregister.

T an Stelle der Seitenzahl bedeutet, daß sich der betreffende Ausdruck nicht im Texte, sondern nur in der „Tafel der menschlichen Beziehungen“ (s. Anlage) findet.

Hauptwerke der Soziologie und Gesellschaftswissenschaft

aus dem Verlag

Duncker & Humblot
München / Theresienhöhe 3 c



1924

PIERERSCHE HOFBUCHDRUCKEREI ALTENBURG S.-A.

Tafel der menschlichen Beziehungen in soziologischer Betrachtung.

I. Soziale Beziehungen erster Ordnung:

A. Beziehungen des Zu- und Miteinander

Voraussetzungen zu A: Kontakte (Soziopsychologische Grundlegung):

α) **Primäre Kontakte:**

anblicken, anblinzeln, verstohlen betrachten, anstecken (Ac), anziehen (Small), ausfragen, begrüßen; Bekanntschaft machen, besuchen, emotionalisieren, erröten, Fühlung nehmen, Gefallen finden und nehmen; hypnotisieren, intellektualisieren, küssen, lachen, jemanden mit den Augen messen, porträtieren; reagieren, spez.: feinfühlig reagieren (Vierkandt), scherzen, spaßen, suggerieren, tanzen (Thomas), bei Festen, Orgien usw.; aus Neugier, durch die Reklame, durch die Sprache (wie unterhalten usw.), durch Zärtlichkeit

β) **Beispiele sekundärer Kontakte:** durch Briefwechsel, Telephon usw., gedenken, hinwünschen (Stoltenberg), zu jemandem neigen, sich sehnen

Allgemeine A-Beziehungen:

α) auf Grund von Freundschaft, Liebe, Neigung, Sympathie;
β) aus Interessen;
γ) aus sachlichen Ursachen und Gründen.
Beispiele ad α: helfen, inspirieren, sich interessieren, mitfreuen, mitleiden, treu sein.
ad β: kuppeln, mürbe machen, nachahmen, nötigen.
ad γ: beschäftigen, Kunde sein, Kundschaft haben.
(In seltneren Maßen sind die jeweilig unter α oder β oder γ aufgeführten Beziehungen auch in den beiden anderen Rubriken anzutreffen.)
δ) **allgemeiner:** beeinflussen, befreien, beraten, erziehen, fördern, führen und folgen, gewöhnen, sich hinneigen, kultivieren, pflegen, sorgen (ferner verwandte Beziehungen und besonders die entsprechenden Passivformen)

a) Annäherung:
Übergänge vom Kontakte: Duldung und Kompromiß.
anbeten, anlocken, annehmen, anvertrauen, aufheitern, ausspüren, begleiten, Beifall zollen, belohnen, belustigen, sich auf jemanden berufen (doppelt), bitten, danken, fürsprechen, geben und gegengeben (Simmel), gestehen, sich herablassen, interpellieren, intim werden, ködern, konsultieren, kredenzen, sich Kundschaft verschaffen, lobhudeln, Pardon geben, petitionieren, sekundieren, ein Ständchen bringen, trösten, widmen, sich zugänglich machen, zujauchzen, zustimmen, durch Coedukation (Da), durch Galanterie (Cd), durch Kompliment

b) Anpassung:
(Assimilation, Akkomodation, Adaptation.)
anerziehen, sich freundliche Aufnahme verschaffen, jemandem etwas beibringen, beifallen und beistimmen, bemänteln, Bündnis schließen (Ac, Ad), an jemanden glauben, sich hineinleben, kreditieren, zum Mitleid bewegen, nachahmen (Tarde), übereinkommen, zivilisieren, durch Kollegialität, durch Mimikry, durch Einfluß des Zeitgeistes

c) Angleichung:
anhangen, anstecken (K.), sich auf jemanden berufen, Bündnis schließen (Ab, Ad), bürgen, garantieren, dienen (Cb), dürfen (Cb), entschädigen, jemanden frei halten, Freundschaft schließen, harmonisieren (Ad), eine Heimat schaffen (Dc), kombinieren von Kreisen, an denen der einzelne teil hat (Simmel), sich ins Mittel legen, verdichten (Simmel), durch Cant (Scheler), durch Diskretion, aus Mode, aus Willfährigkeit

d) Vereinigung:
(Amalgamation, Agglomeration, Aggregation, Konglomeration.)
beherbergen, harmonisieren (Ac), verloben, durch Bildung von Akademien, durch Bildung von Anhang, durch Aufnahme in einen Kreis, durch Bündnis (Ab, Ac) und Bund (Schmalenbach), durch Consensus, durch sexuelle Dauergemeinschaft (M. Weber), in dionysischem Geiste, durch Eideshilfe, auf Festen, Kirmeß, Picknick usw., durch Fetischismus, durch Jugend-, Knaben-, Männerbünde auf einer Konferenz, durch Konzentration, aus Kür- oder Wesenwillen (Tönnies), durch Liaison, durch Liebesverhältnis, durch Schwägerschaft und Verwandtschaft, durch Siedlung, zu Zwecken der Technik, durch Wahlverwandtschaft, durch Zusammenrottung

Folgezustände von A-Beziehungen: Geselligkeit, Gesellschaft, Verbundenheit — Abhängigkeit.

Folgezustände von A + B + M-Beziehungen: Entstehung von Gebilden (Massen, Gruppen und abstrakten Kollektiva).

B. Beziehungen des Aus- und Ohneinander

Allgemeine B-Beziehungen:

α) auf Grund von Abneigung (Antipathie), Feindschaft und Haß;
β) aus Interessen;
γ) aus sachlichen Ursachen und Gründen.
Beispiele ad α: Distanz halten, fortjagen und andere mit „fort" zusammengesetzte Tätigkeitswörter, einen Korb geben, im Stich lassen, sich trennen, die Tür weisen.
ad β: abdanken, abfallen, anklagen, erpressen, kündigen;
ad γ: sich zurückziehen (siehe dazu Notiz in Rubrik A);
δ) **allgemeiner:** Abschied nehmen, Fiasko machen, langweilen, meiden und sich isolieren (nämlich: um Abhängigkeit zu entgehen, um des Für-Sich-Seins willen, aus weltflüchtiger Kontemplation), aus der Schule plaudern, verscheuchen.

a) Konkurrenz:
einen Nebenbuhler ausstechen (Bc), höher bieten, rivalisieren (Bb, Bc), verdrängen (Bc), jemandem zuvorkommen, bei Geltendmachung von Ansprüchen (Ca), bei Anstellung (Anwartschaft), aus Interessengegensatz (Bc), im Wirtschaftsleben

Folge von Ba: Darma-Prinzip, stimulieren

zur Verhinderung von Ba: Institutionalisierung und andere D- und F-Prozesse

b) Opposition:
in Abrede stellen, abwälzen, abweisen, angeben, argwöhnen, jemandem etwas aufbinden, aufhetzen, auszischen, belauern, beunruhigen, beschämen, bloßstellen, brandmarken, debattieren (K.), jemandem ein Dorn im Auge sein, entgegenarbeiten, feilschen, Gegenmaßregeln ergreifen, hemmen, herabsetzen (Bc), herausfordern, hinterbringen, hintergehen, hintertreiben, zur Last legen, minorisieren, mißbilligen, nörgeln, protestieren, provozieren, rivalisieren (Ba, Bc), sich sträuben, jemandem einen Strich durch die Rechnung machen, absichtlich übergehen, überstimmen (Simmel), vereiteln, verschmähen, sich verteidigen (Bc), verraten, vorenthalten, jemandem im Wege stehen, Winkelzüge machen, aus Abneigung, durch Kabalen, durch Ketzerei, durch Komplott, durch Repressalien (M. Weber), aus Reziprozität (Oppenheimer), aus Reserviertheit (Simmel), durch Schmähschrift

c) Konflikt:
angreifen, einen Nebenbuhler ausstechen (Ba), befehden, beschuldigen, bezichtigen, duellieren, gefährden (bisweilen unter Maskierung des Konfliktes), herabsetzen (Bb), kämpfen, lynchen, matt setzen, prostituieren, rivalisieren (Ba, Bb), schikanieren, verabscheuen, verfolgen, verteidigen (Bb), aus Antagonismus (Ca), aus Eifersucht, aus Fremdenhaß, aus Interessengegensatz (Ba)

Folgezustände von B-Beziehungen: Einsamkeit, Isoliertheit, Eigenart, Selbstbestimmung.

M. Mischbeziehungen von A und B

α) **primäre Mischbeziehungen:**
anzüglich werden, sich auseinandersetzen, chaperonieren, entzaubern, Handel treiben, jemandem imponieren, ironisieren, kokettieren, konfrontieren, kritisieren, sich mokieren, Satisfaktion geben, spielen, speziell: um Geld spielen (to gamble), verpflichten, jemandem das Geld aus der Tasche ziehen, züchtigen, nach dem fair-play-Prinzip, durch Konnexion, durch Kunst, bei einer Maskerade

β) **sekundäre Mischbeziehungen:**
anschwärzen, Gleiches durch Gleiches bekämpfen (Simmel), jemandem die Augen über jemanden öffnen, klatschen, rächen, vergelten, in der Stellung d. tertius gaudens

II. Soziale Beziehungen zweiter Ordnung (soziale Prozesse im engeren Sinne):

C. Differenzierende Prozesse

Allgemeine C-Prozesse: abwandern, sezessionieren, sich spalten, sondern, teilen, durch Arbeitsteilung, durch Schaffung von Zwischengliedern

a) Entstehung von Ungleichheiten (Disparatheit)
aufsteigen (Cc), benachteiligen, herabsinken (Cc), sich hervortun (Cc), limitieren (Cc, Db), durch Antagonismus (Bc), durch Appropriation (M. Weber), durch Geltendmachung von Ansprüchen (Ba) (z. B. homo novus, homme arrivé), durch Ehrbegriffe (M. Weber), durch Luxus, durch Parteibildung, durch Reichtumsbildung (Cc, Ea), durch Schisma, durch Tabuierung (Cb, Fa)

b) Beherrschen und Dienen
Abgaben entrichten (lassen), den Ausschlag geben, befehlen und gehorchen, bevormunden, dominieren, dürfen (Ac), militarisieren (Db), patriarchalisieren (Fa), patronisieren, terrorisieren, unterwerfen (Db), zähmen (Db), zwingen, durch Ahnenverehrung, durch Helden- und Heiligenverehrung, aus Anmaßung, durch Autorität, auf Grund von Bedeutung, durch Cäsarismus, auf Grund von Charisma, durch Diktatur, durch Feudalismus (Cc), durch Führung, aus Streben nach Imperialismus, durch Kompetenz (Db), durch den Kultus, durch Legalisierung (Fa), nach den Prinzipien des Macchiavellismus (Spann), durch Magie, durch Prestige (Leopold), durch Reichtum, durch Sklaverei, mittels Spitzeln, agents provocateurs usw., durch Tabuierung (Ca, Fa), durch Theokratie

c) Abstufung und Schichtenbildung
aufsteigen (lassen) (Ca), feudalisieren (Cb), graduieren, heimlich verfahren (Simmel) (Ce), herabsinken (Ca), hervorheben, sich hervortun (Ca), klassifizieren (Db), limitieren (Ca, Db), nobilisieren (Cd), privilegieren, urbanisieren, verarmen, zensieren, durch Aristokratiebildung (Cd), durch Bildung (Dc), durch Dezentralisation (Fa), durch Inzucht, durch Kastenbildung (Cd), durch Klassenkampf (Eg), aus Moden (Da), in Personalklassen (Giddings), durch Schaffung von Prärogativen, durch Prestige (Cb), durch Entstehung von Unebenbürtigkeit

d) Auslese (Selektion)
als Gentleman, als Dame gelten und handeln, huldigen, idealisieren, nobilisieren (Cc), sublimieren, durch Aristokratiebildung (Cc), durch Auszeichnung, durch Erweckung von Ehrgeiz, durch Schaffung einer Elite, durch Exklusivität, durch Galanterie (Aa), von Honoratioren, durch Kastenbildung (Cc), nach Qualitäten, nach Schönheit, nach sozialer Zuchtwahl

e) Individuation, Absonderung und Entfremdung
vom richtigen Tone abweichen, aussetzen, friedlos machen, heimlich verfahren (Cc) (Simmel), Interessen vertreten (Ec, Eg), invertieren, kolonisieren (Fa), liberalisieren (Fc), lokalisieren, regulieren, spezialisieren (Fb), streiken (Ee), verbannen, aus Abtrünnigkeit (Eg, Fd), durch Ästhetentum, auf Grund von Askese, in der Bohême, durch Boykott, Exkommunikation, Verfehmung usw., durch Eigenleben, durch Flucht, durch Kassation, aus Keuschheit, auf Grund des laisser-faire-Prinzips (Ed), aus Originalität, durch Sektenbildung, durch Unpopularität, durch Zerstreuung (Diaspora)

D. Integrierende Prozesse

Allgemeine D-Prozesse: expandieren, propagieren, Proselyten machen, durch Arbeitszusammenfassung, durch Erweiterung des Gebildes, durch Einordnung von Zwischengliedern, durch Organisation, durch Pionierarbeit, durch Wachstum des Gebildes

a) Gleichmachung (Uniformierung)
ausbreiten (Db), begnadigen (Db), demokratisieren, sich erniedrigen, identifizieren, kompensieren, koordinieren, in Mode bringen (Cc), proletarisieren (Ea, Eg), untereinander teilen (Dc), durch Anonymität, durch Coeducation (Aa), durch Ausbildung von group-mind (Mac Dougall), durch die öffentliche Meinung (Tönnies), als Publikum

b) Ein-, Über- und Unterordnung
anerkennen (Small), ausbreiten (Da), begnadigen (Da), dingen, disziplinieren, föderieren (Gruppenbündnis schließen), inkorporieren, klassifizieren (Cc), kontrollieren, kooptieren, legitimieren, Lizenz geben, limitieren (Ca, Cc), militarisieren (Cb), mutualisieren (Dc), naturalisieren, normalisieren (Fa), als Prügeljungen verwenden, rehabilitieren, selbstverwalten, standardisieren (Fa), totemisieren, unterwerfen (Cb), utilitarisieren, vertrusten, zähmen (Cb), zentralisieren (Fa), laut Kompetenz (Cb), durch Zugehörigkeit

c) Sozialisierung
eine Heimat schaffen (Ac), humanisieren (Fd), mutualisieren (Db), sich opfern, untereinander teilen (Da), durch Bildung (Cc), durch Caritas, durch Kollektivismus, durch Kommunismus (Eg), durch Akkumulation? — durch Philanthropie, durch Pflege des Volkstums, durch Wohlfahrtspflege

E. Zerstörende Prozesse

Allgemeine E-Prozesse: siehe Eg

a) Ausbeutung
zum Aschenbrödel machen, begaunern, expropriieren, herumschmarotzen, proletarisieren (Da, Eg), durch Reichtumsbildung (Ca, Cb)

b) Begünstigung und Bestechung
korrumpieren, durch Konnexion, aus Nepotismus, infolge von Parasitentum (Ef, Eg)

c) Formalismus und Verknöcherung
kannegießern, mechanisieren, durch zunehmende Gleichgültigkeit (Apathie), aus Kameralismus

d) Kommerzialisierung
Beistand erkaufen, wucherisch aufkaufen (accaparer), industrialisieren (Fb), Interessen vertreten (Ce, Ef), pauperisieren (Eg), durch Akkumulation von Reichtum, durch Pflege des Erwerbs, aus Imperialismus (Cb, Fd), auf Grund des laisser-faire-Prinzips (Ce), infolge von Manchestertum, aus Mammonismus, durch Pleonexie

e) Radikalisierung
revolutionieren (Fc, Fd), streiken (Ce), syndikalisieren, durch Aufruhr, aus Chauvinismus

f) Verkehrung
antizipieren (Ross), Interessen vertreten (Ce, Ea), simulieren (Ross), aus Dilettantismus, durch Mißbrauch, durch Nihilismus, durch Parasitentum (Eb, Eg), durch Renegatentum, durch Rückschritt

g) **Ergebnis von E: Verfall:** durch Abtrünnigkeit (Ce, Fd), durch Demagogie, durch Exzesse, durch Klassenkampf (Cc), durch Kommunismus (Dc), durch Parasitentum (Eb, Ef), durch Pauperismus (Ec), durch Pleonexie (Ed), durch Pöbelherrschaft, durch Proletarisierung (Da, Ea), durch Verschwendung, durch Zersetzung

F. Umbildend-aufbauende Prozesse

Allgemeine F-Prozesse: siehe Fd

a) Institutionalisierung
abschaffen, Ämter schaffen, Anstalten errichten, dezentralisieren (Cc), dogmatisieren, Gehälter zahlen (Fb), Gewaltenbegrenzen u. teilen, gründen, konservieren, legalisieren (Cb), ökonomisieren, patriarchalisieren (Cb), politisieren, Polizei errichten, rationalisieren, regulieren, ritualisieren, sakrifizieren, standardisieren (Db), symbolisieren, tabuieren (Ca, Cb), traditionalisieren, versichern, verstaatlichen und verstadtlichen, zentralisieren (Db), durch Anciennität, durch Blutrache, durch Brauch, durch Ernennung, durch Komment, aus Mission (Cb, Fd), durch Namengebung, durch Titel, durch Zeremoniell

b) Professionalisierung
besolden (Fa), industrialisieren (Ed), instrumentalisieren, durch Nutzung von „Professionals"

c) Befreiung
balancieren (Ross), erlösen, humanisieren (Dc), liberalisieren (Ce), revolutionieren (Ee, Fd), durch anarchistische Bewegung, durch Kreuzzug

d) **Ergebnis von F: Neubildung:** durch Abtrünnigkeit (Ce, Eg), durch Aktivismus, durch soziale Bewegung, durch Imperialismus (Cb, Ed), durch Kolonisation (Ce), aus Kosmopolitismus, aus Mission (Cb, Fa), durch Modernismus, durch Pazifismus, durch Reform, durch Regeneration, in Renaissance, durch Revolutionierung (Ee, Fc), durch Transformation.

[illegible]
I Hft. S. 736


BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21332 4723

